This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 927,112

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

838
H922 br
1853

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Zweiter Theil.

Briefe

37101

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Fünfte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

Vorbericht.

Die Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin fallen von selbst in zwei Theile. Der zweite Theil umfaßt die letzten Lebensjahre, das Alter des Verfassers. Sie sind in den Jahren 1829 bis 1835 geschrieben, und sind alle, und noch der letzte Brief kurz vor dessen Ende, eigenhändig geschrieben.

Nach Frau von Humboldt's Tode beseelte ein ganz anderer Geist ihren jetzt auch schon verklärten Gatten. Gewiß blieb sein Leben und Wirken, im Allgemeinen, gleich wohlwollend, seine Theilnahme für Alle, die ihm nahe und werth waren, trostreich und voll Güte und Liebe; aber der Geist der Freude war entflohen, war der Erde abgewendet. Vom Leben forderte Er nichts mehr, es konnte Ihm nichts mehr gewähren, was für Ihn Werth hatte, als Stille und Einsamkeit, um ungestört in der Vergangenheit, in wehmüthigen Erinnerungen, in höhern Betrachtungen, in seinen Studien zu leben. Nie ist vielleicht eine Frau tiefer, edler, zärtlicher betrauert, nie aber wohl auch eine Frau einer solchen verklärenden Trauer würdiger gewesen. Das sprechen alle Sonette, alle Briefe aus, die in jenen Jahren geschrieben sind. Der Leser, in dessen Erinnerung

der Verfaſſer fortlebt, wird mit Ehrfurcht demſelben, im leidenden, aber ſchönen würdigen Alter folgen, wie er Ihm in den Jahren des männlich-kräftigen Wirkens mit Verehrung folgte.

Außer dieſem kurzen Vorwort darf die Herausgeberin dem zweiten Theile wenig hinzufügen. Sie hat ſich ſchwer entſchloſſen zu der Mittheilung der Briefe nach ihrem Ableben, noch ſchwerer den überzeugenden Vorſtellungen nachgegeben, daß es noch bei ihrem Leben geſchehe. Da aber der Entſchluß endlich gefaßt iſt, ſo hegt ſie die freudige Zuverſicht, daß das Buch viele Freunde finden wird.

So gehe denn heraus aus Deiner vieljährigen geheiligten Verborgenheit, Du lieber, troſtreicher Gefährte in dunkeln Tagen, und ſei Vielen zur Freude, zur Erhebung und zum Troſt, wie Du es mir einſt wareſt.

Die Herausgeberin bittet Alle, die ſich ihrer Arbeit freuen, um Nachſicht für das wenige Eigene was ſie hinzuthun mußte, und um gütiges Wohlwollen für einen noch übrigen kleinen Lebensreſt. *)

*) Die edle Frau iſt nach kurzen Leiden verſchieden.

Inhalt des ersten Theils.

Seite

Vorbericht V

An den Freiherrn von Humboldt, vom 18. October 1814 XIX

Erster Brief. Wien, den 3. November 1814.

Aus Wien vom Kongreß 1

Zweiter Brief. Wien, den 18. December 1814.

Aus Wien vom Kongreß 7

Dritter Brief. Burgörner, April 1822.

Erinnerung 10

Vierter Brief.

Erneuerte Erinnerung 11

Fünfter Brief. Burgörner, den 3. Mai 1822.

Beginn der Korrespondenz 12

Sechster Brief. Burgörner, Ende Mai 1822.

Wohlwollende Gesinnungen 15

Siebenter Brief. Burgörner, 1822.

Ein Wunsch. Einwendungen 18

Achter Brief. Burgörner, 1822.

Beantwortung derselben. Erster Versuch. Der Mensch, das Wichtigste für den Menschen 20

Neunter Brief. Tegel, den 10. Juli 1832.

Tegel. Hang zur Einsamkeit und deren Werth. Verschiedene Ansicht verschiedener Gegenstände. Ausgezogene Gedanken. Erlaubniß die Briefe zu bewahren. Selbstcharakteristik. Ausgezogene Gedanken 25

Zehnter Brief. Burgörner, Juli 1822.

Zurückkommen auf Lektüre. Behandeln der Menschen nach ihrem Charakter. Wiederholtes Gutheißen des Hanges zur Einsamkeit. Ausgezogene Gedanken 31

Seite

Elfter Brief. Berlin, den 2. December 1822.
Familiennachrichten 36

Zwölfter Brief. Berlin, den 27. December 1822.
Würdigung treuer Gesinnungen und Zusagen unwandelbarer Theilnahme. Eigentliches Gelehrtenleben. Studien. Eintheilung der Zeit 42

Dreizehnter Brief. Berlin, den 14. Februar 1823.
Klagen über Stillschweigen. Alexander's von Humboldt Besuch und Abreise nach Paris 47

Vierzehnter Brief. Berlin, den 14. März 1823.
Gabe zu trösten und zu erheben. Theilnahme an einer Unannehmlichkeit 48

Funfzehnter Brief. Berlin, den 30. März 1823.
Verweise. Milde, sanft, gütig und liebreich 52

Sechzehnter Brief. Berlin, den 12. April 1823.
Freude über gute Nachrichten 57

Siebzehnter Brief. Berlin, den 25. April 1823.
Abneigung gegen das Stadtleben. Freude am freien Himmel, an der Natur. Abtheilungen des Lebens, Jugend, Reife, Alter. Anblick des Himmels. Geisterartiges. Geisterreich. Erhebende Voraussetzung 58

Achtzehnter Brief. Tegel, den 15. Mai 1823.
Geistige Kraft, sich mitten unter Menschen zu isoliren und in ganz verschiedenen Ideen zugleich zu leben. Vertrauliche Beziehungen auf den Austritt aus dem Ministerium. Anerkennung des seltenen Glücks bei herannahendem Alter vollkommener Freiheit zu genießen 63

Neunzehnter Brief. Tegel, den 26. Mai 1823.
Pfingstfest, geistige und irdische Bedeutung. Schmerz, Milde, Nachsicht, Duldung, Theilnahme für Frauen. Andere Forderungen an den Mann. Ausgezogene Gedanken. Freundschaft höherer Naturen 68

Zwanzigster Brief. Ottmachau, den 12. Juli 1823.
Ottmachau. Güter in Schlesien. Glück, Sehnsucht, Selbstbeurtheilung 74

Einundzwanzigster Brief. Tegel, den 11. August 1823.
Rückkunft nach Tegel 77

Zweiundzwanzigster Brief. Den 10. September 1823.
Eine besondere, unerklärt gebliebene Spukgeschichte. Dohm und seine Frau 81

Seite

Dreiundzwanzigster Brief. Tegel, den 28. September 1823.
Antwort auf erbetenen Rath. Ein Gesuch 87

Vierundzwanzigster Brief. Berlin, den 18. October 1823.
Eigene Art der Ansicht. Bemerkungen über biographische Mittheilungen 89

Fünfundzwanzigster Brief. Berlin, den 3. November 1823.
Fortsetzung 92

Sechsundzwanzigster Brief. Burgörner, den 29. November 1823.
Fortsetzung 93

Siebenundzwanzigster Brief. Berlin, den 22. Januar 1824.
Glückwünsche beim Jahreswechsel. Liebreicher Tadel, Mißbilligung, Zurechtweisung. Vorschläge zu biographischen Mittheilungen 97

Achtundzwanzigster Brief.
Erklärung einiger Bibelstellen 102

Neunundzwanzigster Brief.
Fortsetzung 106

Dreißigster Brief. Berlin, den 12. März 1824.
Warnungen vor beunruhigenden Vorstellungen. Wiederkehr des Frühjahrs 110

Einunddreißigster Brief. Im April 1824.
Höherer Segen. Glück. Sorge für die Herausgeberin 113

Zweiunddreißigster Brief. Im Mai.
Baum, Lustschloß des Grafen Wilhelm zur Lippe-Bückeburg. Phantasiegebilde, oder Gemüthsbilder in ihrem Einfluß auf das innere Leben 116

Dreiunddreißigster Brief. Tegel, den 15. Juni 1824.
Achtung für ein angestrengtes Arbeitsleben. Last und Pein unbedeutender Besuche 120

Vierunddreißigster Brief. Herrnstadt, den 9. Juli 1824.
Ein Brief auf der Reise. Erste Lobrede auf das Alter, das sich leider ganz anders gestaltete, als es hier vorausgesetzt wird. Blick auf das Leben 123

Fünfunddreißigster Brief. Tegel, den 12. September 1824.
Rückkunft in Tegel. Beschreibung. Große Freude an Schönheit der Bäume. Bäume, Symbole der Sehnsucht. Studien. Schöner Uebergang vom Studium des Alterthums zur Bibel. Ehrfurchtsvolles Urtheil über die Schriften des Alten wie des Neuen Testaments 129

Seite

Sechsunddreißigster Brief. Burgörner, den 13. November 1824. Theilnahme am innern und äußern Leben. Eltern und Kinder. Lob und Tadel. Ausgezogene Gedanken 134

Siebenunddreißigster Brief. Berlin, December 1824. Schluß des Jahres. Zusage unwandelbarer Freundschaft... 141

Achtunddreißigster Brief. Berlin, den 31. Januar 1825. Krankſein. Gelaſſenheit und Würde. Die Zeit, ihre große Wichtigkeit. Freude an Ausdauer und Fleiß 143

Neununddreißigster Brief. Berlin, den 8. Februar 1825. Dunkle Stellen 148

Vierzigster Brief. Berlin, den 12. Februar 1825. Eigenthümliche Geiſtesrichtung. Studien. Biographie..... 150

Einundvierzigster Brief. Berlin, den 8. März 1825. Gleichheit des Alters. Freundſchaft und Liebe..... 153

Zweiundvierzigster Brief. Berlin, den 22. März 1825. Freude an der Natur. Eintheilung der Zeit..... 157

Dreiundvierzigster Brief. Berlin, den 6. April 1825. Noch etwas Biographie. Erinnerung d. Jahre 1788, 89, 90 u. 91 162

Vierundvierzigster Brief. Tegel, den 1. Mai 1825. Fortſetzung. Campe. Reiſe nach Paris, in die Schweiz u. ſ. w. Leidenſchaftliche Neigung, intereſſante Menſchen näher zu kennen. Empfindung beim Erwachen der Natur..... 166

Fünfundvierzigster Brief. Tegel, den 15. Mai 1825. Leben in Ideen, das reichſte und beſte..... 170

Sechsundvierzigster Brief. Berlin, den 21. Mai 1825. Das Pfingſtfeſt. Werth aller Feſte. Ausgezogene Gedanken 173

Siebenundvierzigster Brief. Tegel, den 16. Juli 1825. Klare Anſicht eines ſeltenen Verhältniſſes. Wunſch, Mißverſtändniſſe zu beſeitigen. Niemand außer ſich bedürfen — wie das gemeint ſei 178

Achtundvierzigster Brief. Burgörner, den 18. Auguſt 1825. Leben in der Provinz. Freude an einem einfachen Leben. Hang zur Vertiefung. Wohlthätiger Einfluß dieſer Neigung. Erklärung derſelben. Uebergang aus dieſer Ideenwelt in ein höheres Leben. Erneuerte Verſicherung der Theilnahme. Konſequenz. Nachdenken über ſich ſelbſt..... 183

Neunundvierzigster Brief. Burgörner, den 6. September 1825. Geſundheitszuſtand. Zwei Gebiete, in denen ſich der Menſch bewegt: das der Abhängigkeit und das der Freiheit. Schiller. Körperliche Leiden..... 190

Seite

Funfzigster Brief. Burgörner, den 26. September 1825.
Ermunterungen, Ermahnungen, Erhebungen. Ideen. Klare, erleuchtende Erklärungen 194

Einundfunfzigster Brief.
Kurzer Brief voll Güte 199

Zweiundfunfzigster Brief. Tegel, den 17. October 1825.
Sternenhimmel, hohe Freude gewährend. Familienleben in Burgörner 202

Dreiundfunfzigster Brief. Berlin, den 30. October 1825.
Die Kupferstiche von Tegel 208

Vierundfunfzigster Brief. Berlin, den 8. November 1825.
Beschreibung des Aeußern und Innern des Schlosses. Walter Scott 209

Fünfundfunfzigster Brief. Berlin, den 1. December 1825.
Biographie, ein neues Heft; gütiges Interesse an der Charakterentwickelung eines jungen Mädchens, das noch nicht ganz aus der Kindheit herausgetreten war 214

Sechsundfunfzigster Brief. Berlin, den 25. December 1825.
Schnelligkeit der Zeit. Abgeschlossene Rechnung mit dem Leben. Leben, Tod, Fortdauer 218

Siebenundfunfzigster Brief. Berlin, den 14. Februar 1826.
Ruhe und Heiterkeit. Cadet de Baux'sche Heilmethode. Berufen des Glücks 222

Achtundfunfzigster Brief. Berlin, den 23. März 1826.
Rathschläge und Versicherungen der Theilnahme 227

Neunundfunfzigster Brief. Ottmachau, den 10. April 1826.
Kurze Beschreibung der Reise. Der junge Rosen, ein Liebling Wilhelm's von Humboldt. Höflichkeit 232

Sechzigster Brief. Glogau, den 9. Mai 1826.
Rückreise. Beschreibung derselben. Zeitungen, entbehrlich. Weltgeschichtliche Begebenheiten im Großen und Allgemeinen und wieder im Individuellen. Uebergehen vom Irdischen zum Ueberirdischen. Wiedersehen, Wiederfinden unserer Geliebten; Unentbehrlichkeit dieser Hoffnung, dieses Glaubens. Freude an Kirchhöfen. Sehr schöne in Königsberg 236

Einundsechzigster Brief. Berlin.
Zurück in Berlin und sehr beschäftigt. Tiefe Sehnsucht nach einem höhern schönern Zustand, als er uns hier verliehen ist. Ueber Einseitigkeit. Laster und Gesinnung 241

Seite

Zweiundsechzigster Brief. Tegel, den 10. September 1826.
Empfang eines neuen biographischen Heftes. Höhere Ansicht, höhere Zwecke schmerzlicher Verhängnisse. Einiges aus dem Geisterreich 246

Dreiundsechzigster Brief. Tegel, im October 1826.
Wunderbare seltene Geisteskraft. Noch etwas ins Geisterreich Gehörendes. Erhebende und trostreiche Erklärungen. Tiefe Ehrfurcht für die Güte und Weisheit der Gottheit... 251

Vierundsechzigster Brief. Berlin, den 8. November 1826.
Tröstlich und wohlthuend ist die Vorstellung über uns wachender Schutzgeister. Bibel, Altes und Neues Testament. Vertiefen in den Anblick des Sternenhimmels. Unsterblichkeit, Tod, freudiges Erwarten desselben. Freudigkeit und Hoffnung im Tode und der Erwartung des folgenden schönern Lebens 256

Fünfundsechzigster Brief. Tegel, den 6. December 1826.
Segnungen des Christenthums 261

Sechsundsechzigster Brief. Rudolstadt, den 2. Januar 1827.
Rudolstadt. Schönheit der Gegend. Schönes Bild der geistreichen, liebenswürdigen Fürstin 264

Siebenundsechzigster Brief. Berlin, den 28. Januar 1827.
Gedanken und Ideen über verschiedene Gegenstände. Religiöse Ansichten, trostvoll 269

Achtundsechzigster Brief. Tegel, den 18. März 1827.
Offenbach. Frau von Laroche 275

Neunundsechzigster Brief. Berlin, den 10. April 1827.
Wehmuth und Heiterkeit. Erinnerung an Offenbach..... 277

Siebzigster Brief. Berlin, den 2. Mai 1827.
Korrespondenz, was dazu erfordert wird und worin der Genuß und die Freude daran besteht. Wenig Menschen haben Sinn dafür. Fest- und Ruhetage. Erklärung des Friedens, den die Welt nicht giebt 280

Einundsiebzigster Brief. Tegel, den 23. Mai 1827.
Wiederholte Freude an Bäumen, immer neu und voll reicher Ideen. Zurückkommen auf die Korrespondenz und Vorschlag 287

Zweiundsiebzigster Brief. Tegel, den 12. Juni 1827.
Naturerscheinungen; von allen die furchtbarste, der Sturm. Ankündigung einer großen Reise nach Bad Gastein. Salzburg mit seinen schönen Gebirgen; in Deutschland wohl die schönste Gegend. Tod durch Blitz, als Antwort auf eine Briefstelle 294

Seite

Dreiundsiebzigster Brief. Landshut, den 19. Juli 1827.
Reisen störend in Geschäften. Stilles Denken lieben Frauen mehr als Männer. Die Arbeiten der Frauen lassen das stille Sein der Seele, das Leben in Gedanken und Empfindungen zu. Die Beschäftigungen der Männer schließen es aus. Darum sind meist Frauen interessanter als Männer. München, Baireuth. Schönes Land, reich an Merkwürdigkeiten aller Art 303

Vierundsiebzigster Brief. Bad Gastein, den 5. August 1827.
Reisebeschreibung. Gastein, der Wasserfall und die überaus reizende Lage dieses Bades. München. Große Kunstschätze daselbst 308

Fünfundsiebzigster Brief. Bad Gastein, den 21. August 1827.
Familie St. Rückkehr nach Berlin und Tegel 313

Sechsundsiebzigster Brief. Tegel, den 5. September 1827.
Beschreibung sehr schöner Gegenden, Salzburg, Baireuth und auch noch über Gastein. Ueber die Eindrücke der Natur und Gegenden 317

Siebenundsiebzigster Brief. Tegel, den 21. September 1827.
Theilnahme an dem Wiedersehen der Familie St. 322

Achtundsiebzigster Brief. Tegel, den 8. October 1827.
Südliches und nördliches Klima (Wiederholungen, aber nur um zu höhern Ideen überzugehen: Erstarren im Tode, Auferstehen zu neuem Leben, sterben und zu neuem Dasein erwachen) 326

Neunundsiebzigster Brief. Tegel, den 26. October 1827.
Der 18. October 329

Achtzigster Brief. Im December 1827.
Sternhimmel. Stimmung beim Anblick des Wassers. Theilnehmendes Verweilen bei einer traurigen Stimmung. Glaube. Seelenfriede 331

Einundachtzigster Brief. Berlin, im Januar 1828.
Sonderbare Einbildungen eines großen Mannes, daran geknüpfte hohe und erhebende Ideen. Großer Reiseplan. Feststellung des Briefwechsels. Sternhimmel. Größe der Natur, des Schöpfers und dessen Güte, diese vor allen von der trostvollen Seite betrachtet 337

Zweiundachtzigster Brief. Berlin, den 21. März 1828.
Aenderung der Reiseroute 344

Seite

Dreiundachtzigster Brief. Unterwegs.
Wiedersehen! 345

Vierundachtzigster Brief. Paris, den 23. April 1828.
Erinnerung daran. Frankfurt, Frankreich, Reisen in Frankreich, nicht vergnüglich. Ankunft in Paris. Reise und Reiseerzählung 346

Fünfundachtzigster Brief. London, den 20. Mai 1828.
Ueberfahrt von Calais nach London. Sonnenaufgang auf dem Meer betrachtet. Eindruck der großen Stadt. Lebensweise in London 352

Sechsundachtzigster Brief. London, im Juni 1828.
Mannichfaltiges Interesse, sowohl in Kunst und Wissenschaft, als in Gelehrsamkeit. Abreise von London. Ende des Parlaments. Englischer Gottesdienst, nicht erbaulich. Quäker, Mrs. Fry. Besuch des Hauptgefängnisses 356

Siebenundachtzigster Brief. Salzburg, den 17. August 1828.
Rückkehr nach Deutschland. Reise von London nach Gastein, über Elsaß, Schwaben und Baiern. Der König von Baiern. Urtheil über ihn, Würdigung seines hohen Werths. Kunstschätze 362

Achtundachtzigster Brief.
Werth eines ruhigschönen Stilllebens. Es geht aus dem Innern hervor. Bemerkung über diesen Gegenstand. Noch ein Blick auf Gastein 366

Neunundachtzigster Brief. Tegel, den 16. October 1828.
Schloß Thurnau. Betrachtung des gestirnten Himmels 371

Neunzigster Brief. Berlin, den 16. Nov. u. 16. Dec. 1828.
Theilnahme an schwerer Stimmung. Ansicht des Todes. Beruhigender Zuspruch. Schwermüthige düstre Ahnung beim Schluß des Jahres, der Frau von Humboldt drohende tödtliche Krankheit 383

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Vorbericht V

Erster Brief. Berlin, 1829.
Schmerzliche Stimmung. Nahes Ende der Frau von Humboldt 1

Zweiter Brief. Berlin, den 31. März 1829.
Frau von Humboldt's Tod; Begräbniß in Tegel 2

Dritter Brief. Berlin, den 18. Mai 1829.
Neuer Verlust durch den Tod eines Freundes 4

Vierter Brief. Tegel, den 12. Juni 1829.
Natur, Tod, Unglück, Trostlosigkeit, Trost. Leben mit einem großen Schmerz. Wehmüthige Zufriedenheit. Philosophische und religiöse Berufung zu neuer Thätigkeit. Ansicht großer Naturbegebenheiten 9

Fünfter Brief. Tegel, den 6. Juli 1829.
Erkrankung und Genesung eines Enkels. Wehmüthige Erinnerung an verlorene Kinder. Ableben der Frau Therese Huber 15

Sechster Brief.
Würdigung der edeln Frau. Forster und Huber. Kraft des menschlichen Gemüths. Nahe Abreise nach Gastein 18

Siebenter Brief. Bad Gastein, den 20. August 1829.
Aus Gastein, voll hohen Inhalts 23

Achter Brief. Regensburg, den 10. September 1829.
Augenleiden. Resignation. Todesfall auf der Reise. Ein Aufsatz in den Horen, von Alexander von Humboldt 30

Neunter Brief. Tegel, den 30. September 1829.
Ruhe und Ergebung. Wehmüthige, auf Blindheit sich beziehende Gesinnungen. Der Rhodische Genius, von Alexander von Humboldt. Wetterlaunen. Gleichmuth in Krankheit. Frau von Humboldt's Grabmal 35

Zehnter Brief. Tegel, den 24. December 1829.
Betrachtende Ruhe. Sonnenuntergang. Tod. Künftiges

Seite

Leben. Wirken so lange man kann. Einsamkeit. Studien. Theilnahme. Wechsel des Jahres 43

Elfter Brief. Tegel, den 26. Januar 1830.
Uebergang vom irdischen Kummer zu tiefem Schmerz, der erst im eigenen Grabe endet. Pflicht auch im größten Schmerz zu wirken und zu handeln. Dies der Probierstein unsrer Empfindungen und der Aechtheit derselben. Lauterkeit der Gefühle für Verstorbene. Höher ist noch die Empfindung des Schmerzes, wenn sie sich über das Irdische zu Göttlichem erhebt, dann entfremdet sie der Erde nicht 48

Zwölfter Brief. Tegel, den 5. und 17. März 1830.
Sorge beim Ausbleiben der Briefe, Beruhigung nach Empfang derselben. Freude an wiederkehrender Heiterkeit. Bitte und Ermahnung sie zu befriedigen. Ueberall Rückblick auf die Verklärte in hoher Verehrung; überall Beziehung auf den unersetzlichen Verlust in höchster Würdigung. Schmerz, Trost in Erinnerung 53

Dreizehnter Brief. Tegel, den 6. bis 9. Mai 1830.
Nächtliches Dunkel. Uebergang zu Licht und höhern Ansichten. Rührende, zärtliche Beziehung, hier wie überall, auf den großen Verlust. Ermahnung zur entschwundenen Heiterkeit 59

Vierzehnter Brief. Tegel, den 29. Mai 1830.
G. Jacobi. Offene Kirchen, tröstlich und erhebend. Fernow. Goethe's Briefe über Italien. Reise nach Schlesien und nach Gastein 63

Funfzehnter Brief. Ottmachau, den 22. Juni 1830.
Wien. Linz. Gewitter. Tod 67

Sechzehnter Brief. Gastein, den 17. Juli 1830.
Gesundheit. Vornamen, Vorliebe dabei. Gastein. Sehnsucht nach Ruhe. Erklärung derselben und leise Hinweisung auf äußeres wie inneres Glück 73

Siebzehnter Brief. Tegel, den 12. August 1830.
Zurückkunft nach Tegel, dem schönen, lieben Wohnsitz, der alles umfaßte, womit die unendliche Sehnsucht beschäftigt war. Freude an den Studien 78

Achtzehnter Brief. Tegel, den 7. September 1830.
Stimmung und Lebensweise. Sternenhimmel. Eine Hypothese von Kant, in jener Zeit beruhigend und tröstlich. Fürsorglichkeit. Die politischen Ereignisse von 1830 84

Seite

Neunzehnter Brief. Tegel, den 6. October 1830.
Das Leben, ein Fortschreiten zu einer höhern Stufe. Fr. Leopold v. Stolberg, seine Geschichte der Religion Jesu Christi 91

Zwanzigster Brief. Tegel, den 6. November 1830.
Art und Weise, mit Seele und Freude eine wissenschaftliche Beschäftigung vorzunehmen 96

Einundzwanzigster Brief. Tegel, den 4. December 1830.
Stolberg, sein Uebertritt zur kathol. Religion. Ein Buch als Andenken. Palästina. Carl Ritter, schönes Lob desselben 101

Zweiundzwanzigster Brief. Tegel, den 4. Januar 1831.
Wie Wilhelm v. Humboldt den Jahreswechsel begann. Ideen. Jugend, Alter; schöne Seiten von beiden. Palästina und das Alterthum. Immer derselbe Geist, dasselbe Bemühn, das Gebeugte zu erheben, das Schwache zu ermuthigen. Wohlwollen, leiser Tadel und Zurechtweisung. Ansicht der Weltereignisse im Allgemeinen, und derer von 1831 im Besondern 107

Dreiundzwanzigster Brief. Tegel, den 5. u. 8. Februar 1831.
Gesundheits-Nachrichten. Immer größere Schwierigkeit des Schreibens. Gellert. Würdigende Erinnerung an den lieben frommen Mann „ohne alle Poesie". Heiligung nach Gellert, doch schön! 112

Vierundzwanzigster Brief. Tegel, den 6. April 1831.
Stillschweigen. Vermuthungen. Sonnenuntergang. Phantasiegebilde 121

Fünfundzwanzigster Brief. Tegel, den 6. Mai 1831.
Zeitereignisse. Krieg, Polen. Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Was ist Poesie? Klopstock, Gellert 126

Sechsundzwanzigster Brief. Tegel, den 3. Juni 1831.
Tröstliche Theilnahme an einem Trauerfall. Wehmüthige Erinnerung an einen eigenen Verlust in Rom 129

Siebenundzwanzigster Brief. Aschersleben, den 2. Juli 1831.
Erinnerungen an Vergangenheit. Geringer Werth des Lebens. Verlust und Gewinn des Alters. Campe. Verschiedene Sphären der Menschen. Ein irdischer und ein höherer Kreis. Der letzte ist Eigenthum des Alters. Erklärung 134

Seite

Achtundzwanzigster Brief. Norderney, den 26. Juli 1831.
Das Seebad und Norderney. Das Meer. Erhabenheit des Gegenstandes. Lebhafte Beschreibung des Anblicks von Norderney selbst. Gesundheits-Nachrichten 139

Neunundzwanzigster Brief. Tegel, den 1. Januar 1832.
Lebensansichten in verschiedenen Zeiten und Lagen. Zusammenhang des irdischen und überirdischen Daseins. Theilnahme an einem neuen Trauerfall 143

Dreißigster Brief. Tegel, den 2. Februar 1832.
Wohlthätiger Einfluß tröstenden Zuspruchs geliebter Personen. Woher diese Wirkung komme. Groß- und edelherzige Aeußerungen über diesen Gegenstand, und eben so freisinnige Würdigung der Menschen. Gewinn dieser berichtigten Urtheilskraft für die Lebensverhältnisse, vorzüglich für die innigsten. Trauer. Mißfallen an kalter frömmelnder Ergebung 147

Einunddreißigster Brief. Tegel, den 7. März 1832.
Ueber Duelle. Etwas Astronomie. Selbstkenntniß. Erhebung unserer Gesinnungen. Erweiterung der innern Bestrebungen ist eben sowohl die Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, als die Reinheit seiner Handlungen. Sittliche Schönheit beweist, daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorschwebt, das zwar unerreichbar ist, aber stets zur Nacheiferung begeistert. In den Kreis von Begriffen, den einer besitzt, gehört nicht gerade Bücherbildung, aber Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit ist erforderlich. Mißverhältniß des Denkens zum Wissen. Bei Männern fällt es weniger auf. Bei Frauen ist es unangenehm. 153

Zweiunddreißigster Brief. Tegel, den 5. Mai 1832.
An einen unbedeutenden Todesfall geknüpfte trostreiche und erhebende Ideen. Etwas Astronomie. Briefwechsel mit Schiller 158

Dreiunddreißigster Brief. Tegel, den 4. Juni 1832.
Abermalige Reise nach Norderney im Gefühl zunehmender Schwäche. Gelassenes Ertragen derselben. Uebergang zu ernstern Ansichten über Leben und Tod und Reife zum Tode, diese sieht der Mensch nicht ein und kann sie nicht berechnen 165

Vierunddreißigster Brief. Tegel, den 26. Juni 1832.
Das Wichtigste im Leben. Gesundheitsnachrichten, die täuschen sollten, aber nicht täuschten! 170

Seite

Fünfunddreißigster Brief. Norderney, den 2. August 1832.
Ankunft in Norderney. Ueber die Wirkung des Bades und dortige Verbesserungen. Vorbereitung auf das gefürchtete Kommende. Ueber den Briefwechsel mit Schiller. Hohe Bescheidenheit, ja, Unterordnung unter Schiller. Frau von Staël und eine ihrer Paradoxen. Großes Lob der Frau von Staël. Freude an jungen glücklichen, zeitgemäßen Ehen. Uebergang zum Alter. Nicht freudenarm, doch nicht absprechend über Andere..... 173

Sechsunddreißigster Brief. Tegel, den 3. September 1832.
Rückkehr nach Tegel. Wiederaufnahme der Studien; Gelassenheit, Geduld, kein Verdienst! Alles nichts dem Reichbegabten voll hoher Selbstbeherrschung. Zwiefache Art des Alters. Liebenswürdiger Frohsinn und Geselligkeit, oder mehr Ernst, und Ruhe und Tiefe..... 179

Siebenunddreißigster Brief. Tegel, den 4. October 1832.
Cholera. Besorgniß bei ihrer Erscheinung in K. Ausgezogene Gedanken. Lieblingsideen. Sonnenuntergang..... 184

Achtunddreißigster Brief. Tegel, December 1832.
Freude an vertrauten Mittheilungen. Einzelne Gedanken. Sein Haus bestellen, im Aeußern und Innern. Zurückkommen auf Geduld. Gar kein Verdienst! Campe. Doppelte Wünsche beim Schluß des Jahres..... 188

Neununddreißigster Brief. Tegel, den 5. Januar 1833.
Beginn des Jahres, bei prächtigen Sternnächten. Größere Schönheit der Nächte in Italien..... 191

Vierzigster Brief. Tegel, den 9. Februar 1833.
Werth eines Briefwechsels, der das äußere Leben wenig berührt. Zugleich auch Freude an vertraulichen Mittheilungen. Sein Haus bestellen im Aeußern und Innern; Erklärung. Viel edlerer, höherer Art ist das innere geistige..... 194

Einundvierzigster Brief. Tegel, den 8. März 1833.
Ideen. Das Höchste. Erklärung..... 199

Zweiundvierzigster Brief. Tegel, den 7. April 1833.
Tagebücher, verbrannt!! Gedächtniß. Declamiren. Wie viel dazu gehört. Zufriedenheit mit ergebener Stimmung. Freundliche Ermahnung zu noch höherer Ergebung..... 204

Dreiundvierzigster Brief. Tegel, den 28. April 1833.
Fürst Radziwill und dessen Familie. Gall und Lavater... 210

Seite

Vierundvierzigster Brief. Tegel, den 14. Juni 1833.
Wiederholte theilnehmende Besorgniß. Weibliche Arbeit. Seelenvolles Lob derselben. Einfluß derselben auf Gemüth und Geist der Frauen..... 214

Fünfundvierzigster Brief. Berlin, den 1. Juli 1833.
Homöopathie 218

Sechsundvierzigster Brief. Norderney, den 13. Juli 1833.
Hamburg und der hohe Wohlstand, der dort herrscht. Klopstock. Sein Grab. Dessen zweite Ehe. Widerwille gegen zweite Ehen. Leben in Norderney. Erinnerungen. Ideen und Wissenschaften. Etwas über Goethe's nachgelassene Werke..... 220

Siebenundvierzigster Brief. Norderney, den 2. August 1833.
Erfreuliche Wirkung des Seebades. Gewalt der Seele über kranke Zustände. Frau von Staël. Frau von Laroche. Großes Lob der Erstern, Gerechtigkeit gegen die Letztere... 224

Achtundvierzigster Brief. Tegel, den 6. October 1833.
Ueber Goethe und Herder. Beurtheilung Herder's. Würdigung seiner Schriften. Auf welche Art man Schriften nahen und sie lesen soll. Milder Tadel des vorsätzlichen Lesens..... 229

Neunundvierzigster Brief. Tegel, den 4. bis 8. November 1833.
Doppelte Sphäre in unserer Seele. Montserrat..... 234

Funfzigster Brief. Tegel, den 16. November bis 7. Dec. 1833.
Mehr noch über die Art wie man Bücher liest. Bunsen. Paul Gerhard. Was ein geistlich Lied eigentlich sein soll. Sorgfältige Auswahl und Bearbeitung der Lieder. Vorzug der ältern Lieder vor den neuern. Es herrscht jetzt mehr als früher, tiefer, religiöser Sinn. Welterereignisse. Sträfliches, doch kein unbedingtes Absprechen. Ehmals größere Frivolität, die alle Moralität untergräbt und keine Tiefe aufkommen läßt. Einfluß der Witterung auf viele Menschen. Lächerliches Beispiel..... 238

Einundfunfzigster Brief. Tegel, den 20. Dec. 1833 b. 7. Jan. 34.
Italien. Reise und Aufenthalt dort ein sehr hoher Genuß. Reisebücher als Begleiter. Stolberg vorzüglich, auch Friederike Brun. Erwiederung auf Resignation auf fernere Briefe bei ungeheurer Anstrengung im Schreiben, die in der Schrift auf's schmerzlichste zu erkennen war. Beim Beginn des Jahrs. Es sollte Trost sein und war es auch..... 245

Seite

Zweiundfunfzigster Brief. Tegel, den 12. Januar 1834.
Noch etwas über Paul Gerhard's Lieder. Ueber Bibel. Herder. Viel und wenig lesen. Woher die größere oder geringere Lesesucht stamme. Was ist Glück? Frauen finden stilles Glück eher als Männer. Zurückkommen auf die Fortdauer des Briefwechsels, leider nicht unbedingt!..... 251

Dreiundfunfzigster Brief. Tegel, Februar 1834.
Februar; der Komet von 1835. Das Vorahnen eines nahen Zustandes, der über alles vielleicht Aufschluß giebt. Das Vorahnen geht durch alle Gedanken wehmüthig und erhebend. Noch Erinnerungen an Goethe. Schleiermacher. Sein Tod ein großer Verlust..... 256

Vierundfunfzigster Brief. Tegel, den 14. März b. 9. April 1834.
Stolberg. Seine italienische Reise und sein Katholicismus. Schönheit und Pracht der Kirchen in Italien. Offene Kirchen den ganzen Tag. Einfluß derselben auf das Gemüth. Noch ein klares würdiges Urtheil über Paul Gerhard's Lieder. Werth eines Predigers, worin er besteht..... 260

Fünfundfunfzigster Brief. Tegel, den 15. April bis 8. Mai 1834.
Ganz veränderte Handschrift! Sehr ernste Betrachtung über den Einfluß des Alters auf Geist und Charakter. Lieblingsideen..... 264

Sechsundfunfzigster Brief. Tegel, d. 16. Mai, 18. u. 28. Juli 1834.
Freude an der Natur, immer neu. Blick auf eine künftige Welt, veranlaßt durch Paulus. Die allerdings vielfachen und großen Beschwerden des Alters sind nur in Geduld zu ertragen, und auch die erhebenden Seiten nicht zu übersehen..... 268

Siebenundfunfzigster Brief. Tegel, August u. September 1834.
Selbstkenntniß..... 273

Achtundfunfzigster Brief. Tegel, September u. October 1834.
Freude über beruhigende Nachrichten..... 276

Neunundfunfzigster Brief. Tegel, Novbr. b. 3. Decbr. 1834.
Lob der Heiterkeit. Noch etwas über Goethe's nachgelassene Werke. Frau von Varnhagen..... 279

Sechzigster Brief. Tegel, Decbr. 1834 bis 2. Jan. 1835.
Ermahnung. Abschlagen einer Bitte. Frau von Varnhagen. Selbstkenntniß und Selbsttäuschung..... 283

Einundsechzigster Brief. Tegel, Februar bis 3. März 1835.
Begriff und Wesen der Heiterkeit..... 291

Seite

Zweiundſechzigſter Brief. Tegel, im März 1835.
Goethe's nachgelaſſene Werke. Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde 295
Letzte Zeilen vom 28. März.

Anmerkungen und Zuſätze 297

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erſter Brief.

Berlin, 1829.

Ihr Brief hat mich in einer Zeit gefunden, die ich zu den traurigſten meines Lebens rechnen kann. Mit meiner Frau, deren leidenden, ſehr kranken Zuſtand Sie kennen und theilnehmend mitfühlen, geht es zwar etwas leidlicher, allein der Zuſtand iſt von einem Tage zum andern immer mehr von der Art, daß er über den endlichen Ausgang keinen Zweifel übrig läßt. Zugleich ſchwebt noch jetzt in wahrer Todesgefahr an einem ſchlagartigen Nervenfieber der Geheimrath Ruſt, der Eigenthümer des Hauſes, das wir bewohnen, unſer Arzt, und zugleich ein Mann, mit dem wir ſeit langen Jahren in der engſten, freundſchaftlichen Verbindung ſtehen. Erſt ſeit heute früh ſcheint einige Hoffnung für ſeine Erhaltung aufzudämmern. Es wäre ein Verluſt für viele Hunderte, da er nicht blos einer der hier am meiſten thätigen und beſchäftigten Aerzte iſt, ſondern auch um die Einrichtung der hieſigen Krankenhäuſer und ärztlichen Anſtalten die größten Verdienſte hatte, und gerade im Augenblick ſeiner Erkrankung noch mit wichtigen, eben erſt angelegten Planen dafür beſchäftigt war.

In ſolchen Momenten, die zu den ernſteſten des Lebens gehören, bedarf man es, ſich in ſich zurückzuziehen, und die Faſſung da zu ſuchen, wo die Quelle aller Stärke und aller innern Ausgleichung mit dem Schickſal iſt.

Zweiter Brief.

Berlin, den 31. März 1829.

Ich kann Ihnen, liebe Charlotte, heute nur wenige Zeilen schreiben. Ich habe den tiefen Schmerz erfahren, dem ich, wie Ihnen mein letzter Brief sagte, entgegen sah. Meine Frau ist am 26. d. M. früh gestorben und gestern in Tegel beerdigt worden. Sie hatte ein viermonatliches Krankenlager erduldet und viel gelitten, wenn sie auch von heftigen Schmerzen ziemlich befreit blieb. Ihr klarer, heiterer, dem Tode und dem Leben eigentlich gleich zugekehrter Sinn war ihr unverrückt geblieben. Ihre letzten Stunden waren ruhig, sanft und durchaus schmerzlos. Sie behielt bis zum letzten Athemzug ihre volle Besinnung, und sprach noch wenige Augenblicke vor ihrem Verscheiden mit fester, unbewegter Stimme mit uns, ihren beiden ältern Töchtern und mir. Ihre Worte waren eben so einfach, als der Ton ruhig, indem sie sie sprach. Je näher der Augenblick des Todes kam, je ruhiger und friedlicher wurden ihre Züge. Auch nicht das leiseste Zucken der Lippen entstellte sie. Ihr Tod war ein allmäliges Uebergehen in einen tiefen Schlaf.

Später.

Ich habe einen ganz unerwarteten, neuen und sehr bittern Verlust erlitten. Ein sehr genauer Freund von uns,

der alle Abende ſeit Jahren, wenn wir in der Stadt waren, bei uns zubrachte, und auf dem Lande oft bei uns war, iſt nach einer ſehr kurzen Krankheit geſtorben. Er hatte noch mit mir am Grabe meiner Frau geſtanden, und geſtern war ich bei ſeinem Leichenbegängniſſe. Sein Verluſt betrübt mich ſehr und ich werde ihn ſchmerzlich vermiſſen.

Dritter Brief.

Berlin, den 18. Mai 1829.

Unſere Briefe, liebe Charlotte, haben ſich gekreuzt. Mein Brief wird Ihnen gezeigt haben, daß ich Ihrem Wunſch, Nachricht von mir zu erhalten, zuvorgekommen bin. Und weil Sie es gern ſehen, ſage ich Ihnen zuerſt, daß meine Geſundheit ganz gut iſt. Im höhern Alter, wie ich mich darin befinde, hat man immer hie und da eine kleine Unbequemlichkeit und nach langen Wintern leicht Rheumatismen. An ſolchen Kleinigkeiten leide ich natürlich auch bisweilen, allein das geht vorüber. Wenn meine Briefe nichts von Krankheit ſagen, können Sie mit Sicherheit annehmen, daß ich geſund bin. Von meinem Befinden, und überhaupt von mir zu reden, iſt mir im hohen Grade zuwider. Mich freuet eine liebevolle Theilnahme, wenn ich, wie bei Ihnen, liebe Charlotte, überzeugt bin, daß ſie aus aufrichtiger und wahrhaft theilnehmender Bruſt, aus innig theilnehmendem Herzen entſpringt Aber ſie würde mir peinlich werden, wenn ich ſie gewiſſermaßen in Anſpruch nehmen, ſie an einzelnen Beiſpielen wahrnehmen müßte. Sie iſt mir ein ſchöner Genuß, wenn ich ſie mir überhaupt als in den Geſinnungen liegend denke, die Sie mir ſeit ſo langer Zeit mit ſo großer Treue ſchenken, und auf deren Beſtändigkeit ich immer mit Sicherheit rechnen kann.

Ich ſchrieb Ihnen neulich von dem Tode eines vertrauten Freundes, in dem ich ſehr viel verloren habe. Jetzt

blühen nun schon Frühlingsblumen auf seinem Grabe, wie auf dem meiner Frau. So geht die Natur ihren ewigen Gang fort, und kümmert sich nicht um den in ihrer Mitte vergänglichen Menschen. Mag auch das Schmerzhafteste und Zerreißendste begegnen, mag es sogar eine unmittelbare Folge ihrer eigenen, gewöhnlichen Umwandlungen oder ihrer außerordentlichen Revolutionen sein, sie verfolgt ihre Bahn mit eiserner Gleichgültigkeit, mit scheinbarer Gefühllosigkeit.

Diese Erscheinung hat, wenn man eben vom Schmerz über ein schon geschehenes Unglück, oder von Furcht vor einem drohenden ergriffen ist, etwas wieder schmerzlich Ergreifendes, die innere Trauer Vermehrendes, etwas, das schaudern und starren macht. Aber so wie der Blick sich weiter wendet, so wie die Seele sich zu allgemeinen Betrachtungen sammelt, so wie also der Mensch zu der Besonnenheit und Ergebung zurückkehrt, die seiner wahrhaft würdig sind, dann ist gerade dieser ewige, wie an ihr Gesetz gefesselte Gang der Natur etwas unendlich Tröstendes und Beruhigendes. Es giebt dann doch auch hier schon etwas Festes, „einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen", wie es einmal in einem Schiller'schen Gedichte sehr schön heißt. Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch Einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherm und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in Einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Der Charakter, den die Natur an sich trägt, ist auch immer ein so zarter, kein auch die feinste Empfindung verletzender. Die Heiterkeit, die Freude, der Glanz, den sie über sich

verbreitet, die Pracht und Herrlichkeit, in die sie sich kleidet, haben nie etwas Anmaßendes oder Zurückstoßendes. Wer auch noch so tief in Kummer oder Gram versenkt ist, überläßt sich doch gern den Gefühlen, welche die tausendfältigen Blüthen des sich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitschern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenstände in vollen Strahlen der immer mehr Stärke gewinnenden Sonne erwecken. Der Schmerz nimmt die Farbe der Wehmuth an, in welcher eine gewisse Süßigkeit und Heiterkeit selbst ihm gar nicht fremd sind. Sieht man endlich die Natur nicht wirklich als das All, als das die Geister- und Körperwelt vereinigende Ganze an, nimmt man sie nur als den Inbegriff der dem Schöpfer dienenden Materie und ihrer Kräfte, so gehört nicht der Mensch, sondern nur der Staub seiner irdischen Hülle ihr an. Er selbst, sein höheres und eigenthümliches Wesen, tritt aus ihren Schranken heraus und gesellt sich einer höhern Ordnung der Dinge bei. Sie sehen hieraus ohngefähr, wie mich der zwar langsam erscheinende, aber schöne Frühling ergreift, wie ich ihn genieße, wie er sich mit meinen innersten Empfindungen mischt. Es giebt Ihnen zugleich ein Bild meines Innern selbst. Mein Leben kann keine wahrhaft freudigen Eindrücke, nur wehmüthige und traurige in diesem Augenblick erfahren, und wenn ich in diesem Augenblick sage, so thue ich das nur, weil ich nie gern etwas von der Zukunft sage, weil ich von aller Affektation immer frei gewesen bin, und, wenn eine wahrhaft fröhliche Stimmung in mich zurückkehrte, ich es gar kein Hehl haben würde zu sagen, und kein Bedenken mich ihr zu überlassen. Eigentlich glaube ich aber allerdings, daß meine jetzige Stimmung auch meine künftige sein wird. Ich habe nie begriffen, wie die Zeit einen Schmerz um einen Verlust

ſoll verringern können. Das Entbehren dauert durch alle Zeit fort, und die Linderung könnte nur darin liegen, daß ſich die Erinnerung an den Verluſt ſchwächte, oder man ſich gar im Gefühl des Alleinſtehens enger an ein anderes Weſen anſchlöſſe, was, hoffe ich, mir ewig fern bleiben wird, wie es jeder edeln Seele fern bleibt. Es iſt mir aber auch ſehr recht, daß es in mir bleibe ſo wie es iſt. Ich habe für mich nie das Glück in freudigen, das Unglück nie in ſchmerzhaften Empfindungen geſucht, das was die Menſchen gewöhnlich Glück oder Unglück nennen, nie ſo angeſehen, als hätte ich ein Recht zu klagen, wenn ſtatt des Genuſſes des erſtern das letztere mich beträfe. Ich bin eine lange Reihe von Jahren an der Seite meiner Frau unendlich glücklich geweſen, größtentheils allein und ganz durch ſie, und wenigſtens ſo, daß ſie und der Gedanke an ſie ſich in alles das miſchte, was mich wahrhaft beglückte. Dies ganze Glück hat der Gang der Natur, die Fügung des Himmels mir entzogen, und auf immer und ohne Möglichkeit der Rückkehr mir entzogen. Aber die Erinnerung an die Verſtorbene, das was ſie und das Leben mit ihr in mir gereift hat, kann mir kein Schickſal, ohne mich ſelbſt zu zerſtören, entreißen. Es giebt glücklicherweiſe etwas, das der Menſch feſthalten kann, wenn er will, und über das kein Schickſal eine Macht hat. Kann ich mit dieſer Erinnerung ungeſtört in Abgeſchiedenheit und Einſamkeit fortleben, ſo klage ich nicht und bin nicht unglücklich. Denn man kann großen und tiefen Schmerz haben und ſich doch darum nicht unglücklich fühlen, da man dieſen Schmerz ſo mit dem eigenſten Weſen verbunden empfindet, daß man ihn nicht trennen möchte von ſich, ſondern gerade indem man ihn innerlich nährt und hegt, ſeine wahre Beſtimmung erfüllt. Die Vergangenheit und die

Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so liegt darin doch ein unaussprechlich süßer Genuß. Man schließt sich in Gedanken mit dem Gegenstande ab, den man geliebt hat, und der nicht mehr ist, man kann sich in Freiheit und Ruhe überall nach außen hinwenden, hülfreich und thätig sein, aber für sich fordert man nichts, da man alles hat, alles in sich schließt, was die Brust noch zu fühlen vermag. Wenn man das verliert, was einem eigentlich das Princip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen ist, so geht immer für einen eine neue Epoche des Lebens an. Das bis dahin Gelebte ist geschlossen, man kann es als ein Ganzes überschauen, in seinem Gemüth durch Erinnerung festhalten und mit ihm fortleben, Wünsche aber für die Zukunft hat man nicht mehr, und da man durch diese Erinnerung eine beständige geistige Nähe gewissermaßen genießt, in allen seinen Kräften sich gehoben empfindet, behält auch das Leben, das ja die Bedingung aller dieser Empfindungen ist, noch seinen Reiz. Ich empfinde keine Freude der Natur schwächer als sonst, nur die Menschen meide ich, weil die Einsamkeit mir inneres Bedürfniß ist.

Vierter Brief.

Tegel, den 12. Juni 1829.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Freundin, für Ihren letzten Brief, den ich mit großem und gewohntem Antheil gelesen habe. Ich danke Ihnen besonders für das, was Sie in Rücksicht auf mich und meine Gefühle sagen. — — — —

Ich weiß, daß mein Schmerz der Ihrige ist, auch wenn Sie sich scheuen, ihn zu berühren. Diese zarte Scheu hat etwas Heiliges in sich und ist allen tiefen Gemüthern eigen. — — Sie sehen aus meinen Briefen, daß ich ruhig und besonnen bin. Ich lebe, und das kann nur mit jedem Jahr ausschließlicher zunehmen, im Andenken der Vergangenheit, mit dem Glück, das die Gegenwart nicht mehr giebt. In diesem Andenken bin ich reich, und in sofern zufrieden, als ich fühle, daß dies gerade das Glück ist, das dieser Periode meines Lebens entspricht. Außer diesem Andenken suche ich nichts, sehe mich nicht in diesem Leben nach Ersatz, Trost, Beruhigung um. Ich fordere nichts und bedarf von diese Seite nichts. Gegen meine Kinder bin ich wie sonst. Es hat sich nichts in meinen Gefühlen für sie geändert, als daß ich Mitleid mit ihrem Schmerz über den gleichen Verlust empfinde. Mich enger an sie anschließen, mehr für sie sorgen, kann ich nicht, da ich das immer so viel gethan, als ich vermochte. Alle übrigen Verhältnisse bleiben mir gerade dasselbe, was sie mir gewesen sind, und ich bin gewiß nicht weniger theilnehmend,

hülfreich, aufgelegt mit Rath und That beizustehen als früher. So, liebe Charlotte, müssen Sie sich mein Inneres denken, und Sie sehen, daß Sie auf keine Weise besorgt um mich zu sein brauchen. Was ich erfahren, liegt im natürlichen Laufe der Dinge. Die zusammen die Lebensbahn gehen, müssen sich an einem Punkt scheiden; es ist glücklicher, wenn die Zwischenzeit sehr kurz ist, in der sie einander folgen. Allein aller Verlust von Jahren ist kurz gegen die Ewigkeit. In mir geht jetzt nichts anderes vor, als daß mein Inneres sich ungekünstelt, unabsichtlich, ohne durch Vorsätze oder Maximen geleitet zu sein, blos sich seinem Gefühl überlassend, mit der Lebens- oder Schicksalsperiode, wie Sie es nennen wollen, ins Gleichgewicht setze, in die ich unglücklicherweise früher getreten bin, als es der gewöhnliche Gang des Lebens erwarten ließ. An einem solchen Gleichgewicht darf es dem Menschen, meiner Empfindung nach, nie fehlen, das Streben danach sollte ihm wenigstens immer eigen sein. Es ist dies gar keine Klugheitsregel, kein Bemühen, sich heftige Empfindungen zu ersparen. Das Setzen ins Gleichgewicht wird oft nur dadurch erreicht, daß man viel Schmerz, physischen und moralischen, in sein Dasein mit aufnimmt, aber es besteht darin die wahre Demüthigung unter die Fügung des Geschickes, die ich in mir immer als die erste und höchste Pflicht des Menschen betrachte. Gehe ich nun in meine gegenwärtige Lebensepoche zurück, so kann in ihr ein gewisses Anschließen an Personen und an die Welt nicht mehr liegen, aber das wohlthätg aus sich Hinausgehen, die Geneigtheit Antheil zu nehmen und in jeder möglichen Art zu geben, sind gewissermaßen in dem Grade größer, als man minder geneigt zum Empfangen, wenigstens die Seele gar nicht gerade darauf gerichtet ist. Mein hiesiger

Aufenthalt ſagt mir überhaupt und gerade jetzt mehr zu, als ich es auszuſprechen vermag. Dennoch bin ich faſt in jeder Woche in dieſer letzten Zeit, wo ich am liebſten vollkommene Freiheit und Einſamkeit genoſſen hätte, ein auch zwei Tage in der Stadt geweſen. Es iſt ſonderbar, daß ich gerade in dieſer Zeit wieder habe müſſen in Geſchäfte treten, ohne es ablehnen zu können. Sie ſind zwar glücklicherweiſe wenig bedeutend, nehmen mir aber doch viel Zeit weg, nöthigen mich zu Entfernungen von hier, und bringen mich mit mehr Menſchen in Berührung, als mir gerade jetzt lieb iſt. Es iſt nämlich hier in Berlin ein neues Muſeum erbauet, in dem alle Kunſtſammlungen und Kunſtwerke, welche der König beſitzt, aufgeſtellt werden ſollen. Hierzu iſt eine Kommiſſion von Künſtlern ernannt und mir die Leitung derſelben anvertraut worden. Das Geſchäft iſt in ſich leicht und intereſſant, und die Menſchen, mit denen ich in die nächſten Berührungen komme, gehörten ſchon immer zum Kreiſe meines Umgangs. Auf dieſe Weiſe ſtört mich dies neue Verhältniß weniger, als ſonſt der Fall geweſen ſein würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe der Ueberſchwemmungen und der Unglücklichen, welche durch Waſſersnoth gelitten haben. Die Unterſtützungen, welche man für ſie zuſammengebracht und ihnen gegeben hat, ſind ſehr bedeutend geweſen. Sehr viel hat auch die Regierung gethan. Der wahren Noth iſt freilich alſo geholfen und geſchehen, was nur immer in ſolchen Fällen geſchehen kann. Immer bleiben natürlich eine große Menge, die nicht eigentlich arm oder verarmt, an ſolchen Unterſtützungen nicht theilnehmen können oder wollen, und doch in ihrem ganzen Vermögen und Gewerbsbetriebe ſehr zurückgekommen ſind. Dieſe gerade dürften faſt die Beklagenswertheſten ſein, es iſt aber aller-

dings darin nichts zu thun, wie sich denn überhaupt alle geistige und körperliche Noth wohl erleichtern, aber nie ganz heben läßt. Ein Theil muß immer ertragen werden, und diese Nothwendigkeit ist eigentlich das Schmerzlichste für den, der gern Hülfe gewährt.

Bei Wassersnoth, bei Erdbeben, wie jetzt in den südlichen Provinzen Spaniens, ist es eine wunderbare Betrachtung, daß gewisse bestimmte Erdflecke und also gewisse bestimmte Menschenmassen immer und unveränderlich der Rückkehr der Unglücksfälle ausgesetzt sind, deren wirkliches Einbrechen jeden einen solchen Aufenthalt augenblicklich fliehen macht. Man pflegt das ewige Wiederanbauen der Gegenden dieser Art als einen Leichtsinn oder eine Vermessenheit der Menschen zu tadeln. Aber gewiß mit Unrecht. Es ist auf der einen Seite das Gefühl, daß man auf jedem Flecke des Erdbodens in der Hand einer höhern Macht steht, und die Sicherheit, die gleichsam eine physische und mathematische wäre, nicht haben soll und in keinem Theil der Erde hat. Die Erfahrung bestätigt auch dies Gefühl. In den Theilen Spaniens, die jetzt so schrecklich gelitten haben, sind bisher, so weit wir die Geschichte kennen, gar keine Erdbeben gewesen, man hat nicht einmal in der Bildung und Beschaffenheit der Berge und des Bodens dort Spuren bemerkt, welche irgend solche Gefahren fürchten ließen. Man müßte nirgend wohnen, wenn man jede und alle solche vermeiden wollte. Ereignisse dieser Art sind Winke des Himmels, daß der Mensch überhaupt nicht zu fest und sicher auf der Erde Wurzel fassen soll. Es ist nur auf andere Art blos die Wiederholung der Lehre des Paulus, die Sie sehr richtig und schön in Ihrem Briefe anführen: leben wir allein für dieses Leben, so sind wir die elendesten aller erschaffenen Wesen. Auf der andern

Seite ſtammt aber auch das Wiederaufbauen von durch Waſſer und Erdſtöße verödeten Gegenden, das ſich Wiederanſiedeln auf Punkten, welche die Grabſtätten von Menſchen und Menſchenwerken geworden ſind, aus einem ſchönen, ſehr lobenswürdigen und wahrhaft frommen Vertauen auf die Güte der Vorſehung, daß ſie der Wuth der Elemente Einhalt thun, ihnen nicht geſtatten wird, immer die Sicherheit und Ruhe der Menſchen zu bedrohen und zu untergraben. Wirklich bemerkt man doch auch, daß die Revolutionen der Erdkörper abgenommen haben, daß die Umgeſtaltungen in grauer Vorzeit gewaltſamer geweſen ſind, daß die Natur jetzt dem Menſchen gleichſam freundlicher begegnet, und ihm nicht ſo in allen ihren Schreckniſſen nur als wilde und ungezügelte Macht erſcheint. Selbſt die Erfahrung, die Geſchichte, die Ueberlieferung, die Deutung der in der todten Natur als Kennzeichen des Geſchehenen liegenden Spuren der Begebenheiten und Umwälzungen beſtätigen und begründen dies Vertrauen. Kommt nun zu demſelben die Anwendung aller Mittel hinzu, durch welche der Menſch ſich gegen die Natur und ihre Macht ſichern kann, ſo iſt jenes Wiederanbauen eines denſelben Gefahren ausgeſetzten Landſtrichs von allem Vorwurf gerechtfertigt.

Es freut mich ſehr, daß Sie nicht aufhören, ſich mit den Sternen gern und anhaltend zu beſchäftigen. Der Himmel und der Eindruck, den er auf das Gemüth durch ſeinen bloßen Anblick macht, iſt ſo verſchieden von der Erde in allen Gefühlen und Vorſtellungen, daß, wer nur an der Natur des Erdbodens Gefallen findet, die Hälfte, und gerade die wichtigſte Hälfte der ganzen Naturanſicht entbehrt. Ich ſage darum nicht, daß ſich der Schöpfer größer, wunderbarer, weiſer oder gütiger am Firmament offenbart, als auf der Oberfläche der Erde. Seine Macht, Weisheit

und Güte leuchten aus jedem Weſen ebenſo, als aus dem größten Weltkörper hervor. Allein der Himmel erweckt unmittelbar im Gemüth reinere, erhabenere, tiefer eindringende und uneigennützigere, weniger ſinnliche Gefühle. Ich ſelbſt kann leider wenig nach den Sternen aufſehen, da mein Geſicht zu ſchwach iſt, in dieſen hellen Sommernächten andere als die größten Sterne zu erkennen.*)

Da Sie die Beſtimmung eines Tages wünſchen, ſo bitte ich Sie, Ihren nächſten Brief am 23. d. M. abzuſchicken. Leben Sie recht wohl. Ich bleibe mit der unveränderlichſten Theilnahme und Freundſchaft der Ihrige. H.

*) Jene Naturereigniſſe, wie die daran gereiheten, welche dieſe Bemerkungen veranlaßten, ſind lange in die Vergangenheit zurückgetreten, haben andern und ſelbſt wichtigern Platz gemacht, und könnten ſo an ſich vielleicht ohne Intereſſe ſein. Aber ſie charakteriſiren einen großen und edeln Charakter, ſprechen ſchmucklos-einfach die Milde und Menſchenliebe eines himmliſchen Gemüths aus, das Alle, die ihm näher ſtanden, nur unauflöslich ihm aneignen konnte.

Fünfter Brief.

Tegel, den 6. Julius 1829.

Seit ich Ihnen das letzte Mal schrieb, liebe Charlotte, bin ich nicht ohne beunruhigende und schmerzliche Ereignisse geblieben. Mein kleiner Enkel, der Sohn meines ältesten Sohnes, der mit seiner Mutter seit einigen Monaten hier ist, war mehrere Tage höchst gefährlich krank, so daß wir an seinem Aufkommen verzweifelten. Es ist ein sechsjähriger, blonder, überaus lebhafter Knabe, der aber aus allen diesen Ursachen — denn man soll dies nach dem Urtheil erfahrner Aerzte am häufigsten bei blonden Kindern wahrnehmen — und vermuthlich auch aus hinzukommender eigenthümlicher Konformation des Kopfes, unglücklicherweise Anlage hat, an Gehirnentzündungen zu leiden, oder wenigstens Gefahr zu laufen, solche zu bekommen. Bisher war es glücklicherweise bei letzterer geblieben. Allein diesmal entwickelte sich die Krankheit hier in ihrer höchsten Gefährlichkeit. Die angewendeten Mittel haben jedoch, Gott sei Dank! die Gefahr abgewendet und die baldige und gänzliche Heilung herbeigeführt. Drei bis vier Tage waren für uns Alle sehr ängstlich. Der Verlust dieses Kindes wäre unendlich traurig gewesen. Ich setze das nicht allein und nicht einmal vorzüglich darein, daß keine andern Geschwister von ihm da sind, und er das einzige Kind meines Sohnes gewesen und geblieben ist, sondern mehr in den vorzugsweise liebenswürdigen Charakter und aufgeweckten

Geiſt des Knaben. Ich weiß aus eigener ſchmerzlicher Erfahrung, daß der Verluſt eines Kindes immer, auch wenn man mehrere andere hat und behält, das Herz gleich tief erſchüttert und bange ergreift. Das verlorene ſcheint immer das einzige geweſen zu ſein. Aber vielleicht nicht der Grad, doch die Art des Schmerzes wird durch die Geiſtes- und Sinnesart des Dahingeſchiedenen allerdings modificirt. Einen Schmerz anderer Art habe ich durch das Ableben der verſtorbenen Huber gehabt. Sie haben vielleicht ihren Tod in den Zeitungen geleſen und gewiß auch mit Theilnahme, da ja mehrmals in unſern Briefen die Rede von ihr war, und Sie ſich für ſie lebhaft intereſſirten. In der Allgemeinen Zeitung ſtand es gewiß, ich weiß aber nicht, ob die Nachricht, die allerdings nicht von allgemeinem Intereſſe war, in andere Zeitungen übergegangen iſt. Ich kannte ſie, mit wenigen Wochen Unterſchied, gerade ſo lange wie Sie, war von Göttingen aus zweimal bei ihr und bei ihrem damaligen Manne — Forſter — in Mainz, und wohnte in ihrem Hauſe. Wir waren ſeitdem beſtändig in Briefwechſel, wenn es auch Zeiten gab, wo wir uns ſeltner, und andere, wo wir uns wieder häufiger ſchrieben. Ueber zwei Jahre war dieſer Briefwechſel nie unterbrochen. Nach beinahe 40 Jahren traf ich ſie, als ich mit meiner ſeligen Frau zum erſten Mal nach Gaſtein reiſte, in Baireuth, wo ſie eine Tochter verheirathet hatte. Sie war gegen mich und in ſich, den äußern natürlich ſehr ſichtbaren Einfluß abgerechnet, ganz wie in der frühern Zeit. Noch über den Tod meiner Frau ſchrieb ſie mir einen ſehr ſchönen Brief. Ich glaubte nicht, daß es der letzte wäre, den ich empfangen ſollte. Sie hat eigentlich einen ſehr glücklichen Tod gehabt. Sie liebte das Leben, in dem ſie auch, obgleich ſie in einigen Perioden ſich durch viele Mühſelig-

keiten und wahren Mangel mit großem Muth durchkämpfen mußte, im Ganzen glücklich war, wenigstens nie über das Gegentheil klagte. Aber sie hatte zugleich, wenn das Schicksal einmal unabänderlich war, auch eine große Freudigkeit zum Tode, und hat es, wie mir einer ihrer Schwiegersöhne schreibt, in den letzten Stunden bewiesen. Sie war nur wenige Tage krank, und hatte sich ihr Uebel durch eine Erkältung zugezogen, da sie sich immer wenig schonte, obgleich sie sehr bejahrt war, um mehrere Jahre mehr als ich. Etwa 24 Stunden vor ihrem Tode hat sie ihr herannahendes Ende, über das auch die Aerzte nicht mehr zweifelhaft waren, gefühlt, aber mit steigender Heiterkeit, einer vollkommenen Ruhe und der Klarheit des Geistes, die ihr immer eigen war, mit den Umstehenden über sich, die Ihrigen und die Zukunft, über diese Erde hinaus, gesprochen, bis nach und nach die Kräfte gesunken sind und sie sanft einschlummerte. Sie war von Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen der Zeit. Sie wußte auch sehr viel, hatte unendlich viel in allen neuern Sprachen gelesen, und besaß einen sehr hohen Grad von intellektueller Bildung. Allein, das alles wurde überstrahlt, geordnet und befruchtet durch die innere, angeborne Geisteskraft, die keine Erziehung noch Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer reichen, ewig gestaltenden, schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie in ihrem Hauswesen, mit ihren Kindern, wie sie noch klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit und eine sichtbare, ihr, ohne daß sie Verdienst in ihr war oder schien, angeborne Reinheit und Lauterkeit der Gesinnung; bis an ihr Ende hat sie mit merkwürdiger Thätigkeit und einer rastlosen Anstrengung gearbeitet. Denn sie lebte doch eigentlich nur von den Früchten ihrer Arbeit.

Sechster Brief.

Es iſt mir ſehr angenehm, daß Sie mir ſagen, daß Sie auf mittelbare Weiſe viel von der Huber'ſchen Familie erfahren haben und ſich für ſie lebhaft intereſſiren. Ich erinnere mich nicht, daß mir die verſtorbene Huber je von der St....ſchen Familie geſprochen hätte, oder dieſer Name überhaupt in ihren Briefen an mich vorgekommen wäre. Allein es war auch nie ihre Art, in ihren Briefen viel zu erzählen, oder ein genaues Bild ihres Lebens zu geben. Es freut mich aber, daß Sie ſich ſo lebhaft für ſie intereſſiren, ohne ſie gekannt zu haben, es iſt dies ein Beweis, daß ſie in der St....ſchen Familie richtig beurtheilt und geliebt wurde. Es war das wirklich nicht ſo leicht. Sie hatte eine ſolche Eigenthümlichkeit, die ſchwer richtig beurtheilt wird. Nun kamen ungewöhnliche Schickſale hinzu, für die kein alltäglicher Maßſtab päßte. Es würde zu weitläufig ſein, darauf einzeln einzugehen. Das alles deckt nun das Grab, und was Verſtorbene betrifft, verſchließt man beſſer in die Stille der eigenen Bruſt. Daß eine der St....ſchen Töchter, und gerade die, von der Sie mir ſo viel Liebenswürdiges, Seelenvolles, Anmuthiges erzählt haben, und die Ihnen ſo nahe ſteht und ſo viele Freude in Ihr Leben bringt, durch die Liebe, die gegenſeitig zwiſchen Ihnen Beiden ſtattfindet, daß dieſe den Namen Thereſe von ihr empfangen hat und führt, freut mich ſehr, und

auch daß ihre Eltern beide mit der Huber'schen Familie, wie sie in Stuttgart lebten, innig verbunden waren. Ich habe Forster und Huber beide gekannt; für alles Reelle des Lebens würde ich Huber vorgezogen haben. Beide standen in Tiefe und Umfang des Geistes und in Größe des Charakters der Frau nach. Aeußerlich aber war Forster liebenswürdiger als Huber, er hatte mehr Phantasie, ein scheinbares Feuer der Empfindung und einen glänzendern Ausdruck im Reden und Schreiben. In der Zeit, in der ich ihn kannte, und wo ich selbst sehr jung war, hatte ich eine sehr große Meinung von ihm, nachher habe ich aber wohl eingesehen, daß er wirklich, auch als Gelehrter und Schriftsteller, einen bedeutendern Namen hatte, als wozu sein Geist und seine Kenntnisse eigentlich berechtigten. Um tiefer Empfindung fähig zu sein, dachte er viel zu viel an sich, und der Rückblick auf sich leuchtete überall durch. Das hinderte aber nicht, daß er nicht sehr edler Aufopferungen fähig sein konnte. Nur in den Augen des Dritten, den nicht für ein ihm gebrachtes Opfer Dankbarkeit anders urtheilen ließ, hatte er nach dem Ausdruck der Schrift meistentheils seinen Lohn dahin. Denn er gefiel sich in der Aufopferung, und sie nährte sein Selbstgefühl. Er ist in Paris gestorben, schwerlich später als 1795, denn 1797 kam ich nach Paris, und da war er gewiß schon zwei Jahre todt. Es war wohl ein Glück für ihn zu nennen, daß er nicht länger lebte. Er hätte keinem glücklichen Schicksale entgegen gesehen. Auch war sein Wesen und seine sehr große Liebenswürdigkeit von der Art, daß beide der Jugend bedurften und das Alter nicht ertragen haben würden. Es war für ihn zu bedauern, daß er zu früh geheirathet, ja daß er es überhaupt gethan hatte. Er gerieth dadurch in die Verlegenheit,

daß er, um eine Familie zu ernähren, zu viel für den Verdienst schreiben mußte, wodurch sein eigenes Studium litt, und mit der Zeit auch sein Ruf gelitten haben würde. Er hat keinen Sohn hinterlassen. — Der Schwiegersohn der verstorbenen Huber, bei dem ich sie zuletzt gesehen habe, ist allerdings ein Sohn von Herder, er ist jetzt in Augsburg angestellt, wo auch seine Schwiegermutter gestorben ist.

Daß ein Unglück das andere, aber auch ein Glück das andere nach sich zieht, ist zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden, so daß ihm wohl eine gewisse Wahrheit zum Grunde liegen muß, wenigstens eine hinreichende, um die Erscheinung zu einer Volkserfahrung in Masse zu machen. Eine genaue Untersuchung hält die Sache schwerlich aus. Gewiß kommen Glück und Unglück eben so oft einzeln. Durch ein sehr und tief das Gemüth ergreifendes Schicksal wird nur die Aufmerksamkeit mehr auf ähnliche Ereignisse gespannt, was ich für einen Hauptgrund halte. Wäre es anders und jene Gesellung gleicher und gleicher Schicksale wirklich in der Natur und der Natur der Sache gegründet, so müßte eine geheime Verbindung zwischen der innern menschlichen Gemüthsstimmung und dem äußern menschlichen Geschicke bestehen und obwalten, eine schmerzliche Stimmung ein schmerzliches Geschick, eine freudige ein freudiges herbeiführen. In sofern ein weltlicher, menschlich zu begreifender, wenn auch in allen seinen einzelnen Fäden nicht zu erklärender Zusammenhang zwischen jenem Innern und Aeußern möglich ist, glaube ich vollkommen daran, daß so eins das andere herbeiführt. Allein wo das nach menschlicher Art zu reden nicht einzusehen ist, da zweifle

ich, daß der Schmerz wie durch eine geheimnißvolle Kraft, gleichsam wie ein geistiger Magnet, Stoff neuer Schmerzen an sich ziehe. Auch zerfällt die Sache in sich, da ja sonst auf ein einmal eingetretenes Unglück kaum je eine freudige Begebenheit folgen könnte, was doch durch die Erfahrung widerlegt wird. In gutgearteten Seelen ist ein wahrer Schmerz, was auch seine Ursache sein möge, immer ewig, und wenn man behauptet, daß die Zeit oder andere Umstände ihn minderten, so sind das Worte, die nur für die schwächliche Empfindung Geltung haben, die der gehörigen Kraft das einmal Empfundene dauernd festzuhalten ermangelt. Die glücklichsten Begebenheiten ändern darin nichts. Auch können in dem wunderbaren menschlichen Gemüth Schmerz und Empfindung eines in anderer Hinsicht glücklichen Daseins gleichzeitig neben einander fortleben. Der Schmerz um verlorene Kinder in glücklich, lange nachher fortgeführten Ehen ist ein lebendiges, sich oft erneuerndes Beispiel davon. Auch muß es so sein. Der Mensch muß beständig sein und das Schicksal wechselnd erscheinen. Denn in sich hat auch das Schicksal seine, wenn gleich von uns nicht eingesehene und nicht erkannte Beständigkeit.

Ich werde in wenig Tagen nach Gastein gehen und erst wieder in der letzten Hälfte des Monats September hier sein können. Ich bin keineswegs krank, befinde mich eher so wohl, daß durchaus keine Badereise nothwendig ist. Allein für sehr nützlich hält mein Arzt mir dennoch die Kur und besteht auf der Reise, weil ich mich doch gewissermaßen an das Bad gewöhnt habe. Auch ist es so stär-

kend, daß es nur immer wohlthätig wirken kann. Ich entferne mich ungern von hier, gehe aber gern in die schöne, einsame Berggegend von Gastein, die ich immer und vom ersten Tage an, da ich sie kenne, geliebt habe. Ich muß Sie, liebe Charlotte, bitten, Ihren nächsten Brief den 4. August nach Bad Gastein über Salzburg zu adressiren, nicht frei zu machen, und der Vorsicht wegen auf die linke Seite des Couverts zu schreiben: daß, wenn ich noch nicht angekommen sein sollte, er bis zu meiner Ankunft aufgehoben werde. Nachher bitte ich Sie wieder unter der gleichen Adresse auch unfrankirt, den 25. August zu schreiben, den Brief aber keinen Tag später abgehen zu lassen, weil der Postenlauf dorthin sehr langsam ist. Der Arzt, von dem ich Ihnen im Winter schrieb, daß er lebensgefährlich krank sei und an dessen Aufkommen man vollkommen verzweifelte, ist glücklich wieder hergestellt worden. Es ist der auch im Auslande bekannte Geheimrath Rust, von dem Sie wahrscheinlich gehört haben werden, er war und ist unser Freund und Hausarzt, und geht gerade auch in diesem Jahre nach Gastein, braucht aber erst ein anderes Bad, kommt einige Tage nach mir an, und setzt hernach seine Reise weiter fort, da ich unmittelbar, und sobald ich kann, hierher zurückkehre.

Leben Sie recht wohl und nehmen Sie die herzliche Versicherung meiner aufrichtigen und lebhaftesten Theilnahme und Freundschaft an. Ihr H.

Siebenter Brief.

Bad Gastein, den 20. August 1829.

Ich bin überzeugt, daß Sie mir, nach Ihrer gewöhnlichen Güte und Freundschaft, und nach Ihrer so oft erprobten Pünktlichkeit, genau an dem Tage geschrieben haben, an dem ich Sie bat, Ihren Brief auf die Post zu geben. Dennoch habe ich noch keinen erhalten. Es liegt dies an dem so sehr langsamen Postenlauf. Bis Salzburg gehen die Briefe vermuthlich ohne so großen Aufenthalt, und bringen nur die der Weite des Wegs angemessene Zeit zu. Allein von da geht die Post nur zweimal wöchentlich hierher. Hat nun ein Brief das Unglück, gerade den Tag nach dem Abgange anzukommen, so bleibt er unbarmherzigerweise liegen. Es hat mir sehr leid gethan zu denken, daß Sie auf diese Weise sehr lange ohne Brief von mir sein werden. Mein letzter war, so viel ich mich erinnere, vom 29. Julius, er muß also in den ersten Tagen dieses Monats in Ihren Händen gewesen sein. Der heutige aber kann erst kurz vor dem Ende Augusts Sie erreichen.

Ich bin seit Sonntag den 16. d. M. wieder in den bekannten Bergen und bewohne dieselben Zimmer, als in den vorigen Jahren. Es ist mir das ganz besonders lieb, und eine angenehme Ueberraschung, welche mir der Zufall bereitet hat. Denn wirklich ist es nur ein Werk des Zufalls. Ich hatte, noch mit meiner seligen Frau zusammen, für

dies Jahr andere Zimmer bestellt, die den Vorzug hatten, der Morgensonne zu genießen, die besten in dem kleinen Schlosse waren, das sonst nur überall den Namen eines Wohnhauses führen würde, und die gewöhnlich vom Erzherzog Johann, der sich nun aber ein eigenes Haus erbauet hat, bewohnt werden. In diese glaubte ich zu ziehen, und es that mir schon sehr leid, nun alle anschaulichen Andenken, das die alten hervorrufen mußten, zu entbehren. Bei meiner Ankunft hier aber fand ich, daß aus Vergessen oder Versehen eine Verwechselung vorgegangen war, man die von uns bestellten Zimmer Anderen gegeben und mir unsere alten aufbewahrt hatte. Man machte mir viel Entschuldigungen darüber, aber es bedurfte dieser nicht, die Sache war mir so bei weitem lieber. Das Wetter war seit meiner Ankunft hier sehr günstig, nur einen Tag regnete es unterbrochen mehrmals. Auf den noch gar nicht weit entfernten, nur etwas höhern Bergen liegt freilich Schnee. Aber er glänzt freundlich im warmen Sonnenschein, und es hat auch etwas Erfreuliches, den Wechsel des Jahres so mit einem Blick zu übersehen. Die Sonne ist, wo sie trifft, sehr heiß und ordentlich brennend, da die Strahlen auch von den Felsen zurückprallen. Aber vor der Hitze darf man hier niemals bange sein. Die ganze Gegend ist schattig, die vielen großen und kleinen Wasserfälle wehen einem überall eine frische Kühlung zu, und man muß die Sonne, und wenn es nur irgend kühl ist, die warmen Stellen mit Mühe aufsuchen. Hat man aber eine gewisse, doch nur sehr mäßige Höhe erreicht, so befindet man sich in einem ganz ebenen, freien, sonnenbeschienenen, nur von sehr hohen Bergen umgebenen Thale. Dies ist mein gewöhnlicher Nachmittags-Spaziergang. Kurz vor Tisch pflege ich, doch nur bei heiterm und freundlichem Wetter, einen

kürzern auf die Gloriette zu machen. Ich habe Ihnen so oft von Gastein aus geschrieben, daß ich dieses Orts gewiß schon gedacht und Ihnen die Lage geschildert habe. Ich will Sie daher nicht mit einer Wiederholung ermüden. Es ist dort eine höchst überraschende, theatralische, decorationsartig malerische Aussicht, die aber des hellen Glanzes der Sonnenstrahlen auf den schneeweißen Wasserfall bedarf. Bei dunklem Wetter ist es ohne Anmuth.

Ich bin in acht Tagen, also da die Entfernung doch von 110 Meilen ist, nicht gerade langsam hierher gereist.

Eine solche Reise hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Lesen eines geschichtlichen Buchs. Wie in diesem eine Reihe von Zeiten, so durchläuft man reisend eine Reihe von Gegenden. In Absicht auf den Menschen, der doch in aller Weltbetrachtung immer der wichtigste, am meisten den Ernst und die Anstrengung der Beobachtung in Anspruch nehmende Gegenstand ist, trifft bei beiden Fällen der Umstand ein, daß der Einzelne in einer gewissen Masse verschwindet, die individuelle Existenz keinen Werth zu haben scheint gegen die Bestimmung des größern und kleinern Ganzen, zu dem sie gehört. Dagegen fühlt nun doch der Betrachter, der Lesende oder Reisende, ganz vorzugsweise sein Ich. Er kann auch mit größter Anspruchlosigkeit es sich nicht ableugnen, daß dies für ihn der Mittelpunkt aller Bestrebungen sein muß. Ich meine nicht, um sich äußere Güter, Genuß und Glück zu verschaffen, aber womit gerade oft das freiwillige Aufgeben alles Genusses und Glücks verbunden sein kann, um das Heil seiner Seele zu besorgen. Ich bediene mich mit Absicht dieses Ausdrucks, um keine Art auszuschließen, die der Mensch bei seiner geistigen Veredlung wählen kann. Denn er kann durch immer reichere und reinere Entwickelung seiner Ideen,

durch immer angestrengtere Bearbeitung seines Charakters, sich zu einer höheren Stufe der Geistigkeit erheben, oder zu der gleichen auf dem kürzern Wege stiller Gottseligkeit gelangen.

Wenn man die Welt weltlich betrachtet, so tritt vor zwei sich aufdrängenden gewaltigen Massen das Individuum ganz in den Schatten zurück, oder wird vielmehr in einen großen Strom fortgerissen. Dieser Eindruck entsteht nämlich, wenn man den Zusammenhang der Weltbegebenheiten und wenn man den Wechsel des sich auf der Erde ewig erneuernden Lebens ins Auge faßt. Was ist der Einzelne in dem Strome der Weltbegebenheiten? Er verschwindet darin nicht blos, wie ein Atom gegen eine unermeßliche, alles mit sich fortreißende Kraft, sondern auch in einem höhern, edlern Sinne. Denn dieser Strom wälzt sich doch nicht, einem blinden Zufall hingegeben, gedankenlos fort, er eilt doch einem Ziele zu, und sein Gang wird von allmächtiger und allweiser Hand geführt. Allein der Einzelne erlebt das Ziel nicht, das erreicht werden soll, er genießt, wie ihn der Zufall, worunter ich nur hier eine in ihren Gründen nicht erforschbare Fügung verstehe, in die Welt wirft, einen größern oder kleinern Theil des schon in der That erreichten Zweckes, wird dem noch zu erreichenden oft hingeopfert, und muß das ihm dabei angewiesene Werk oft plötzlich und in der Mitte der Arbeit verlassen. Er ist also nur Werkzeug, und scheint nicht einmal ein wichtiges, da, wenn der Lauf der Natur ihn hinwegrafft, er immer auf der Stelle ersetzt wird, weil es ganz widersinnig zu denken wäre, daß die große Absicht der Gottheit mit den Weltbegebenheiten durch Schicksale schwacher Einzelner auch nur um eine Minute könnte verspätet werden. In den Weltbegebenheiten handelt es sich um

ein Ziel, es wird eine Idee verfolgt, man kann es ſich wenigſtens, ja man muß es ſich ſo denken. Im Laufe der körperlichen Natur iſt das anders. Man kann da nichts anders ſagen, als daß Kräfte entſtehen und ſo lange auslaufen, als ihr Vermögen dauert. So lange man bei Einzelnen ſtehen bleibt, ſcheint darin ein Menſch gar ſehr von andern verſchieden, verſchieden an Thätigkeit, Geſundheit und Lebensdauer. Sieht man aber auf eine Maſſe von Geſchlechtern, ſo gleicht ſich das alles aus. In jedem Jahrhundert erneuert ſich das Menſchengeſchlecht etwa dreimal, von jedem Lebensalter ſtirbt in einer gewiſſen Reihe von Jahren eine gleiche Zahl. Kurz, es iſt deutlich zu ſehen, daß die nur auf die Maſſe, auf das ganze Geſchlecht, nicht auf den Einzelnen berechnete Einrichtung vorherrſcht. Wie man ſich auch ſagen und wie feſt und tief man empfinden mag, daß darin einzig und ausſchließlich allweiſe und allgütige Leitung waltet, ſo widerſtrebt doch nichts ſo ſehr der Empfindung des Einzelnen, zumal wenn ſie eben ſchmerzlich bewegt iſt, als dies gleichſam rückſichtsloſe Zurückwerfen des fühlenden Individuums auf eine nur wie Naturleben betrachtete Maſſe. Darum fand man es ſo empörend, wie einmal kurz nach der franzöſiſchen Revolution kalt berechnet wurde, daß die Zahl aller vor den Gerichtshöfen gefallenen Opfer nur immer einen ganz geringen Theil der Bevölkerung Frankreichs ausmache. Dazu kommt noch, daß in dieſer Betrachtung der Menſch ſich mit allen übrigen Leben, nur den am meiſten untergeordneten, vermiſcht. Dies Geſchlecht vergeht und erneuert ſich nicht anders als die Geſchlechter der Thiere und Pflanzen, die ihn umgeben. Dieſe Betrachtungen, die ich die weltlichen nannte, verſchlingen alſo das individuelle Daſein, und da man ihnen innere Wahrheit nicht abſprechen kann,

ſo würde ſie das Gemüth in öde und hülfloſe Trauer verſenken, wenn nicht die innere Ueberzeugung tröſtlich aufrichtete, daß Gott beides, den Lauf der Begebenheiten und den der Natur, immer ſo richtet, daß, die Exiſtenz überirdiſcher Zukunft mitgerechnet, das Glück und das Daſein des Einzelnen darin nicht nur nicht untergeht, ſondern im Gegentheil wächſt und gedeiht. Die wahre Beruhigung, der wahre Troſt, oder vielmehr das Gefühl, daß man gar keines Troſtes bedarf, entſtehen erſt, wenn man die weltlichen Betrachtungen ganz verläßt und zur Beſchauung der Natur und der Welt von der Seite des Schöpfers übergeht. Der Schöpfer konnte den Menſchen nur zu ſeinem individuellen Glück ins Leben ſetzen, er konnte ihn weder dem blinden Wechſel eines nach allgemeinen Geſetzen fortſchreitenden Lebensorganismus hingeben, noch einem idealiſchen Zwecke eines lange vor ihm entſtandenen, und weit über ihn hinaus fortdauernden Ganzen opfern, deſſen Gränzen und Geſtalt er niemals zu überſchauen im Stande iſt. Jeder einzelne, zum Eintritt ins Leben Geſchaffene ſollte glücklich ſein, glücklich nämlich in dem tiefern und geiſtigen Sinne, wo das Glück ein inneres Glück, gegründet auf Pflichterfüllung und Liebe iſt. In dieſem Sinne regiert und liebt die Gottheit ihn und würdigt ihn ihrer Obhut. In ihm, in dem Einzelnen liegt der Zweck und die ganze Wichtigkeit des Lebens, und mit dieſem Zwecke wird der Lauf der Natur und der Begebenheiten in Einklang gebracht. Nirgends iſt dieſe Vaterſorge Gottes für jedes einzelne Glück ſo ſchön, ſo wahrhaft beruhigend ausgedrückt, als im Chriſtenthum und im Neuen Teſtament. Es enthält die einfachſten, aber auch rührendſten und das Herz am tiefſten ergreifenden Aeußerungen darüber.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir jetzt nicht eher wieder zu schreiben, als ich es Ihnen anzeigen werde. Es könnte nichts helfen, wenn ein Brief von Ihnen während meiner Abwesenheit in Tegel ankäme.

Leben Sie herzlich wohl, ich bleibe mit unveränderter Freundschaft und Theilnahme der Ihrige. H.

Achter Brief.

Regensburg, den 10. September 1829.

Sie ſehen, liebe Charlotte, ſchon an der Ueberſchrift dieſes Briefes, daß ich auf der Rückreiſe von Gaſtein begriffen bin, und ein bedeutendes Stück des Weges zurückgelegt habe. Ich reiſe aber ſehr langſam und mache ſehr kleine Tagereiſen, weil es mein Grundſatz iſt, daß man unmittelbar nach einer Badekur ſich beſonders in Acht nehmen muß, um nicht muthwillig wieder die gute Wirkung zu zerſtören. Man kann ſich viel eher anſtrengen, wenn man erſt in das Bad reiſt. Das Bad muß dann auch das wieder gut machen, — ich glaube, daß ich noch im Reſte des Jahres eine heilſame Nachwirkung davon erfahren werde.

Im höchſten Grade hat es mich geſchmerzt, liebe Charlotte, aus Ihrem Briefe zu erſehen, daß Sie von einer plötzlichen Augenſchwäche befallen worden ſind, und dieſe mit Schmerzen verbunden iſt. Beinahe möchte ich aber das Letzte tröſtlich nennen. So viel ich weiß, ſind Schmerzen immer nur mit vorübergehenden Augenkrankheiten verbunden, niemals mit denen, die zu den beiden gefährlichſten, dem grauen und ſchwarzen Staar führen. Sie haben ſehr recht zu ſagen, daß ein dauerndes oder oft wiederkehrendes Augenübel für Sie trauriger und beklagenswürdiger ſein müſſe, als für viele Andere. Ich halte aber das Ihrige glücklicherweiſe für ganz vorübergehend. Sie haben, ſo viel ich weiß, nie an den Augen gelitten, mir nie darüber

geklagt. Die wahrhaft schlimmen Augenübel pflegen sich lange vorher in schwächern Graden anzukündigen, oder kommen, wenn sie plötzlich einbrechen, unmittelbar nach heftigen Krankheiten, Masern, Nervenfiebern u. s. w., was auch nicht Ihr Fall gewesen ist. Ihre Bemerkung scheint mir richtig, daß Ihr Uebel durch eine Eigenthümlichkeit in der diesjährigen Witterung herbeigeführt worden ist, und dann ist zu hoffen, daß es eben so vorüber gehen werde. Mit meinen Augen steht es schlimmer und besser, als mit den Ihrigen. Schmerzen habe ich gar nicht, bisher niemals, ich mag sie anstrengen oder nicht. Ueberhaupt habe ich von dem, was man Anstrengung bei Augen nennt, keinen rechten Begriff. Die meinigen sind nicht um ein Haar besser, wenn ich auch wie in Gastein wochenlang nicht viel lese und schreibe, es namentlich nie bei Licht thue, und sie werden nicht schlimmer, wenn ich viel und auch bei Licht arbeite. Mit der Zeit wird sich das vielleicht ändern, aber bis jetzt ist es so, wie ich Ihnen da sage. Allein auf dem rechten Auge habe ich einen schon sehr ausgebildeten grauen Staar. Es leistet mir beim Lesen oder Schreiben gar keine Hülfe mehr, und wenn das andere eben so wäre, so könnte mir mein Gesicht zu nichts mehr dienen, als ganz nahe Gegenstände allenfalls zu erkennen. Dies Uebel ist seit vielen Jahren langsam entstanden, nimmt aber seit einigen schneller zu. Was ich mit dem Gesicht ausrichte, thue ich mit dem linken Auge, aber auch das ist schwach und wird es immer mehr. Ich kann auf die Dauer nichts ohne Brille weder lesen noch schreiben, und die Brille, die mir sonst sehr scharf schien, reicht jetzt kaum mehr hin. Wenn ich, wie ich weder wünsche noch glaube, noch lange, ich meine noch acht oder zehn Jahre, leben sollte, so darf ich mir kaum schmeicheln, daß mich meine Augen bis zum

Grabe begleiten werden. Eher ist es möglich, daß ich sie oder doch eins durch eine Operation wieder erhalte. Ich habe mich sehr oft mit dem Gedanken beschäftigt, daß ich blind werden und bleiben könnte. Denn die Operation gelingt nicht immer. Ich glaube jetzt in mir so vorbereitet zu sein, daß mich dies Ereigniß nicht außer Fassung bringen würde. Ich würde es, glaube ich, mit der Ergebung ertragen, mit der der Mensch alles Menschliche dulden muß. Ich würde so viel von meiner Thätigkeit retten, als ich nicht schlechterdings aufgeben müßte, und wenn der Mensch thätig sein kann, ist um sein Glück schon geringere Sorge. Aber die Vorstellung eines Unglücks ist noch immer etwas ganz anderes, als das Unglück selbst, wenn es mit der furchtbaren Gewißheit seiner Gegenwart eintritt, und für das größte Unglück, das mich an meiner Person treffen könnte, halte ich Blindheit allerdings. Es ist aber sehr möglich, daß alle jetzige Fassung und Vorbereitung mächtig erschüttert werden, und mich ganz verlassen könnte, wenn es käme, daß einmal der Tag erschiene, der mir kein Licht mehr brächte. Man muß auf nichts so wenig vertrauen, und an nichts so unabläßig arbeiten, als an seiner Seelenstärke und seiner Selbstbeherrschung, die beide die einzigen sichern Grundlagen des irdischen Glücks sind. Der Himmel scheint aber den Blinden zum Ersatz eine eigene Fassung und milde Duldsamkeit in die Seele zu flößen. Das sehe ich an einer Person in Berlin, die ich absichtlich deshalb von Zeit zu Zeit besuche. Es ist eine Frau von Stande von einigen Jahren mehr als ich. Sie ist seit sechs bis acht Jahren auf beiden Augen unheilbar am schwarzen Staar blind, aber ohne Schmerzen und ohne Entstellung an den Augen. Sie war ehemals reich und ihr Mann hatte einen angesehenen Posten. Sie hat aber so gut als

alles verloren, und es bleibt ihr jetzt mit Mühe so viel, als hinreicht die dürftigste Existenz zu sichern. Sie geht nie aus ihrer Stube, seit sie blind ist, und kommt also nie an die Luft. Kaum drei oder vier Leute besuchen sie, und das nur sehr selten. Ein Dienstmädchen, die ihre ganze Aufwartung ausmacht, ist zugleich ihre Vorleserin, und findet ein vorzügliches Vergnügen an diesem Geschäft. In dieser Lage und bei dieser Lebensweise versichert die Frau, die jedem, der sie sieht, höchst beklagenswerth scheinen muß, daß sie sich innerlich ruhig, heiter und glücklich fühlt, und diese Periode ihres Lebens vielen frühern vorzieht. Sie ist mir wegen dieser wahren und ganz unaffektirten Zufriedenheit mit einem, aller gewöhnlichen Beurtheilung nach, traurigen Schicksal, im höchsten Grade merkwürdig. *)

In Regensburg habe ich im Wirthshause, wo ich wohnte, einen unglücklichen Fall erlebt. Man sagte mir, wie ich ankam, daß ein Fräulein von Hügel sehr gefährlich im Hause krank läge, und am Morgen, wie ich um acht Uhr aufstand, war sie todt. Sie war um sechs gestorben. Sie war die Tochter des Baron Hügel, der kaiserl. Gesandter am Reichstage war, der aber schon vor Jahren gestorben

---

*) Diese Bemerkungen über nahende Blindheit dürften manchem Leser wol unnöthig und überflüssig erscheinen, da lange schon ein höherer, himmlischer Geist und helles himmlisches Licht die schwachen Augen umstrahlt, um welche ich so schmerzlich bekümmert war und so unabläßig bangte. Denen, die das Glück hatten, dem Vollendeten näher zu stehen, und in allem, was er war, that und dachte, ein Vorbild zu erblicken, wird es anders erscheinen, und nur für diese sind diese Auszüge aus seinen gefühlvollen, geistreichen Briefen.

ist. Sie mochte einige dreißig Jahre alt sein. Ich hatte sie in Wien gekannt, sie war schön, höchst liebenswürdig, und hatte eine sehr schöne Stimme, so wie überhaupt ein großes musikalisches Talent. Sie war mit ihrer Mutter, ihrer jüngern Schwester und einem Bruder, der Rittmeister in österreichischen Diensten ist, in Karlsbad gewesen, und starb nun hier auf der Rückreise. Ein solcher Tod muß wirklich etwas sehr Bitteres haben.

Daß Sie die „Ansichten" meines Bruders mit Freuden gelesen, und sie Ihnen ein hoher Genuß waren, wie Sie sagen, wundert mich nicht. Sie haben den Zweck allgemein zu interessiren und haben ihn auch erreicht.

Ich hatte diesen Brief in Regensburg angefangen, und endige ihn heute, den 19. September, in Tegel. Es wollte sich unterwegs nicht die Zeit dazu finden. Ich zog auch in Erwägung, daß der Brief doch, wenn ich ihn auch auf der Reise schlösse, mehrere Tage auf der Post zubringen müßte, und daß es sogar besser wäre, wenn sie ihn erst erhielten, wenn Ihr Augenübel ganz und gar vorüber wäre. Daß dies nun jetzt der Fall sein soll, wünsche ich nicht nur von ganzem Herzen, sondern hoffe es auch gewiß. Ich bitte Sie, mir so bald zu schreiben, als Sie können. Ich bestimme keinen Tag, weil mir der nächste der liebste ist, und weil Sie, wenn auch, wie ich hoffe, die Krankheit Ihrer Augen vorüber ist, Sie sie dennoch noch sorgfältig werden schonen müssen, und sich also nicht an einen gewissen Tag binden können. Mit unveränderlicher und herzlicher Freundschaft der Ihrige. H.

Neunter Brief.

Tegel, den 30. September 1829.

Ich habe vor ein paar Tagen, liebe Charlotte, Ihren am 25. September beendigten Brief empfangen, und sage Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür. Es hat mich sehr gefreut zu sehen, daß es mit Ihren Augen bedeutend besser geht, und daß Sie einfache Mittel gefunden haben, die Ihnen wohlthätig sind. Ich halte sehr viel von dergleichen vernünftig und sorgfältig angewendeten Mitteln. Ihr nächster Brief bringt mir hoffentlich die Nachricht, daß Sie ganz wieder hergestellt sind. Meinetwegen bitte ich Sie recht sehr, nicht besorgt zu sein. Ich selbst bin es nicht. Was in der Natur der Dinge liegt und das Schicksal herbeiführt, darüber wäre es thöricht und unmännlich zugleich, seine Ruhe und sein inneres Gleichgewicht zu verlieren. So lange ich meine natürlichen Seelenkräfte behalte, wird mir das nicht begegnen. Ich werde einsehen, daß körperliche Organe durch den Gebrauch schwächer werden und andern Zufällen unterworfen sind, und es wird mir nicht einkommen zu erwarten, daß die Vorsehung diesen natürlichen Lauf der Dinge für mich hemmen sollte. Wäre es einmal anders in mir, so wäre das ein trauriges Zeichen, daß mir nicht die Kraft mehr beiwohnte, die jeder vernünftige Mann besitzen muß. Mein Augenübel ist früh und durch einen Zufall entstanden, wie ich noch sehr jung war. Seien Sie übrigens, liebe Charlotte, um mich nicht

bekümmert. Wäre es auch schlimm mit meinen Augen, so würde mir darum nicht fehlen, was der Mensch innerlich braucht, um zufrieden und ruhig zu sein. Der Mensch hängt darin, nach Gottes weiser Einrichtung, glücklicherweise von sich und nicht von seinem äußern Schicksal ab. Es ist aber auch nicht so übel mit meinem Gesicht. Nur Geschriebenes zu lesen, greift die Augen eigentlich an, und das kommt mir so viel nicht vor. Bei Gedrucktem fühle ich keine Unbequemlichkeit, vor sehr kleinem und schlechtem Druck nehme ich mich in Acht. Das eigene Schreiben thut mir gar nichts. Da man weiß, was man schreiben will, und die große Gewohnheit besitzt, braucht man beim Schreiben weniger genau hinzusehen.

Sie bemerken sehr richtig, daß man viele Fälle hat, wo ein anfangender grauer Staar auf einen gewissen Punkt stehen bleibt, ohne je zu eigentlicher Blindheit zu führen, und das ist schon eine große Wohlthat. Denn man muß in diesen immer sehr traurigen Zuständen doch noch immer unterscheiden, was es mehr und was es weniger ist, und die eigentliche Blindheit enthält eigentlich ein doppeltes Leiden, erstlich, daß man unfähig wird, eine Menge von Dingen zu thun, zu denen das Gesicht unentbehrlich ist, und dann, daß man des Lichtes beraubt, in Finsterniß versetzt ist. Dies Letzte halte ich bei weitem für das Schlimmste. Denn die bloße Empfindung des Lichts, auch von dem Wahrnehmen aller Gegenstände gänzlich abstrahirt, hat etwas unendlich Wohlthätiges und Erfreuliches, und gehört in vieler Beziehung auch zu dem heitern und fruchtbringenden innern geistigen Leben. Das Licht ist wenigstens unter allen uns bekannten Materien die am wenigsten körperliche. Es hängt, ohne daß man selbst sagen kann, wie das zugeht, mit dem Leben selbst zusammen,

und Leben, Licht und Luft ſind wie verwandte, immer zuſammengedachte, das irdiſche Daſein erſt recht möglich machende Dinge. Wunderbar iſt es auch, daß die Finſterniß ſelbſt den Reiz, den ſie offenbar hat, verlieren muß, wenn ſie zur beſtändigen Begleiterin des Lebens wird. Jedoch iſt es nicht zu leugnen, daß die Finſterniß eine ſüße Ruhe gegen das Licht des Tages gewährt. Allein die angenehme Empfindung beruht nur darauf, daß der Tag vorangegangen iſt, und daß man ſicher iſt, daß er nachfolgen wird. Nur der Wechſel iſt wohlthätig. Unaufhörliches Tageslicht ermüdet. Das fühlt man ſchon, wenn man im Sommer nördliche Länder bereiſt, wo die Dämmerung die ganze Nacht hindurch währt. Ich wenigſtens habe das nie angenehm gefunden. Allein die ewige Finſterniß muß etwas viel Traurigeres haben, als daß man den Begriff durch bloße Ermüdung erſchöpfend ausdrücken könnte. Es iſt wohl eine Stille, aber auch eine zurückſtoßende Oede. Man wird durch den Mangel äußerer Zerſtreuung in ſich zurückgedrängt, und kann doch viel weniger durch ſich ſelbſt handeln und thätig ſein. Weit das Unangenehmſte würde für mich das Aufhören der Mittheilung durch Briefe ſein, die nicht blos und lediglich Geſchäfte beträfen. Denn wer könnte es aushalten, Andern vertrauliche Briefe zu diktiren, oder ſich vorleſen zu laſſen? Der Briefwechſel beſteht ſeinem Weſen nach ganz und gar auf gänzlich unmittelbarer Mittheilung, und ich würde jeden gleich abſchneiden, wenn ich, was ich nicht hoffe, jemals das Unglück hätte wirklich zu erblinden. Ueberhaupt iſt es wunderbar, daß, meinem jetzigen Gefühl nach, ein ſolcher Zuſtand mich mehr von der Geſellſchaft Anderer abziehen, als ihr zuführen würde. Ich kann es mir ſelbſt nicht ganz erklären, da es natürlich ſcheint, die Zeit alsdann doppelt

gern mit Gespräch auszufüllen. Es kommt vielleicht daher, daß ich, ohne selbst sagen zu können warum, sehr ungern mit Blinden zusammen bin. Da ich fühle, daß dies eine gewissermaßen ungerechte Empfindung ist, so überwinde ich mich da, wo die Gelegenheit vorkommt, aber der Zwang, den ich mir anthue, hebt die Widrigkeit des Gefühls nicht auf. Der Anblick kranker, auch nur glanzlos starrer selbst verbundener Augen wirkt körperlich auf mich. Ich kann machen, daß ich der Empfindung nicht Raum gebe, aber ich kann nicht hindern, daß sie nicht entstehe und fortdauere. Schon ein Schirm vor den Augen Anderer, besonders bei Frauen, ist mir unangenehm. Auch die Gewohnheit ändert darin nichts. Ich bin jahrelang wöchentlich mit Blinden zusammen gewesen, der Eindruck blieb aber immer derselbe. Daß ich nun, selbst blind, nicht mit Andern sein möchte, ist nur eine Rückwirkung desselben Gefühls, wenn sie auch nicht dasselbe empfinden, als ich, so kann ich doch nicht hindern, daß ich mich nicht außer mich selbst versetze, und mich, Andern gegenüber, mir selbst vorstelle.

Ich bemerke eben, daß ich mich zu sehr habe gehen lassen, und müßte Sie, liebe Charlotte, wohl deshalb um Verzeihung bitten. Einestheils wünsche ich Sie zu beruhigen, dann habe ich mich in diesen Monaten anhaltender mit dem Gedanken an Blindheit beschäftigt, da zufällig drei, vier meiner genauesten Bekannten in große Gefahr gerathen sind, das Gesicht zu verlieren, ohne vorher zu ahnen, daß ihnen dies Schicksal bevorstehe. Dennoch sind es keine vorübergehende Augenübel, an denen sie leiden, wie es glücklicherweise das Ihrige war, sondern wahre, unheilbare, die nur schneller oder langsamer vorschreiten. Auch fasse ich gern jeden Zustand, der den Menschen betreffen kann,

fest und gerade ins Auge; denn was kann der Mensch auf Erden Besseres thun, als zu lernen, Mensch zu sein.

Nun breche ich ab, und wiederhole, was ich auf der ersten Seite sagte: bekümmern Sie sich nicht meinetwegen. Hoffentlich ist es nicht sehr schlimm mit mir.

Sie fragten mich neulich wegen des kleinen Aufsatzes meines Bruders, welcher „Der Rhodische Genius" überschrieben ist. Sie wünschten zu wissen, ob alles darin bloße Dichtung sei, oder etwas Geschichtliches zum Grunde liege? Ich vergaß Ihnen darauf zu antworten. Es ist allerdings eine bloße Dichtung, die sich auf nichts Historisches stützt. Die Erfindung soll auch nur zur Einkleidung der philosophischen Idee dienen, deren Entwickelung der Zweck des ganzen Aufsatzes ist. Man liebte in der Zeit, in welcher der Aufsatz geschrieben ist, mehr als man jetzt thun würde, solche halb-dichterische Einkleidungen ernsthafter, philosophischer Wahrheiten. Es freut mich, daß Sie sich daran erfreut haben. Es ist aber auch in Wahrheit, wie Sie sehr richtig gefunden haben, ein besonders durch seinen Inhalt anziehender und ausnehmend glücklich geschriebener Aufsatz.

Ich bitte Sie, wenn es möglich ist, Ihren nächsten Brief am 13. d. M. auf die Post zu geben. Ich habe verschiedener Hinderungen wegen erst heute, d. 4., diesen Brief enden können. Leben Sie herzlich wohl. Ich wünsche sehr, daß es mit Ihren Augen besser gehen möge. Mit unwandelbaren Gesinnungen der Ihrige. H.

Es ist eine große Weisheitsregel im Leben, nicht zu gesund und zu frei von Unbequemlichkeiten des Alters und körperlichen Zufällen sein zu wollen. Es ist viel besser

das, was nur beſchwert, nicht aber zu ſehr hindert, mit Geduld zu ertragen, und noch beſſer, ſich über die unangenehme Empfindung, die es erregt, wegzuſetzen. Blos da, wo ein Uebel ſehr zunehmen und gefährlich werden kann, iſt natürlich eine Ausnahme zu machen.

Wir haben hier jetzt ſehr ſchönes Herbſt- und Octoberwetter, wahrſcheinlich iſt es bei Ihnen eben ſo, immer verſetzt ein ſo ſchöner Sonnenſchein die Seele in eine viel erfreulichere Stimmung, als das dunkle und trübe Wetter. Das iſt auch bei mir der Fall. Dennoch habe ich auch hierin die glückliche — denn eine ſolche iſt es gewiß — Sonderbarkeit, daß mir zwar der Sonnenſchein angenehmer, aber dunkles und ſchlechtes Wetter aller Art nicht gerade unangenehm, ja nach der Verſchiedenheit ſeiner Beſchaffenheit ſogar auch wieder, nur auf ſeine Weiſe angenehm iſt. Es geht mir mit vielen Dingen eben ſo, daß ich wohl ihre Annehmlichkeit, nicht aber, oder doch ohne alle Vergleichung weniger, die Unannehmlichkeit ihres Gegentheils empfinde. So bin ich gewiß lieber wohl, aber Krankheit, die ich doch oft ſehr ſchmerzhaft gehabt habe, macht mich gar nicht in gleichem Verhältniß mißgeſtimmt, und meine erſte Empfindung, wenn mich etwas Unangenehmes befällt, das nicht mit wahrem Seelenkummer (dergleichen Krankheit nie hervorbringen kann) verbunden iſt, iſt über mich ſelbſt zu lächeln oder zu lachen. Es iſt das gar kein Stoicismus, keine Seelengröße, und noch weniger ſuche ich etwas darin, oder mache mir ein Verdienſt daraus. Es hat aber von jeher in mir gelegen, nicht ſo viel auf angenehme Empfindungen zu halten, und ſo ſorgfältig unangenehme zu vermeiden, noch mich daran zu erfreuen, ſehr verſchiedenartige ſelbſt zu kennen und ihnen ihren eigenthümlichen Charakter abzugewinnen. Ein Gleichniß wird vielleicht

deutlicher machen, was ich meine. Wenn man in einem Schauspiel ist, was mir zwar selten jetzt so begegnet, da ich in keines gehe, so kommt es einem nicht sowohl darauf an, daß man diesen oder jenen Charakter, einen Geizigen oder einen Verliebten, vorstellen sieht: was einen anzieht, ist die Art, wie der Dichter den Charakter auf die Bühne bringt, wie er ihn in Verwickelungen gerathen läßt, ihn in seiner Eigenthümlichkeit festhält und ihn durchführt, ohne ihn aus der Rolle fallen zu lassen. Auf eine ähnliche Art geht es mir mit dem Leben. Auch ist das Leben nicht gerade anders als ein Schauspiel zu nehmen. Die Dichtung ist vielmehr, so wie man sie nach der innern Wahrheit der Dinge beurtheilt, viel ernster und höher als das Leben. Sie bringt einen Schmerz und eine Lust hervor, die viel edlerer Natur sind als die wahren und irdischen. Ich erfahre nun in der That etwas ganz ähnliches mit allen Dingen im Menschenleben. Sie wirken in ihrem Charakter auf mich, und die Lust an ihrem rein ausgeprägten Charakter überwiegt meistentheils in mir ihr unmittelbares Gefühl auf mich und das Verhältniß, in dem sie zu mir stehen. Einigermaßen ist das nun bei allen Menschen der Fall. Das Mehr oder Weniger ist es nur, das hierin unter den Menschen den Unterschied hervorbringt, sonst sind auch hierin alle gleich. In mir ist nun gerade ein großes Uebergewicht von dieser Seite, und ich bin sehr zufrieden damit. Ich habe offenbar mehr angenehme als unangenehme Empfindungen, ja mehr Glück dadurch. Indem ich die geradezu angenehmen weniger ungeduldig suche, und die unangenehmen weniger ekel zurückweise, kommen mir jene ungerufen. Es ist überhaupt eine sehr gewisse Sache im Leben, daß das Glück am meisten ungerufen kommt, je mehr man es gleichsam zurückstößt. Das

ſteht auch ſchon vielfältig in der Schrift. Es kehrt nur dann in mehr dauernder und edlerer Geſtalt zurück.

Das Grabmal meiner Frau iſt nunmehr fertig. Es iſt eine Granitſäule, die auf einem hohen Poſtament ſteht. Am Poſtament iſt der Name der Verſtorbenen. Auf die Säule wird eine Statue der Hoffnung kommen, die meine Frau vor vielen Jahren in Rom beſtellt hat, die aber jetzt erſt ankommt. Die Höhe des Ganzen wird etwa 28 Fuß. Um die Säule herum iſt hinten eine halbrunde Bank, vorn ein eiſernes Gitter. Der Platz kann etwa 7 bis 8 Gräber faſſen. Die Gräber werden blos in die Erde, ohne Gruft, gemacht. Vor dem Grabmal iſt Feld und freie Ausſicht bis zum Wohnhauſe. Gleich dahinter und zur rechten Seite, wenn man davor ſteht, ein dicht belaubter Park. Links wieder Feld mit der Ausſicht auf den See. In dieſen Tagen werde ich den Körper im neuen Grabe begraben laſſen. Derſelbe Prediger und dieſelben Menſchen werden dabei ſein. Von den letzten fehlen ſchon zwei. Einer iſt todt, der andere ſterbend.

Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief den 17. d. M. zur Poſt zu geben. Diesmal könnte ich wohl rechten. Ein Beſuch iſt kein ſehr hinreichender Entſchuldigungsgrund. Aber Ihr Brief iſt noch zur rechten Zeit gekommen. Leben Sie innigſt wohl. Ihr H.

Zehnter Brief.

Tegel, den 24. December 1829.

So spät im Jahre, liebe Charlotte, habe ich Ihnen noch nie von hier aus geschrieben. Ich war seit langen Jahren immer in der Stadt um diese Zeit. Nur in frühern, glücklichern Epochen meines Lebens brachte ich auch den Winter auf dem Lande zu. Was ich damals im heitern Zusammensein that, wiederhole ich jetzt allein. Das ist der Gang des menschlichen Schicksals. Es ist heute hier, und da so kleine Entfernungen keinen Unterschied machen, gewiß auch bei Ihnen ein äußerst kalter Tag. Doch war ich aus. Ich gehe alle Tage gerade so spazieren, daß ich die Sonne untergehen sehe. Ich versäume den Moment nicht gern, und die halbe Stunde vor und nachher sind mir im Sommer und Winter die liebsten des Tages. Der Mond wartet dann oft schon, wenn die Sonne ihn nicht mehr überstrahlt, seinen Glanz wieder zu gewinnen. Heute ging die Sonne so in Nebel gehüllt unter, daß man statt ihrer Scheibe nur einen mattgelben Duft sah. Wenn ich immer betrachtende Ruhe liebte, und mich ihr auch oft da hingab, wo ich mich im Gedränge von Menschen und Gewühl von Geschäften befand, so versenkt mich meine jetzige Einsamkeit noch mehr darin. Ich habe zu nichts anderm Neigung. Meine wissenschaftlichen Beschäftigungen sind damit verwandt, und ich fühle mit jedem Tage mehr, wie das reine und besonnene Nachdenken über sich selbst das

Innere zuſammenſchließt und den Frieden giebt, der gewiß immer das Werk Gottes iſt, den aber doch, gerade nach Gottes deutlich zu erkennen gegebenem Willen, der Menſch nicht, wie eine äußere Gabe von ihm erwarten, ſondern durch die eigene Anſtrengung ſeines Willens aus ſich ſelbſt ſchöpfen ſoll. Ich bin in jeder Epoche meines Lebens ſehr gefaßt auf den Augenblick geweſen, der uns wieder daraus abruft. Ich bin es jetzt mehr wie je, wo ich deſſen beraubt, was mir in jedem Augenblicke Genuß und die heiterſte Freude gab, nun auf den kalten Ernſt des Lebens zurückgewieſen bin. Ich glaube auch mit ziemlicher Gewißheit vorauszuſehen, daß ich die mir vielleicht noch beſtimmten Jahre wie die jetzt verfloſſenen Monate zubringen werde. Nur ſehr bedeutende Dinge könnten mich zu einer Umänderung bringen. Bei kleinern würde ichs ſchon zu machen wiſſen, daß die Umänderung nur ſcheinbar wäre. Ich ſehe daher mein Leben jetzt von der Seite an, daß es ein Vollenden, ein Abſchließen der Vergangenheit iſt. Es iſt aber in meiner Art zu empfinden gegründet, daß mich dies nicht zur Beſchäftigung mit dem Tode und dem Jenſeits, ſondern gerade zu den Gedanken, die auf das Leben gerichtet ſind, bringt. Ich halte das auch nicht für eine Eigenheit in mir, ſondern ich glaube, es müßte überhaupt ſo ſein. Wenn man an den Tod zu denken empfiehlt, ſo iſt das eigentlich nur gegen den Leichtſinn gerichtet, der das Leben wie eine immer dauernde Gabe anſieht. Davon iſt ein in ſich geſammeltes Gemüth ſchon von ſelbſt frei. Uebrigens aber weiß ich nicht, ob anhaltende Beſchäftigung mit dem Tode und dem, was ihm folgen wird, der Seele heilſam ſei? Zwar möchte ich nicht darüber abſprechen, da es mehr Sache des Gefühls, als der Unterſuchung durch bloße Vernunftgründe iſt. Ich glaube es aber nicht. Die

aus dem Vertrauen auf eine Allgüte und Allgerechtigkeit entſpringende Zuverſicht, daß der Tod nur die Auflöſung eines unvollkommenen, ſeinen Zweck nicht in ſich tragenden Zuſtandes und der Uebergang zu einem beſſern und höhern iſt, muß dem Menſchen ſo gegenwärtig ſein, daß nichts ſie auch nur einen Augenblick verdunkeln kann. Sie iſt die Grundlage der innern Ruhe und der höchſten Beſtrebungen, und eine unverſiegbare Quelle des Troſtes im Unglück. Aber das Ausmahlen des möglichen Zuſtandes, das Leben mit der Phantaſie darin, zieht nur vom Leben ab und ſetzt nur ſcheinbar etwas Beſſeres an die Stelle, da allerdings die Gegenſtände erhabener ſind, nach denen man trachtet, man ſie aber doch ſo, wie man es da verſucht, nicht zu faſſen vermag. Gott hat auch deutlich gezeigt, daß er eine ſolche Beſchäftigung nicht wohlgefällig anſieht, denn er hat den künftigen Zuſtand in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt und jeden Einzelnen in gänzlicher Unwiſſenheit gelaſſen, wann der Augenblick ihn ereilen wird. Ein ſicheres Zeichen, daß das Lebende dem Leben angehören und darauf gerichtet ſein ſoll. Wozu mich alſo die Gewißheit, ſich in dem letzten Lebensabſchnitt zu befinden, mahnt, iſt ein an das Leben gerichtetes Beſtreben, das Beſtreben, das Leben abzurunden, ein inneres Ganzes daraus zu machen. In den Stand geſetzt zu ſein, dies zu thun, dadurch, daß man nicht mitten aus dem Treiben des Lebens hinweg geriſſen wird, ſondern einen Zeitraum der Muße und Ruhe behält, iſt eine Wohlthat der Vorſehung, die man nicht ungenutzt vorüber gehen laſſen muß. Ich meine damit nicht, daß man noch etwas thun, etwas vollenden ſolle. Was ich im Sinne habe, kann jeder in jeder Lage. Ich meine, in ſeinem Innern arbeiten, ſeine Empfindungen in vollkommene Harmonie bringen, ſich

selbstständiger und unabhängiger von äußern Einflüssen zu machen, sich so zu gestalten, wie man sich in den ruhigsten und klarsten Geistesmomenten gestaltet sehen möchte. Dazu geht jedem, wie viel er auch an sich gethan haben möge, viel ab, daran ist längere Dauer, als vielleicht die Dauer des Lebens verstatten wird. Dies aber nenne ich den eigentlichen Lebenszweck, dieser aber giebt auch dem Leben immer noch Werth, und wenn mich irgend ein Unglück, wie es jedem, wie glücklich er scheine, betreffen kann, dahin bringen sollte, das Leben nicht mehr zu diesem Zwecke zu schätzen, so würde ich mich selbst mißbilligen und die Gesinnung in mir ausrotten. Allein auch über einen solchen Lebenszweck kann man nicht unfruchtbar mit seinem Gedanken brüten. Er muß nur die der Seele gegebene Richtung sein, nur das, wie sich die Gelegenheit darbietet, urtheilende, billigende, zurechtweisende Princip. Das Leben ist zugleich eine äußere Beschäftigung, eine wirkliche Arbeit in allen Ständen und allen Lagen. Es ist nicht gerade diese Beschäftigung, diese Arbeit selbst, die einen großen Werth besitzt, aber es ist ein Faden, an dem sich das Bessere, die Gedanken und Empfindungen anknüpfen, oder das, woneben sie hinlaufen. Es ist der Ballast, ohne den das Schiff auf den Wellen des Lebens keine sichere Haltung hat. So sehe ich auch im Grunde hauptsächlich nur meine wissenschaftlichen Beschäftigungen an Sie sind vorzugsweise dazu gemacht, weil sie an sich mit Ideen in Verbindung stehen. Ich bin hierüber ausführlich gewesen, um Ihnen einen Begriff zu geben, was ich meine Einsamkeit und meine Freude daran nenne. Sie ist ursprünglich keine freiwillige, sondern eine durch das Schicksal herbeigeführte. Der von Zweien Zurückgebliebene ist allein, und es ist dann eine natürliche und zu billigende Empfindung,

daß man auch fortwährend allein bleiben will. Dann aber begünstigt auch die Einsamkeit jenes Nachdenken über sich selbst, jene Arbeit an sich, jenes Abrunden und Schließen des Lebens, von dem ich eben sprach. Endlich kommen die Studien hinzu, denen man auch ihre Seele gönnen muß. Darum gehe ich nur sehr selten zu meinen Kindern in die Stadt und freue mich, wenn sie hierher kommen. Die Leute bedauern erst meine Abwesenheit, das ist die Höflichkeit; dann finden sie dies Zurückziehen in meinem Alter und in meiner Lage natürlich, das ist die Wahrheit. Ueberdruß am Leben, Stumpfheit an seinen Freuden, Wunsch, daß es enden möge, haben an meiner Einsamkeit keinen Theil.

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, zwei Briefe geschrieben, die bei Abgang des Ihrigen noch nicht angekommen waren. Ich verlange eine Antwort auf diese zu erhalten. Ich bitte Sie, wenn Sie können, mir noch in diesem Jahre zu schreiben. Zu dem, welches wir neu beginnen, nehmen Sie meine herzlichsten Wünsche. Möge der Himmel Ihnen wieder Heiterkeit, Freude, Lebenslust und Lebensmuth, und vor allem Gesundheit und Kräfte verleihen! Was ich dazu beitragen kann, will ich mit herzlicher Freude thun, wo und wie es mir möglich ist. Leben Sie nun recht wohl! Gedenken Sie meiner mit freundschaftlicher Liebe und rechnen Sie mit Zuversicht auf meine aufrichtige, und unter allen Schicksalen unwandelbare Theilnahme an allem, was Sie betrifft. Ihr H.

Elfter Brief.

Tegel, den 26. Januar 1830.

Sie müſſen, liebe Charlotte, zwei Briefe von mir bekommen haben, die noch unbeantwortet ſind, einen vom 9. und einen vom 21. Januar. Ihr letzter war nicht auf meine Bitte, ſondern aus eigener Bewegung geſchrieben, und meinen Brief vom 9. werden Sie vermuthlich zu ſpät empfangen haben, um ihn an dem darin genannten Tage zu beantworten. Da ich aber weiß, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, und ich gerade einige Zeit frei habe, ſo will ich Ihnen ſchreiben, ohne erſt eine Antwort abzuwarten. Vielleicht bekomme ich dieſelbe auch noch, ehe ich den Brief ſchließe, da heute noch eine Gelegenheit aus der Stadt herkommt. Es liegt mir ſehr daran zu wiſſen, wie es Ihnen geht, und ob Sie die Ruhe und Heiterkeit wieder gewinnen, die ich Ihnen ſo ſehr wünſche. Noch erfreulicher ſollte es mir ſein, wenn mein Antheil und meine Rathſchläge in der That wirkſam dazu beitrügen. Das Wahre und Eigentliche müſſen Sie zwar ſelbſt dazu thun. Denn es bleibt immer ein ſehr wahrer Ausſpruch, daß das Glück im Menſchen ſelbſt liegt. Das Freudige, was ihm der Himmel verleihet, beglückt nur, wenn es auf die rechte Art aufgenommen wird, und das Bittere und Herbe, das das Schickſal ihn erfahren läßt, ſteht es in ſeiner Gewalt ſehr zu mildern.

Was auch gar keinen Troſt zuläßt, wie es denn allerdings ſolche Unglücksfälle giebt, hat Gott doch die Wehmuth zu einer Art Vermittlerin zwiſchen dem Glück und dem Unglück, der Süßigkeit und dem Schmerz geſchaffen. Sie macht den Schmerz zu einem Gefühl, das man nicht verlaſſen mag, an dem man hängt, dem man ſich überläßt mit dem Bewußtſein, daß es nicht zerſtörend, ſondern läuternd, veredelnd in jeder Art, und auf jede Weiſe erhebend wirkt. Es iſt ein Großes, wenn der Menſch die Stimmung gewinnt, alles was ihn betrifft, blos weil es menſchlich iſt, weil es einmal im irdiſchen Geſchick liegt, dagegen anzukämpfen, aber zugleich ſo aufzunehmen, wie es ſich in der Beſtimmung des Menſchen, ſich immer reifer und mannichfaltiger zu entwickeln, am beſten vereint. Je früher man zu dieſer Stimmung gelangt, deſto glücklicher iſt es. Man kann dann erſt ſagen, daß man das Leben wirklich erfahren hat. Und um des Lebens willen iſt man doch auf der Welt, und nur was man in ſeinem Gemüth durch das Leben errungen hat, nimmt man mit hinweg. Es iſt ein ſehr großes Glück, wenn man alles ſein Denken und Empfinden an einen Gegenſtand ſetzt. Man iſt dann auf immer geborgen, man begehrt nichts mehr vom Geſchick, nichts mehr von den Menſchen, man iſt ſogar außer Stande, etwas anderes von ihnen zu empfangen, als die Freude an ihrem Glück. Man fürchtet auch nichts von der Zukunft. Man kann nicht ändern, was nicht zu ändern iſt; aber das Eine, das Hängen an Einem Gedanken, Einem Gefühl, wenn es auch durch den grauſamſten Schlag, der einen Menſchen betreffen kann, nur zu dem Hängen an einer Erinnerung würde, das bleibt immer. Wer das ſtille Hängen an Einem Gedanken erreicht hat, beſitzt Alles, weil er nichts anderes bedarf und verlangt.

Noch beruhigender und beglückender ist natürlich ein solches Hängen an Einem, wenn das Eine nichts Irdisches, sondern das Göttliche selbst ist. Aber auch im Irdischen ist solch ein treues, die ganze Seele einnehmendes Hängen an Einem Gefühl immer von selbst auf das gerichtet, was im Irdischen selbst nicht irdisch ist. Denn das blos Irdische ist nicht fähig die Seele so auf sich zu heften. Der Probierstein der Aechtheit des Gefühls ist nur, daß es von aller Unruhe frei, mit keiner Art des Begehrens gemischt sei, daß es nichts verlange, nichts fordere, keine andere Sehnsucht kenne, als in der Art, wie es ist, fortzudauern. Darum ist das Gefühl für Verstorbene ein so süßes, so reines, so der Sehnsucht hingegebenes Gefühl, das bis ins Unendliche fortwährt, ohne sich je zu zerstören, in deren Wachsthum selbst die Seele ohne Unterlaß Kraft gewinnt, sich ihr in einer süßen Wehmuth zu überlassen. Sobald das Gefühle für das Göttliche sind, sind es unstreitig die reinsten und von aller irdischen Beimischung am meisten geläuterten. Sie haben zugleich das Eigenthümliche, daß sie der Erde nicht entfremden, und doch allem Drohenden und Schmerzlichen, was die Erde auch oft hat, den Stachel und den Wermuth benehmen. Da der Gedanke an die Verstorbenen mit allem dem zusammenhängt, was sie im Leben umgab, so sind sie, statt vom Leben abzuführen, vielmehr immerfort Verknüpfungsmittel mit demselben; es giebt in jeder Lage noch immer Gegenstände, an welchen man sich die Verstorbenen als theilnehmend und noch mit dem Leben verknüpft denkt. Diese knüpfen auch den Zurückbleibenden noch an das Leben, aber es ist eine Verknüpfung, die dem Leben das Schwere benimmt, da man sich doch nicht mehr ganz als ihr angehörend betrachtet. Wenn die liebsten Gedanken alle jenseits des Lebens sind,

wenn das Leben keinen hat, der dieſen die Wage halten könnte, ſo kann, was man ſonſt im Leben zu fürchten pflegt, einem irgend gegen irdiſche Schickſale Gewaffneten nicht ſonderlich furchtbar erſcheinen. Zeit und Ewigkeit verknüpft ſich im Gemüthe zu einer Ruhe, die nichts mehr ſtört. Ich habe mir immer, ehe ich noch die Erfahrung ſelbſt gemacht hatte, gedacht, daß es ſo ſein müßte. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß es für einen wahren Verluſt auch nur einen ſcheinbaren Erſatz geben könnte. Jetzt empfinde ich das wirklich, da das Loos mich getroffen hat. Ja, ich werde mit großer Freude gewahr, daß ſich die wahre und richtige Einwirkung, die ſolcher Verluſt haben muß, mit der Zeit immer vollkommener und mächtiger entfaltet, wie die irdiſche Nacht tiefer wird, je länger ſie währt. Die Freude, die man am nächtlichen Dunkel hat, und für die ich immer ſehr empfänglich geweſen bin, iſt dieſer Empfindung ähnlich. Man iſt allein, und will allein ſein, man gewahrt äußerlich nichts, und innerlich regt ſich ein doppeltes Leben. Der Tag iſt geweſen und der Tag wird wiederkehren.

Es iſt ein ſchrecklicher Winter in dieſem Jahr, und noch durchaus keine Ausſicht, daß das bald anders werde und ſich milder löſen will. Wenn man die viele Noth bedenkt, die es mit ſich führt, ſo iſt das ſehr beklagenswerth. Allein ſonſt iſt mir keiner ſo leicht geweſen. Dies liegt in der Ruhe und Unabhängigkeit der Einſamkeit, worin ich lebe. Ich gehe alle Tage ſpazieren, allein außerdem verlaſſe ich die drei aneinander anſtoßenden Zimmer, die ich allein bewohne, nie, und der Anblick der unberührten Schneeflächen und des unendlichen Glanzes, den die Sonne, deren Auf- und Untergang ich von meinen Fenſtern aus ſehe, und Abends Mond und Venus und die andern Sterne über

die Schneeflocken und den gefrornen See ausstrahlen, ist unbeschreiblich. — Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 2. Februar, oder wenn das nicht möglich ist, doch noch in der ersten Woche des Februars abgehen zu lassen. — Leben Sie recht herzlich wohl, und bleiben Sie meiner aufrichtigen und innigen Theilnahme versichert. Ganz der Ihrige. H.

Zwölfter Brief.

Tegel, den 5. März 1830.

Ich bin sehr besorgt um Sie gewesen, liebe Charlotte. Ich hatte Sie gebeten, mir am 25. zu schreiben, ich wußte, daß Sie, wenn Sie gesund waren, das gewiß gethan hätten, und doch hatte ich heute früh noch keinen Brief von Ihnen. Daß aber ein Brief von Ihnen bis hierher acht Tage gehen sollte, schien unglaublich, und doch hatte ich heute früh meine Berliner Briefe bekommen. Ich dachte mir also mit Gewißheit, daß Sie krank sein, wenigstens gewesen sein müßten. Derselbe Gedanke war mir schon gestern und vorgestern durch den Kopf gegangen. Endlich am Abend, wo ich einen zweiten Boten bekam, erhielt ich Ihren Brief. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich beim Erblicken der Handschrift freuete. Der Brief trug wirklich das Postzeichen vom 25. Die Langsamkeit aber weiß ich mir nicht zu erklären. Vermuthlich habe ich einen Tag genannt, wo keine Post abging, so daß der Brief gleich gelegen und gewartet hat. Dann mag das hohe Wasser dazu gekommen sein. Ich bitte Sie doch aber, wenn ja der Fall wieder unglücklicherweise eintreten sollte, daß Sie wegen Unpäßlichkeit nicht schreiben, mir dennoch immer in zwei Worten zu sagen, was Ihnen ist und was Ihnen fehlt. Glauben zu müssen, daß jemand, an dem man Antheil nimmt, krank ist, ohne zu wissen was ihm fehlt, ist ein zu peinlicher Zustand. Mit meiner Gesund-

heit geht es fortdauernd gut, ich habe die letzten schönen Tage sehr genossen und zu weiten Spaziergängen benutzt. Es war eine schöne Luft und ein wundervoll erfreuender Sonnenschein. Einmal habe ich, seit ich Ihnen zuletzt schrieb, einen leisen Anfang einer Augenentzündung gehabt. Ich mußte mich beim Spazierengehen erkältet haben. Ich bin dann einen Tag zu Hause geblieben, habe nicht gelesen noch geschrieben, und mich dadurch selbst geheilt. Ich habe mich gewundert, daß meine Augen nicht durch den Anblick des Schnees gelitten haben, der sonst schwachen Augen so leicht wehe thut. Es scheint aber, daß die meinigen eine gewisse Stumpfheit gegen solche Reize haben. Dazu trägt vielleicht bei, daß ich immer eine Art Leidenschaft gehabt habe, in die Sonne beim Untergang zu sehen. Wie die Scheibe mit dem untern Rand den Horizont berührt, stehe ich still, und scheide nicht eher vom Anblick, bis der letzte Strahl verglüht ist. Ich schreibe Ihnen diesmal zuerst von meiner Gesundheit, weil Sie mir sehr gütig sagen, daß Sie immer nach diesen Stellen in meinen Briefen zuerst suchen. Ich wollte Ihnen auf diese Weise damit entgegen kommen. Sonst hätte ich mit dem angefangen, was den Hauptinhalt Ihres Briefes und den vertraulichen Theil desselben ausmacht, und wozu ich jetzt übergehe. — — — —

Den 17.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 6. d. M. abgegangenen Brief vom 1. bekommen, so daß der Brief wieder sehr lange unterwegs gewesen ist. Doch kann er wohl zwei volle Tage in meinem Hause in Berlin gelegen haben. Es ist mir sehr lieb, daß der Abgang der Posten wieder geregelt ist. Ich werde Sie jetzt immer bitten,

Ihre Briefe am Dienstag abgehen zu lassen. Es war sonst immer der Tag, den Sie vorzogen. Ihr längeres Stillschweigen hat mich diesmal nicht beunruhigt. Ich war gewiß, daß Sie nicht krank sein konnten. Ich habe Sie so bestimmt gebeten, mir in diesem Fall zu schreiben, daß ich gewiß darauf rechnen konnte, daß Sie es gethan haben würden. Ich errieth aber die Ursache Ihres Nichtschreibens, und sehe nun aus Ihrem Briefe, daß ich ganz richtig vermuthet hatte. Es war eine zu natürliche, Ihrer Empfindungsart zu angemessene Empfindung, als daß sie nicht hätte in Ihnen aufsteigen sollen. Ihr jetziger Brief aber hat mir die größte Freude gemacht, besonders wegen der ruhigen Stimmung, die darin herrschend ist, und die ich, da sie Ihnen nothwendig die wohlthätigste sein muß, so sehr liebe, um deren Erhaltung ich Sie dringend bitte. Auch Lebenslust und Lebensfreude an den dem Leben bleibenden Genüssen kann erst auf dieser Grundlage im Gemüth emporsprießen. Die Ruhe ist die natürliche Stimmung eines wohl geregelten, mit sich einigen Herzens. Aeußere Ereignisse können sie bedrohen und das ruhigste Gemüth aus den Angeln heben. Ein großes weicht zwar auch da nicht, allein obgleich es Frauen giebt, welche diese Stärke mit der größten und lebendigsten Regsamkeit der Empfindung und der Einbildungskraft verbinden, so kann man das bewundern, aber nicht fordern. In einem Manne aber ist es Pflicht, es läßt sich verlangen, und er verliert gleich bei allen richtig Urtheilenden an Achtung, wie hierin in ihm ein Mangel sichtbar wird. —

Meine Gesundheit ist fortwährend gut. Sogar von kleinen Uebeln bin ich frei, und an den Augen bemerke ich keine Veränderung. Ich mache mir indeß dennoch keine Täuschung darüber. Es liegt in der Natur der Sache,

daß eine einmal vorhandene Schwäche, oder eine beginnende Verdunkelung, immer auch, wie alles in der Natur, ihren Gang geht und zunimmt. Aber dies Zunehmen kann so unmerklich sein, daß es die ganze Lebensdauer hindurch zu keinem wirklichen Uebel führt. Dies scheint jetzt noch bei mir der Fall zu sein. Mit der Schwierigkeit in der Hand beim Schreiben haben Sie vollkommen Recht, sie begleitet gewöhnlich den Eintritt der höhern Jahre. Es tritt dann entweder Zittern ein, oder ein Zustand, den ich mehr Unbehülflichkeit als Schwäche nennen möchte. Das Schreiben erfordert, wenn die Hand fest und deutlich sein soll, eine Menge sehr kleiner und kaum merklicher Bewegungen der Finger, die schnell nach einander, und doch bestimmt von einander geschieden, gemacht werden müssen. Dazu mangelt im Alter die Gelenkigkeit. Wie beim Schreiben ist es bei allen ähnlichen Verrichtungen, wogegen im Fassen, Tragen, Halten u. s. f. die Hand die gleiche Kraft behält. Daß Gastein mir dabei helfen könnte, glaube ich nicht. Es hat bei mir erst, wie ich schon Gastein gebraucht hatte, recht zugenommen, und war im Frühjahr weniger stark, als im Herbst und jetzt. Das Alter erscheint mit den Jahren allmälig, aber mit einer Krankheit oder einem großen Unglücksfall, den nichts je wieder gut machen kann, plötzlich. Das Letzte ist mein Fall gewesen. Hätte ich den Verlust nicht erlitten, den ich erfahren, so möchte es noch mehrere Jahre so fortgedauert haben. Aber auch die große Aenderung, welche dieser Verlust in mir hervorbringen mußte, und die mit jedem Tage nur fühlbarer wird, bei der plötzlichen Vereinzelung nach einem achtunddreißigjährigen gemeinschaftlichen Leben, und selbst in der Abwesenheit ununterbrochenen gemeinschaftlichen Denken und Empfinden, war es natürlich,

daß die Aenderung auch körperlich eintrat. Indeß ist das sehr leicht zu ertragen, zumal so lange die Gesundheit so unangegriffen wie bei mir jetzt bleibt. Ich kann daher, wenn Sie auch nicht immer darin einstimmen, nur dabei bleiben, daß mir das Alter lieb ist. Es ist ein natürlicher menschlicher Zustand, dem Gott seine eigenen Gefühle geschenkt hat, die ihre eigenen Freuden in sich tragen. Wenn ich durch einen Zauberstab machen könnte, daß ich die mir noch übrigen Jahre mit jugendlicher Kraft und Frischheit verleben, oder so wie jetzt bleiben könnte, so wählte ich das Erste gewiß nicht. Die jugendliche Kraft und Frischheit paßt nicht zu greisenden Gefühlen, und diese in einem langen Leben erworbenen und erlangten Gefühle möchte ich doch für nichts auf Erden aufgeben. Was Sie von meiner Stimmung sagen, unterschreibe ich in sofern, als sie allerdings eine seltene und den tiefsten und gerührtesten Dank erheischende Gabe des Himmels, nicht menschliches Verdienst ist. Wenigstens rechne ich sie mir nicht zu. Ich verdanke sie größtentheils der, welche auch jetzt die unmittelbare Quelle derselben ist. Denn wenn man einem durchaus reinen und wahrhaft großen Charakter lange zur Seite steht, geht wie ein Hauch von ihm auf uns über. Ich würde mir selbst jenes Besitzes unwerth erscheinen, wenn ich jetzt anders sein könnte, als innerlich in abgeschlossener Ruhe in der Erinnerung lebend, und äußerlich, wo sich die Gelegenheit darbietet, nützlich und wohlthätig beschäftigt.

Es ist mir eine wahre Beruhigung gewesen und hat mich unendlich gefreut, daß Ihnen meine beiden letzten Briefe wohlthätig gewesen sind. Ich habe bei allem, was ich Ihnen schreibe, immer und nur diese Absicht, und ich bitte Sie dringend, danach und nur danach jeden einzelnen

Ausdruck zu beurtheilen. Wir weichen in einigen wesentlichen Ansichten des innerlichen Lebens von einander ab. Es thut nichts, wenn man nicht über alles gleich denkt, und jeder muß sein inneres Glück auf seine eigene Weise bauen. Nur wenn der Eine in vollkommener Uebereinstimmung mit der Ansicht des Andern es wünscht, wenn er sich ganz vertrauend hingiebt, kann man leitenden Einfluß darauf ausüben wollen.

Ich wünsche, daß meine Briefe Sie ruhig, heiter stimmen, Ihnen wie eine Erholung, eine Erquickung erscheinen. Meine dringende Bitte an Sie, liebe Charlotte, ist nur, daß Sie die Ruhe Ihres Gemüths erhalten, und es der Heiterkeit, die jede Lage begleiten kann, offen erhalten mögen. Sich selbst heiter stimmen kann man nicht immer, allein heitern Eindrücken, wenn sich Veranlassungen dazu finden, sich offen zu erhalten, kann man doch. Ich bitte Sie, mir den 27. d. M., wenigstens gewiß nicht später, zu schreiben. Früher soll es mir immer willkommen sein. Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie mit vertrauender Zuversicht auf meine ununterbrochene freundschaftliche Theilnahme.

H.

Dreizehnter Brief.

Tegel, den 6. bis 9. Mai 1830.

Ich ſage Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichen Dank für Ihren am 27. April abgegangenen Brief, den ich richtig empfangen habe. Mit meinem Befinden geht es ſehr gut, und ich empfinde weder Folgen des naſſen Frühjahrs, noch des ſtrengen Winters. Dennoch machen ſich die Folgen im Allgemeinen ſehr fühlbar. Eine Menge von Leuten leiden hier am kalten Fieber. Ich habe für den Sommer meine Lebensart etwas geändert. Ich ſtehe jetzt regelmäßig um 6 Uhr auf. Dafür gehe ich aber auch immer vor, ſpäteſtens um Mitternacht zu Bette. Die Morgenſtunden haben mehr Reiz für mich, und ſo ſchreibe ich Ihnen, liebe Freundin, heute in der Frühe. Es iſt das erſte, womit ich heute den Tag beginne. Auf meinen Schlaf hat weder das frühe noch ſpäte Aufſtehen einigen Einfluß. — — Die Nacht hat etwas unglaublich ſüßes. Die heitern Ideen und Bilder, wenn man ſolche haben kann, wie ich ehemals oft erfahren, nehmen einen ſanftern, ſchönern, in der That ſeelenvollen Ton an, dabei iſt es, als ob man ſie inniger genöſſe, da in der Stille nichts, nicht einmal das Licht ſie ſtört. Kummervolle und ſchwermüthige Erinnerungen und Eindrücke ſind dagegen auch milder und mehr von der Ruhe durchſtrömt, die jede Trauer leichter und weniger zerreißend macht. Man kann auch dem Kummer ruhiger nachhängen, und ein tiefes Gemüth ſucht doch

nicht den Kummer zu entfernen, am wenigſten zu zerſtreuen, ſondern ſucht ihn ſo mit dem ganzen Weſen in Einklang zu bringen, daß er Begleiter des Lebens bleiben kann. Ich kann mich jetzt ſchon auf die langen Winternächte freuen, und habe, was ich hier ſage, im vorigen Winter oft erfahren. Bedenkt man auf der andern Seite wieder, wie freudig und ſchön das Licht iſt, ſo geräth man in ein dankbares Staunen, welch einen Schatz des Genuſſes und wahren Glückes die Natur allein in den täglichen Wechſel gelegt hat. Es kommt nur darauf an, ein Gemüth zu haben, ihn zu genießen, und das liegt doch in jedes Menſchen eigener Macht. Alle Dinge, die einen umgeben, ſchließen für den Geiſt und die Empfindung Stoff zur Betrachtung, zum Genuß und zur Freude in ſich, der ganz verſchieden und unabhängig iſt von ihrer eigentlichen Beſtimmung und von ihrem phyſiſchen Nutzen; je mehr man ſich ihnen hingiebt, deſto mehr öffnet ſich dieſer tiefere Sinn, die Bedeutung, die halb ihnen, die ſie veranlaſſen, halb uns, die wir ſie finden, angehört. Man darf nur die Wolken anſehen. An ſich ſind ſie nichts als geſtaltloſer Nebel, als Dunſt, Folgen der Feuchtigkeit und Wärme, und wie beleben ſie, von der Erde geſehen, den Himmel mit ihren Geſtalten und Farben, wie bringen ſie ſo eigene Phantaſien und Empfindungen in der Seele hervor.

Ich werde, liebe Charlotte, am 2. Junius verreiſen und zum 2. Auguſt, oder wenige Tage ſpäter, wieder hier zurück ſein. Ich gehe zuerſt nach Schleſien, dann von da nach Gaſtein. Hierüber wundern Sie ſich vielleicht, da ich mich vollkommen wohl befinde. Allein eigentlich iſt es vernünftiger eine Badekur zu wiederholen, wenn man ſich danach wohl, als wenn man ſich übel befunden hat. Ich leite zwar mein Wohlbefinden von der vollkommen regel-

mäßigen Lebensart, die ich führe, von dem einsamen Landaufenthalte, selbst von der Stimmung ab, in der ich mich befunden und befinde, wo mich kein äußeres Verlangen bewegt, und das einzige innere Einer mich nie verlassenden Empfindung zugewendet ist. Ich war doch sonst mehr von der Wirklichkeit bewegt und bisweilen auch unruhiger, was mir das Leben beglückte, war mir auch Gegenstand der Sorge. Mein Arzt aber besteht darauf, daß Gastein es vorzüglich ist, was physisch so gut auf mich gewirkt hat, und da mir die Reise nicht anders unangenehm ist, als durch meine Abwesenheit von hier, so befolge ich den Rath, ohne darum unbedingt daran zu glauben. Ich habe wieder in Gastein meine alte Stube, die, welche meine Frau bewohnte, und dieselben Erinnerungen umgeben mich, in denen ich hier lebe. — Ich hoffe, daß Sie den Sommer ruhig und in der stillen Heiterkeit durchleben werden, die Ihr Gemüth so vorzugsweise geeignet ist zu genießen und sich auch selbst zu geben durch Erhebung zu dem Besten, Beseligendsten und Höchsten, das der Mensch besitzen kann. Ihr letzter Brief, und schon der vorletzte, schien mir anzudeuten, daß diese Stimmung wieder in Ihnen mehr vorherrschend zu werden anfängt. *)

Was Sie, liebe Charlotte, dazu beitragen können, daß Sie Ihre frühere Heiterkeit wieder gewinnen, thun Sie ja;

*) Was in dieser Zeit mich so sehr niederbeugte, war von der Art, daß ich es bei dem höchsten Vertrauen dennoch dem gütigen, verehrten Freunde nicht mittheilen konnte. Theils wurden sehr zarte Saiten durch Andere verletzt, theils blieb der Zustand mir selbst fast unverständlich. Es war ein schmerzliches Gewebe wahrer, nicht eingebildeter Leiden, die nur schweigend getragen werden konnten, aber dem Geist allen freien Aufschwung, dem Gemüth alle Heiterkeit raubten.

was ich dazu beitragen kann, thue ich gern. Vertrauen Sie dem Wort und auch der Versicherung, daß es mich bekümmert, Sie so lange in einer so trüben Stimmung zu wissen. Ich wollte, Sie klagten sich recht aus. —

Was Sie über Georg Jacobi's Reisen sagen, hat mich sehr angesprochen; ich komme einmal darauf zurück. Leben Sie wohl, mit der herzlichsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Vierzehnter Brief.

Tegel, den 29. Mai 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 16. d. M. vor einigen Tagen empfangen, und ſo wie Sie es vorausgeſehen haben, doppelte Freude daran gehabt, weil er in einem ſo ruhigen und heitern Tone geſchrieben iſt. Ich wünſche nichts mehr, als daß Sie in demſelben und der ihr entſprechenden Stimmung bleiben mögen, und Sie können es gewiß, wenn Sie ſich nicht ſelbſt trübe und irrige Vorſtellungen machen, ſondern vielmehr der Ruhe nachſtreben, welche das Gemüth unabhängig von äußern Ereigniſſen macht. Ohne dieſe nur durch innere Bearbeitung ſeiner ſelbſt zu erlangende Ruhe bleibt man immer ein Spiel des Schickſals, und verliert und gewinnt ſein inneres Gleichgewicht, wie die Lage von einem nur freudvoller oder leidvoller iſt. Das gänzliche Unterlaſſen alles Spazierengehens iſt und bleibt doch eine Entbehrung eines großen Vergnügens, wenn ſich auch der Körper daran gewöhnt, ich habe das ſelbſt an mir erfahren. Der Mangel der Bewegung hat mir nie geſchadet, aber entbehren thut man viel. Man genießt die Natur auf keine andere Weiſe ſo ſchön, als bei dem langſamen, zweckloſen Gehen. Denn das gehört namentlich zum Begriff ſelbſt des Spazierengehens, daß man keinen ernſthaften Zweck damit verbindet. Seele und Körper müſſen in unvollkommener und ungehemmter Freiheit bleiben, man muß kaum einen Grund haben, auf eine oder die

andere Seite zu gehen. Alsdann befördert die Bewegung die Idee, und man mag etwas Wichtiges denken oder sich blos in Träumen und Phantasien gehen lassen, so gewinnt es durch die Bewegung des Gehens bessern Fortgang, und man fühlt sich leichter und heiter gestimmt. Noch vor kurzem ist es mir geschehen, daß mir durch einen Spaziergang gelang, was sich sehr lange nicht hatte gestalten wollen. Ich hatte oft vergebens an etwas gearbeitet, und plötzlich beim Herausgehen draußen kam es mir ganz von selbst, daß ich beim Nachhausekommen es nur aufschreiben konnte. Ich gehe aber niemals des Morgens aus. Daran thue ich vielleicht Unrecht, aber es hängt bei mir mit so vielen kleinen Gewohnheiten zusammen, daß ich darüber nicht hinaus kommen kann. Ich genieße daher nur den Anblick des Grün aus den Fenstern, wo dann die Lichter der Frühsonne im Laube einen wundervoll herrlichen Wechsel des Hellen und Dunkeln gewähren.

Ich habe kürzlich Goethe's zweimalige Reise nach Italien oder vielmehr, da es keine eigentliche Reisebeschreibung ist, seine Briefe von daher gelesen. Sie schrieben mir in derselben Zeit von der Jacobi'schen. Ich habe diese Reise nie gelesen, wohl aber den Reisenden gekannt, und sein Buch loben hören. Er studirte mit mir zugleich in Göttingen, und ging, wenn ich nicht irre, auch mit Ihrem Bruder um. Er war ein guter Mensch und sehr fleißig, doch vermied ich seinen Umgang, da er für meine Neigung in zu viele Studentengesellschaften verwickelt war. Was Sie mir aus seiner Reise über die Pracht der Kirchen und des Gottesdienstes sagen, ist sehr wahr, und sehr begreiflich, wie hinreißend es für ein wahrhaft frommes, weibliches Gemüth, wie das Ihrige, erscheinen muß, zu jeder Zeit in den offenen Kirchen eine Zuflucht und „Freistatt",

wie Sie ſagen, für ſeine tiefſten Bedürfniſſe zu finden. Ich bin durch Ihre Bemerkungen an etwas erinnert. Vielleicht haben Sie wohl von Fernow gehört, der Mehreres über Kunſt und Literatur und eine ſehr geſchätzte italieniſche Grammatik geſchrieben hat. Dieſer war viele Jahre in Rom und heirathete dort eine Frau, die von geringem Stande war und als Wirthſchafterin gedient hatte. Nach mehreren Jahren der Heirath kehrte er nach Deutſchland zurück, nahm die Frau mit und lebte in Weimar. Der Frau mißfiel der dortige Aufenthalt ungemein, ſie ſtarb ſogar bald, woran das Heimweh mit Urſache ſein mochte. Sehr merkwürdig war, was ſie beſtändig ſagte und immer wiederholte: „Wie arm und wie dunkel!“ Das letzte begriff man leicht, da es auf das Sonnenlicht gehen konnte. Aber das arm ſchien ſonderbar, da ſie in Rom unmittelbar auch nur armſelige Umgebungen gehabt haben konnte. Es bezog ſich aber offenbar auf die Kirchen, die hell, groß, prachtvoll und in jeder Art reich ausgeſtattet ſind. Dieſe ſah ſie als zu ihrem Leben, ihrer täglichen Umgebung gehörend an, und konnte es. Die Kirchen in den italieniſchen Städten, und es iſt wohl in allen katholiſchen Ländern nicht anders, ſind den ganzen Tag offen, vom frühen Morgen bis ſpäten Abend, und jeder kann ungehindert hineingehen und darin bleiben, ſo lange er will. Jeder im Volke kann ſie alſo als ſein Eigenthum anſehen, und ſo that es dieſe Frau. Wie ärmlich es in ihrer Stube ausſehen mochte, der Reichthum und die Pracht der Kirchen gehörte zu ihrem Genuß. Es iſt aber auch in anderer Rückſicht, wie Sie bemerken, und wie es auch mir erſcheint, eine lobenswürdige Sitte, daß man Jedem Gelegenheit giebt, in jedem Moment, wo er Stimmung dazu hat und fühlt, an einen Ort gehen zu können, wo er Stille und Einſamkeit

oder zu seiner Stimmung passende Verrichtungen findet, einen Ort, der ihm schon an und für sich, sobald er ihn betritt, Ehrfurcht und dazu eine gewisse Linderung einflößt. Unsere evangelischen Kirchen werden viel zu sehr als Orte, die zum Predigen bestimmt sind, angesehen, und auf die religiöse Erhebung des Gemüths in Gebet und Nachdenken wird zu wenig gedacht.

Die Goethe'schen Briefe aus Italien lehren nicht gerade Italien und Rom kennen. Sie sind ganz und gar nicht beschreibend. Man muß mit den Gegenständen durch eigene Ansicht oder durch andere Reisen bekannt und bereits vertraut sein, um nur die Bemerkungen darüber ganz zu verstehen. Aber sie mahlen sehr hübsch und interessant Goethe selbst, und zeigen, was Rom und Italien sind, durch den Eindruck, den sie auf Goethe gemacht haben. Jedenfalls gehören sie zu den merkwürdigsten Schilderungen. Dann erkennt man auch daraus, welche unglaubliche Sehnsucht Goethe Jahre hindurch hatte, Italien und vor allem Rom zu sehen.

Ich reise morgen früh ab und gehe zunächst nach Breslau. Leben Sie herzlich wohl und seien Sie meiner unveränderlichen Theilnahme gewiß. Von Herzen Ihr H.

Funfzehnter Brief.

Ottmachau, den 22. Junius 1830.

Ich habe vor einigen Tagen, liebſte Freundin, Ihren Brief vom 6. und 7. d. M. bekommen, und danke Ihnen herzlich dafür. Es thut mir leid, daß Sie den meinigen vom 29. Mai, ſpäter als es hätte ſein ſollen, empfangen haben. Ich bin aber erſt am 3. von Berlin abgereiſt und konnte meinen Brief erſt am Tage vor meiner Abreiſe beendigen. Meine Reiſe iſt ſehr glücklich geweſen, und hat mir zu gar keiner Art von Klage über irgend eine Unbequemlichkeit Anlaß gegeben. Das Wetter war ſehr ſchön und ohne Regen, den ich am meiſten auf Reiſen haſſe. Ich bin über Breslau gegangen, war aber ſchon am 7. Abends hier, wo ich mich bei meinem älteſten Sohn und deſſen Frau aufhalte. Es war ein himmliſch ſchöner Sommerabend, und ich kann nicht ſagen, wie ſchön ich wieder die Gegend hier gefunden habe. Ich reiſe allein, ohne eines meiner Kinder. Es war für keins eine Veranlaſſung vorhanden, das Bad zu gebrauchen, und ich bin auf Reiſen lieber allein. Dies würde auch mein Fall ſein, wenn ich noch älter oder kränklicher wäre. Was aber die Pflege betrifft, deren man im Alter oder in Krankheit bedürfen kann, ſo iſt es viel angenehmer die von Bedienten zu empfangen. Kinder, Verwandte, Freunde ſind zu edel dazu, es beglückt, ſie zu ſehen, mit ihnen zu reden, aber mit dieſen körperlichen Elendigkeiten ſich zu befaſſen, iſt, wenigſtens meinem

Gefühl nach, unter dem, wozu man das Leben mit ihnen anwenden kann.

Ich werde morgen Ottmachau verlassen, noch anderthalb Tage bei einer langjährigen Freundin auf dem Lande in der Grafschaft Glatz zubringen, und dann meine Reise so fortsetzen, daß ich in mäßigen Tagereisen Gastein am 1. künftigen Monats erreiche. Ich gehe über Prag, aber nicht über Wien. Obgleich viele Menschen jetzt im Sommer auf dem Lande sind, so bleiben immer einige zurück, die ich nicht vorbeigehen könnte, und meine Zeit erlaubt keinen Aufenthalt. Ohnehin hat Wien nie zu den Städten gehört, die ich sehr liebe, und die es mir jetzt Freude machen würde wiederzusehen. Ich war zweimal da, das erste Mal vor langen Jahren in der ersten Zeit meiner Verheirathung, auch später mit meiner Frau und meinen Kindern, ich reiste von da nach Paris. Das zweite Mal, wie Sie wissen, mehrere Jahre nach einander, und dann wieder mit Unterbrechung. Immer haben mir Stadt und Gesellschaft dieselben Eindrücke zurückgelassen. Linz hingegen, worüber mich mein Weg nun führen wird, ist eine hübsche anmuthig gelegene Stadt, und ich freue mich darauf wieder durchzukommen. Die Lage ist immer an einem Orte nicht blos, wenn man durchkommt, das erste und anziehendste, sondern auch zum Bleiben und Leben. Denn zuerst muß man sein Leben doch auf sich allein berechnen. Man kann erst den Andern etwas sein, wenn man sich erst selbst genügt, und dazu trägt nichts so entscheidend bei, als die Natur. So hoffe ich, wenn ich gesund bleibe, gemächlich, wenn auch nicht schnell, Gastein zu erreichen. Es ist immer wunderbar genug, eine weite, immer manchem Zufall ausgesetzte Reise bei völliger Gesundheit zu unternehmen, blos um einen ungewissen Erfolg für das künftige Jahr zu gewinnen.

Sie werden mich, liebe Freundin, fragen, warum ich es thue, wenn ich ſelbſt ganz richtig ſo denke. Hauptſächlich thue ich es, um nicht, wenn ich ja zufällig im nächſten Winter leidend würde, was doch bei jedem Menſchen ſo leicht möglich iſt, von einem Arzt und Andern geplagt zu werden mit der Klage, daß das alles davon herkomme, daß ich nicht Folge geleiſtet, ſondern nach meinem eigenen Kopfe den wiederholten Gebrauch des Bades, das mir ein paarmal heilſam geweſen, verſäumt habe. Alles Sprechen über meine Geſundheit, alles Gründeſuchen, Bedauern, Unruhigſein iſt mir in den Tod verhaßt. Es iſt eben ſo nutzlos als thöricht, ſich nicht in das Unabänderliche ruhig und ſtill zu fügen. Damit es nun aber wirklich das Unabänderliche ſei und ſcheine, ſo iſt es mein Grundſatz, auch ohne ſichern Glauben an ſeine Unfehlbarkeit, dem Arzt, den ich eben brauche, ſtreng zu folgen, und mir keine Abweichungen von ſeinen Vorſchriften zu erlauben. Dann iſt er allein für den Erfolg verantwortlich, und ich habe nichts damit zu ſchaffen. So, und nicht aus eigenem Vertrauen, brauche ich das Bad in Gaſtein. Für mich habe ich für die Erhaltung meiner Geſundheit mehr Zuverſicht auf eine einfache, gleichmäßige, vernünftige Lebensweiſe, die man vorzüglich zu Hauſe führt und führen muß. — Sie reden in Ihrem Briefe von Gewittern. Wir haben hier ſehr viele, aber Gottlob! ohne Schaden gehabt. Ich bin von meiner Kindheit ohne alle Gewitterfurcht geweſen. Der Anblick einiger ſehr furchtſamer Perſonen, die es damals in meiner Familie gab, hat mich, glaube ich, davon geheilt, oder vielmehr dafür bewahrt. Dagegen kann ich nicht ſagen, daß ich Ihren Wunſch je getheilt hätte, vom Gewitter oder vielmehr vom Blitz getroffen und erſchlagen zu werden. Für die Phantaſie hat es allerdings

etwas Imponirendes, gleichsam vom Himmel selbst berührt zu werden. Allein die niedere Wolkenregion, aus welcher die Gewitter kommen, gehört gar sehr zur Erde, und ist weniger unbekannt als sie. Das Feuer, das sich durch nichts Irdisches nährt, ist allerdings das reinste Element. Glücklich mag der Tod, wenn der Blitz gleich tödtet, auch sein, da er ganz schmerzlos scheint. Allein noch im vorigen Jahr hat sich hier der Fall zugetragen, daß ein wirklich vom Blitz getroffener Mensch erst am folgenden Tage starb. Es war ein alter Invalid. Er fiel besinnungslos hin. Die Besinnung aber kehrte zurück und er schien unverletzt und gesund. Aber am folgenden Tage zeigte sich eine Gehirnentzündung, die ihn in wenig Stunden hinwegraffte. Doch möchten diese Fälle sehr selten sein. Ich möchte aber nicht einen so plötzlichen Tod wünschen. Da man so wenig vom Tode weiß, stelle ich das allerdings dem Himmel anheim. Aber auch nur den Schein haben, durch einen Wunsch das Plötzliche herbeizuführen, möchte ich nicht. Man kömmt so ohne Erinnerung und ohne Bewußtsein in die Welt, daß es wohl die Mühe verdient, sie wenigstens mit klarer Besonnenheit zu verlassen. Es ist mir, als kennte man nicht das ganze Leben, wenn man nicht den Tod gewissermaßen in den Kreis einschließt. Wie ich es mir jetzt denke, würde ich suchen nur den gegenwärtigen Moment zu beobachten, und mich von allen Gedanken an die Vergangenheit und auf die Zukunft möglichst frei halten. Niemand kann aber vorher sagen, wie er es in solchen Momenten mit sich selbst halten würde. In dem, was man nur einmal erfährt, kann niemand für sich einstehen; der Furchtsame kann herzhaft, der Herzhafte zaghaft sein. Auch ändert darin alle Vorbereitung nichts, da man nicht einmal weiß, worauf man sich vorzubereiten hat.

Tod ist nichts als ein Wort. Erst die eigene Empfindung kann sagen, was in der Wirklichkeit diesem Wort zum Grunde liegt. Der Anblick der Sterbenden giebt wenig dazu. Was man an ihnen sieht, geht blos dem Tode vorher. Mit ihm selbst tritt für uns die starre Besinnungslosigkeit ein. Ob dies aber auch für sie so ist, und sie erst wieder später oder anders erwachen? das ist's, was man zu wissen wünschte, und was unmöglich ist zu erfahren.

Es ist eine sehr schöne Stelle Ihres letzten Briefes, worin Sie sagen, daß Sie das Leben als ein Gefäß ansehen, in das man so viel Köstliches hineinlegen kann, als man innerlich in sich besitzt. Es ist das ein ungemein glücklicher Ausdruck. Der Mensch kann das Leben zu dem machen, was er will, und ihm für sich selbst und Andere so viel Werth geben, als er Kraft hat es zu thun. Freilich versteht sich das von selbst nur in sittlich-geistiger Hinsicht, da der Mensch die äußern Umstände nicht in seiner Gewalt hat, und nur über sein Geistiges und Moralisches, über dieses aber ganz gebieten kann. Darum hat das Leben auch in bedenklichen Lagen, wenn man sich nur dabei in irgend ruhige Besinnung bringen kann, im eigentlichsten Verstand einen unschätzbaren und gar nicht zu berechnenden Werth. Man muß sich, meiner innern Ueberzeugung nach, selbst anklagen, wenn es einem leer an Interesse und an Freuden erscheint. Es macht mir eine große Freude, daß ich an dem ganzen Ton und Inhalt Ihres Briefes zu sehen glaube, daß nach und nach Ihre frühere ruhige und freudigere Stimmung in Sie zurückkehrt, die ich so sehr recht befestigt in Ihnen zu sehen wünschte. Ich fühle wohl, daß man wenig oder nichts dazu thun kann. Aber ohne Wirkung bleibt es doch nicht, wenn man danach strebt, sich jedem freudigen Eindruck recht offen zu erhalten. Ich halte davon mehr

als von dem Bemühen, unangenehme und widrige zu entfernen, was auch schwieriger ist, und darum weniger gelingt. — Ich wurde in Ottmachau verhindert, und konnte erst heute, den 26., in Prag dazu kommen, diesen Brief zu endigen. Es ist heute Abend zu spät für die Post. Ich nehme morgen früh den Brief mit auf die erste Station. Leben Sie recht wohl. Mit der innigsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Sechzehnter Brief.

Gaſtein, den 17. Julius 1830.

Ich danke Ihnen, liebe Charlotte, für die ſchöne Pünktlichkeit, mit der Sie mir geſchrieben haben. Ich bin, meinem Vorſatz getreu, am 1. Julius hier angekommen, und habe Ihren lieben Brief, ſo wie ich es erwartete, empfangen. Sie ſehen, daß ich (da Sie es wünſchen) damit anfange, daß ich zu der alten Benennung Ihrer nach Ihrem Vornamen zurückkehre. Es iſt auch mir die liebſte. Ich hatte keine Abſicht dabei, daß ich die Benennung änderte; ich bildete mir ein, Sie hätten die Benennung: Freundin lieber. Dazu hatte ich wohl keinen hinreichenden Grund, aber doch eine Vermuthung. In der Sache war dadurch nichts geändert, ich dachte mir bei dem einen Ausdruck daſſelbe als bei dem andern. Jetzt aber danke ich Ihnen recht ſehr für die Bemerkung und noch mehr für die Bitte. Ich werde Sie nun nie wieder anders nennen. Von jeher habe ich mit Männern und Frauen den Gebrauch des Vornamens geliebt und ihn gern beibehalten. Nur ich laſſe mich nicht gern bei dem meinigen nennen, das hat aber keinen andern Grund, als daß ich den Namen Wilhelm nicht liebe, und mich auch nur wo es der Unterſcheidung wegen nöthig iſt, ſo unterſchreibe. In keiner Sprache habe ich den Namen gern, und von Kindheit an iſt er mir unangenehm geweſen. Perſonen mit nicht hübſchen Namen nenne ich auch nicht dabei, wenn ich es auch ſonſt kann.

So liebe ich Henriette nicht. Für den Namen Charlotte habe ich dagegen, wie ich Ihnen schon mehrmals gesagt habe, immer eine besondere Vorliebe gehabt; nur die Abkürzung: Lotte, ist mir nicht angenehm. — Von meinem Befinden wollen Sie immer vor allem und zuerst wissen, sonst überginge ich es ganz. Es ist in Wahrheit so gut, wie ich es nur wünschen kann. Von dem Erfolg der Kur läßt sich jedoch noch nichts sagen, obgleich ich beinahe am Ende daran stehe. Ich war wohl, als ich herkam, und das Bad konnte mich nur so lassen. In Wahrheit thut es indessen doch wohl mehr. Es stärkt oder wirkt auf irgend eine Weise heilsam ein, ohne daß man davon ein unmittelbares Gefühl hat. Die Empfindung des Badens selbst ist hier immer angenehm, das liegt in der eigenen Natur des Wassers, läßt sich aber weiter nicht beschreiben. Daß der Gebrauch angreifend sei, kann ich durchaus nicht sagen; ich fühle mich allerdings hier müder Abends, als zu Hause. Das liegt aber am Bergsteigen, vielleicht selbst schon für uns nicht daran Gewöhnte an der Luft. Eine Folge dieser letztern ist offenbar eine große Eßlust. Ich esse hier nicht mehr als zu Hause, weil ich ein unveränderliches Maß im Essen und Trinken überall halte. Aber die Kost ist hier sehr schlecht, und ich esse hier im Gebirge, was ich im Wirthshause in der Ebene gewiß stehen ließe. Das Wetter ist veränderlich, mit dem schönsten Wetter kam ich hier an. Einige Tage habe ich einheizen lassen, und Andere haben es auch gethan. Heute dagegen ist es wieder wunderschön, und es ist wirklich nicht zu sagen, wie sich hier alles herrlich belebt, sobald die Sonne es beleuchtet. Ich wünschte, Sie könnten das sehen. Im Ganzen habe ich doch alle Tage ein- auch zweimal herausgehen können. Das schlimme Wetter kommt in dieser Jahres-

zeit nur von Gewittern her, die aber oft in den fernen, höhern Gebirgen ſind, und ſich hier nur an der Veränderung des Wetters und der Temperatur ſpüren laſſen. Dieſe ſchwellen dann auch mit ihren Regengüſſen alle Gebirgsbäche an. Den hieſigen Waſſerfall habe ich nie ſo groß geſehen, und in keinem Jahr hat er, dächte ich, ſo gedonnert. Ich wohne ihm auch wieder ſehr nahe, in der Stube, die ich bewohnte, als ich noch mit meiner ſeligen Frau herkam, nicht wie im vorigen Jahr, wo ich die Wohnſtube meiner Frau hatte. Mit der Geſellſchaft, oder vielmehr mit der Einſamkeit iſt es mir in dieſem Jahr aber ſehr gut gegangen. Ich habe nur einen einzigen Bekannten, einen ſehr alten Mann aus München hier gefunden. Vor neuen Bekanntſchaften hüte ich mich, und ſo bin ich nur mit dieſem allein, und auch nur ſehr ſparſam umgegangen. Mir iſt nichts mehr zuwider, als die Luſt der gewöhnlichen Menſchen, alles in Geſellſchaft zu thun. Beſonders ſchlimm iſt es, wenn ſie ſich einem auf Spaziergängen anhängen. Da giebt es kaum ein Mittel zu entkommen.

Sie ſchreiben von der Sehnſucht nach Ruhe, liebe Charlotte; allerdings kann man nicht ſagen, daß man ſich die Ruhe ſelbſt geben kann, und am wenigſten, daß das unter allen Umſtänden möglich iſt. Aber viel kann man dazu thun. Auch ich habe die Ruhe und den Gleichmuth, die Sie an mir preiſen, nicht immer gehabt, und weiß ſehr wohl, wie viel Kampf es mir oft gekoſtet hat ſie zu erlangen. Ich bleibe immer bei meiner einfachen Ueberzeugung: das Glücklichſein, ſich innerlich glücklich Fühlen iſt ſeine Gabe des Schickſals und kommt nicht von außen. Man muß es ſich, wenn es dauernd ſein ſoll, immer ſelbſt

erkämpfen. Das iſt aber auch tröſtend, denn man kann es auch immer erkämpfen. Aeußerlich immer, oder nur größtentheils glücklich, immer geſund, wohlhabend durch ſich, gelingend in ſeinen Wünſchen, kann ſelbſt Gott nicht den Menſchen machen. Denn er hat die Menſchen mit großer Weisheit in die Bedingungen der Welt geſetzt, und die erlauben das nicht immer. Aber innerlich glücklich kann er immer machen, denn dazu hat er uns die Kraft ins Herz gelegt: die Erhebung zu ihm, die Bewunderung ſeiner, die Liebe zu ihm, das Vertrauen auf ihn, alle die Empfindungen, durch welche ſein Friede über uns kommt. Sie kennen und fühlen das alles vollkommen, und es wäre unmöglich, Ihnen darüber etwas Neues zu ſagen. Es kommt nur darauf an, daß Sie es ſich gegenwärtig halten, und beſonders, daß Sie jedes darin Störende abweiſen. Es iſt mir ſehr leid, Sie nicht heiterer und in ſich einiger und freudiger zu ſehen. Allein, ich muß es wiederholen, ein Anderer, wie aufrichtigen Antheil er daran nehme, kann dazu wenig oder nichts thun. Ihre Lage legt Ihnen doch jetzt kein Hinderniß in den Weg, Ihr Gemüth innerlich zu ſammeln.

Sie äußern mir den Wunſch noch außer Ihren Briefen einige Blätter zu ſchicken, in welchen Sie ſich über ſich und manche andere Dinge und Ideen ausſprechen möchten, worüber Sie meine Berichtigung wünſchen, und fragen, ob und wie oft Sie das dürfen? Alles, was Ihnen Freude macht, iſt mir auch lieb, und ich habe alſo durchaus nichts gegen den Plan, und Ihre Blätter ſollen mir immer willkommen ſein. Wann Sie aber ſchreiben und ſchicken ſollen? kann ich unmöglich beſtimmen. Schicken Sie dreiſt, ſo oft und wann Sie wollen, und ſeien Sie nicht ängſtlich. Sie beſorgen, wie Sie ſagen, daß es ſich

zu Bogen anhäufe. Sie werden ſelbſt ſehen, daß ſich ſo etwas nicht auf dieſe Weiſe beſtimmen läßt. Sie wiſſen ja, liebe Charlotte, daß ich gern in Ihre Ideen eingehe, und ich wiederhole es Ihnen aufs neue, daß ich es vor allem wünſche, daß Sie in Ideen leben und ſich darinnen erheben; ſie ſind es ja vor allen andern, die uns aus den irdiſchen Schranken erheben und den irdiſchen Druck von uns werfen. Alſo noch einmal, ſchreiben und ſchicken Sie, ſo oft Sie wollen. Das nur müſſen Sie mir verzeihen, wenn es einmal käme, daß ich die geſchickten Blätter nicht gleich leſe und in meinem Brief beantworte. Denn die Zeit, die ich freundſchaftlichem Briefwechſel widmen kann, iſt doch auch beſchränkt, und auf meine Augen muß ich gleichfalls Rückſicht nehmen: ſo könnte ich bisweilen Ihrer gütigen Nachſicht bedürfen. Leben Sie wohl, ganz der Ihrige. H.

Siebzehnter Brief.

Tegel, den 12. August 1830.

Ich bin am 2. d. Abends glücklich hierher zurück gekehrt und bin schon wieder hier ganz eingewohnt. Auf meiner Reise ist mir durchaus kein Unfall begegnet, die Hitze war zwar oft sehr groß, aber ich scheue sie nicht. Der Staub war zum Theil lästig und stark, aber er hat meinen Augen dennoch nicht weiter geschadet. Was mich am meisten jetzt freut, ist der Gedanke, daß ich nun wieder ein ganzes Jahr vor mir habe, in dem ich gewiß bin, die hiesige Gegend nicht zu verlassen. Es ist ein Zwiefaches, wodurch mir diese Sicherheit von großem Werth ist. Einestheils habe ich die Ruhe und das ununterbrochene Verweilen an demselben Ort, und dann liebe ich diesen Ort vorzüglich. Zu Berlin habe ich zwar nicht dieselbe Liebe, aber es knüpfen mich doch so viele Verhältnisse an die Stadt, daß ich sie jeder andern vorziehen würde, wenigstens in Deutschland. Auch erlaubt mir meine Lage, dasjenige was mir angenehm, durch die Nähe und das Besuchen von Berlin zu benutzen, und wieder fast allem aus dem Wege zu gehen, was mir störend sein könnte. Das letztere liegt aber nicht sowohl speciell in Berlin, als überhaupt in dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten einer Stadt, und der damit verbundenen Nothwendigkeit, doch einigermaßen auch die Gesellschaft zu sehen. Von dieser Nothwendigkeit habe ich mich zwar ziemlich losgemacht,

allein die Mühe dieſes nicht immer leichten Losmachens iſt ſelbſt eine Laſt und Beſchwerde, die zu oft wiederkehrt, da die Leute nie an die Dauer einer ſolchen Verzichtleiſtung glauben, und ſich wieder nähern. Es iſt gar nicht, daß ihnen perſönlich ſo viel an einem läge, ſie wollen es nur nicht dulden, daß man ſich abſondert und anders handelt, als ſie thun. Mit welcher ſtillen und innigen Freude ich wieder hier einheimiſch werde, kann ich nicht ausdrücken. Außerdem, daß ich unendlich gern mit meinen Kindern zuſammen bin, und dies die einzige Geſellſchaft iſt, die mir große Freude geben kann, weil ſie ſich an angeborene Gefühle knüpft, und Eins iſt mit dem, was mich an die Erinnerung der Vergangenheit ausſchließlich feſſelt, ſprechen mich auch hier alle einzelnen Gegenſtände auf eine meinen Neigungen zuſagende Weiſe an. Ich habe zwar vollkommen die Gewohnheit, unter allen Umſtänden, ſelbſt ſtörenden, und in Umgebungen, die gar nicht zu der Arbeit paſſen, die ich gerade vornehme, arbeiten zu können, und doch ſicher zu ſein, daß die Arbeit nicht ſchlechter als unter günſtigern geräth. Ich habe jetzt in Gaſtein viel gearbeitet, und gerade das zu Stande gebracht, was ich mir vorgenommen hatte. Allein ſo gern als hier, arbeite ich nirgend. Es ſcheint ordentlich, als kehren Gedanken und Empfindungen, wie von den Naturgegenſtänden, leichter zurück, wo man öfter und anhaltender ſolche gehabt hat, und da ich in den verſchiedenen Epochen meines Lebens hier bald länger bald kürzer geweſen bin, ſo bin ich nirgend ſo wie hier den ganzen Kreis durchlaufen, der zu meinen individuellen Anſichten gehört. Ich habe übrigens wieder meine Wohnung in Gaſtein beſtellt, und in mir gelächelt, indem ich äußerlich ernſthaft that. Der Menſch, der keinen Tag des folgenden ſicher iſt, nimmt Maßregeln

für ein Jahr, und hält das mit einem gewissen Ernst für nothwendig. Bei solchen Dingen, wie eine Badereise, scheint mir das doppelt sonderbar. Denn sonst ist es sehr in meiner Art, und selbst in meinen Grundsätzen, in meinen Lebensplanen, Arbeiten, sonstigen Beschäftigungen, auf die Unterbrechung gar nicht zu achten, welche die Möglichkeit des Todes machen kann, oder gewissermaßen Berechnungen der wahrscheinlichen Lebensdauer in meine Plane aufzunehmen. Ich würde ohne Bedenken das Weitläuftigste anfangen. Man vollendet so viel, als das Schicksal vergönnt, das ist manchmal unerwartet und überraschend viel, sei es daß längere Zeit vergönnt wird, oder daß Umstände die Arbeit schneller fördern. Wird man aber früher abgerufen, nun so ist der Faden abgeschnitten, aber man tritt dann in einen Zustand, von dem man allerdings nichts weiß, aber von dem man wohl das mit Gewißheit behaupten kann, daß er keinem Bedauern Raum geben wird, hier etwas unvollendet gelassen zu haben.

Ich habe mit großer Freude, liebe Charlotte, Ihren Brief hier empfangen, und noch größere hat mir der Inhalt gemacht. — Daß Ihnen meine Briefe spät zugekommen sind, thut mir sehr leid, ist mir aber sehr begreiflich. Briefe, die man so auf Reisen auf Posten abgiebt, mit deren Abgangstagen man nicht bekannt ist, müssen oft das Schicksal erfahren, einige Tage liegen zu bleiben. Ueberhaupt aber ist der Postenlauf von Gastein und den Provinzen der österreichischen Staaten sehr langsam. Die Leute, die überall Mißtrauen hegen, glauben, daß man die Briefe über Wien gehen lasse, um sie dort zu erbrechen und zu lesen. Ich kann mir kaum denken, daß dies mit Briefen geschehen sollte, deren Adresse man es ansieht, daß sie kein politisches Interesse berühren können, sondern blos Privat-

verhältniſſe angehen. Ich glaube, daß die Sache in andern Urſachen, vermuthlich in Anordnung der Poſten liegt. Der Beſchuldigung, daß man des Portos wegen die Briefe ſo viel Umwege machen laſſe, als nur immer möglich iſt, darf man wohl nicht Glauben beimeſſen! — Sie haben mir, liebe Charlotte, eine große Freude dadurch gemacht, daß ich aus Ihrem Briefe ſehe, daß Ihre Stimmung ruhiger, zufriedener, mehr im Einklang mit dem Leben iſt, als es bisher der Fall war. Ich bitte Sie dringend, alles, was von Ihnen abhängt, zu thun, um ſich darin zu erhalten. Die Erfahrung wird Ihnen beſtätigen, was ich Ihnen oft ſagte, daß man doch ſehr viel dazu thun kann. Gott hätte den Menſchen nicht das erregbare, leicht bewegliche, dem Gram und dem Schmerz ſo zugängliche Gemüth gegeben, wenn er nicht zugleich darein hätte die Kraft legen wollen, dieſe Gefühle zu beherrſchen und dieſen Schmerz zu beſiegen. Er giebt nichts unmittelbar, er will immer, daß der Menſch durch eigene Kraft ſeinen Segen erlange, man kann nicht ſagen erwerbe oder verdiene, denn das Menſchliche kann nicht auf dieſe Weiſe an das Göttliche reichen. Alles, auch was Gott giebt, muß noch eben ſo durch den Menſchen und ſein eigenes Thun gehen, als wäre es einzig und allein ſein Werk. Es iſt mit dem Samenkorn, das im Grund aus dem Herzen geiſtige Frucht trägt, eben ſo als mit demjenigen, welches aus der Erde emporſchießt, oder wenigſtens auf ganz ähnliche Weiſe. Die Frucht wird auch nicht unmittelbar von Gott, ja nicht einmal von der Natur gegeben, ſie muß alle Zuſtände durchgehen, welche ſie nach und nach zur Reife bringen, und wenn der Menſch auch unter dem glücklichſten Himmel und in dem am meiſten günſtigen Boden derſelben gewiß ſein will, muß er ſelbſt ſeine Mühe und den Schweiß ſeiner Stirn daran

wenden. Noch viel mehr aber iſt das der Fall bei der Frucht des Geiſtes und des Herzens, allein die Sicherheit iſt da auch unendlich größer. Es kann da kein ſtörendes Naturereigniß dazwiſchen treten. Denn wenn ungünſtige Stimmungen auftauchen, ſo kann die Kraft des Gemüths auch gegen ſie ankämpfen. Der höhere Segen gehört freilich auch da zum Gelingen. Allein man kann ſicher annehmen, daß dieſer Segen genau im Verhältniß ſteht mit der Anſtrengung, mit der man ſelbſt im Herzen zum Ziel zu gelangen ſtrebt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, ſcheint mir nun gar nicht einmal der Fall zu ſein, daß es einer Anſtrengung oder eines Kampfes bedürfte. Es kommt vielmehr nur darauf an, daß Sie ſich für die heitern Eindrücke, die beruhigenden Gefühle, welche der Seele wohlthun, und Ihnen aus dem Innern eines Gemüths, wie das Ihrige, reich zuſtrömen müſſen, offen erhalten. In dieſer Beziehung halte ich es, wie ich Ihnen neulich ſchrieb, für das Einflußreichſte, daß Sie darauf denken, ſich ein lebendiges Intereſſe durch geiſtige Beſchäftigung zu ſchaffen. Sie werden alsdann, von dieſem Intereſſe geleitet, gern die Erholung von Ihrer gewöhnlichen Arbeit in dieſer Beſchäftigung ſuchen. Darum iſt es mir ſehr lieb, daß Sie mir in Ihrem Briefe von einer arbeitfreien Zeit reden, der Sie entgegen gehen. — Schreiben Sie mir den 31. Auguſt, mein Brief geht erſt heute den 18. ab, da ich ein paar mal unterbrochen bin. Leben Sie herzlich wohl. Der Ihrige.

H.

Daß alle gütigen, zarten Schonungen nur vorbereitende Hinweiſungen waren, auf das was kommen werde, konnte mir nicht entgehen, mich nicht täuſchen über den endlichen Ausgang. Dieſe Vorgefühle erfüllten mein Gemüth mit Schmerz und Jammer. Die

himmlisch gütigen Briefe, noch immer unverkürzt und regelmäßig, und — trostlos! — waren mit größter Anstrengung geschrieben; sie waren nur mit schmerzlicher Mühe zu entziffern. Wie konnte so Heiterkeit in meiner tief trauernden, mit drohender Ahnung erfüllten Seele sein! Daß der Vollendete, bei der rührenden Sorge mein Gemüth zu erheben, zugleich auch darauf hinarbeitete, mich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, das sprach jeder Brief und auch der nächste aus.

Anm. d. Herausg.

Achtzehnter Brief.

Tegel, den 7. September 1830.

Ihr am 31. v. M. abgegangener Brief hat mir, liebe Charlotte, sehr viel Freude gemacht, weil er in einer ruhigen, wirklich erfreulichen Stimmung geschrieben ist. Ich danke Ihnen sehr dafür. Ich lebe nun wieder ganz in meinen alten Gewohnheiten. Mein Befinden ist sehr erwünscht, und ich wüßte nicht, worüber ich zu klagen hätte. Wenn Sie aber von meiner kräftigen Gesundheit reden, so bedarf es doch einer Einschränkung. Meine Gesundheit ist gut, weil sie mich nicht leiden macht, und vorzüglich weil ich sie durch die Regelmäßigkeit meines Lebens erhalte und befördere. Uebrigens sieht man mir das Alter viel mehr an, als andern Menschen von gleichen Jahren, und ich bin auch weniger rüstig, als es meinem und einem weit höhern Alter gemäß ist. Auch abwesend können Sie das in meiner Handschrift sehen, deren Ungleichheit und Mangel an Festigkeit gar nicht von den Augen, sondern allein von der Hand herkommt. Das ist allerdings Folge der Jahre, aber daß es so früh und so plötzlich gekommen ist, ist allein Folge des Todes meiner Frau. Wenn man, wie es mein Fall war, so verheirathet war, wie man es einzig sein konnte und sein mußte, so ist die Trennung dieses Bandes nicht der blos geänderte Zustand, sondern ein durchaus neuer. Ich klage nicht, ich weine nicht, der Tod einer Person und noch dazu in höhern Jahren ist ein natür-

liches, ein menſchliches, ein unabänderliches Ereigniß; ich ſuche nicht Hülfe oder Troſt — denn der Kummer, der nach Hülfe oder Troſt verlangt, iſt nicht der höchſte und kommt nicht aus dem Tiefſten des Herzens. Ich bin auch gar nicht unglücklich, ich bin vielmehr auf die einzige Art glücklich und zufrieden, auf die ich es ſein kann, aber ich bin anders als ſonſt, ich hänge mit dem Menſchen und der Welt nur in ſofern zuſammen, als ich Ideen daraus ſchöpfe, oder als ich durch äußerliches Wirken nützen kann, ſonſt habe ich keinen andern Wunſch, als allein zu ſein. Jede Störung meiner Einſamkeit, jeder, auch nur Stunden dauernde Beſuch iſt mir höchſt unangenehm, wenn ich auch den Menſchen, die mich beſuchen, gut bin. Ich thue nichts dazu und mache nichts darin, es hat aber ſeit einem Jahre ſehr zugenommen, und ich ſchließe daraus, daß es nicht vergehen wird. Sie können denken, daß ich in Berlin, wo ich ſo lange lebte, unter vielen Bekannten einige Männer und Frauen der engſten Vertraulichkeit habe. Ich pflegte ſie wöchentlich, auch öfter zu ſehen. Seit dem unglücklichen Verluſte habe ich ſie kaum drei- oder viermal geſehen. Sie fühlen und begreifen mich, und eine natürliche Discretion hält ſie ab, mich ohne ausdrückliche Einladung zu beſuchen. Ich lade aber niemand ein, ſondern überlaſſe das meinen Kindern. Iſt jemand bei ihnen, ſo brauche ich nicht länger dabei zu ſein, als ich Luſt habe. Ich erzähle Ihnen das, weil Sie gern einen Begriff meines Zuſtandes haben. Mit meinen Augen geht es aber nicht ſchlimmer. Beſſer kann es natürlich auch nicht gehen. Vielmehr, da man in allen Dingen klar ſehen muß, ſage ich mir, daß die Schwäche mit den Jahren auch zunehmen muß, und daß leicht eine Zeit kommen kann, wo ich das Leſen und Schreiben ganz aufgeben werde. Bei Licht ſtelle ich es

ſchon ſehr ein. Ich ſitze oft Abends allein zwei bis drei Stunden, ohne ſcheinbar etwas zu thun. Ich kann aber nicht ſagen, daß dieſe Zeit mir unnütz und noch weniger unangenehm verſtriche. Das Träumen in Bildern und Erinnerungen hat etwas ſehr Süßes, und ſtrengt man ſich an, ernſthafter und in gewiſſer Folge zu denken, ſo nützt es für die Arbeit des folgenden Tags. Ich ziehe dies einſame Sitzen einem Geſpräch weit vor. Oft indeß und in den frühern Abendſtunden laſſe ich mir vorleſen. — Heute war ein ſelten ſchöner Tag, eine milde, angenehme Luft, kein Wind, ein reiner, blauer, ſchöner Himmel, aber ſehr herbſtlich iſt es bei uns ſchon, ich weiß nicht ob auch bei Ihnen. Das Laub iſt ſchon ſo gelb, und wenn man eine ganze Allee hinunter ſieht, bemerkt man auch, daß die Bäume nicht mehr die Blätterfülle wie im Sommer haben. Es iſt unglaublich, wie ſchnell die Zeit hingeht. Eine Woche, ein Monat ſind vorbei, und ehe man ſich umſieht, das ganze Jahr. Es ſcheint gar nicht der Mühe werth, eine ſo alte und allgemein anerkannte Sache noch zu wiederholen. Allein mir iſt es wirklich, als wäre mir dieſe Empfindung nie ſonſt in gleichem Grade lebendig geweſen. Es mag daher kommen, daß ich die Zeit mehr nach Arbeiten als nach ſonſt einer Ausfüllung meſſe, und da iſt mir immer die Zeit, in der etwas zu Stande kommen ſoll, unzureichend zu demjenigen, was man darin erwartet. Kein Tag bringt ganz hervor, was er ſoll, und aus dieſen Lücken der einzelnen Tage entſteht ein großes Deficit im Ganzen. Ich habe darum den Winter nicht ſo ganz ungern, weil man doch, ſelbſt in meiner, das ganze Jahr hindurch ſehr ruhigen, mußevollen und freien Lage, immer im Winter mehr und angeſtrengter arbeitet.

Es war mir überraſchend in Ihrem Briefe zu ſehen,

daß Sie so weit in der Sternkunde sind, so darin befestigt, Freude und Genuß daran zu haben. Es ist das schön und lobenswerth, und gehört, möchte ich sagen, in Ihr einsames, stilles Leben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß der nächtliche Himmel die Seele erhebe, sie von der Erde, die man in der Stille der Nacht mit ihrem unendlichen Jammer und mannichfaltigen Schmerz zuweilen vergesse, abziehe und das bange Herz mit Trost erfülle. Es macht mir Freude, daß der Anblick des Sternenhimmels so auf Sie wirkt, und daß ich Sie veranlaßt habe, mehr darauf zu achten und sich damit zu beschäftigen; aber es thut mir zugleich sehr leid, daß fort und fort Ihre Empfindungen die trübe Farbe behalten. — Sie erwähnen der Kantischen Hypothese von unserer dereinstigen Fortdauer auf dem Jupiter. Ich glaube, wir haben schon einmal in unsern Briefen über diesen Gegenstand gesprochen. Es thut mir leid — da Ihnen die „gewagte Idee", wie Sie es nennen, lieb ist — zu sagen, daß ich sie nicht theilen kann, und daß ich nicht begreife, wie Kant das annehmen kann. Aber ich komme einmal darauf zurück, da es eine Lieblingsidee von Ihnen zu sein scheint.

Sie wünschen ferner in Ihrem Briefe, daß ich, nach dem wiederholten Rath, daß Sie eine abziehende und anziehende geistige Beschäftigung beginnen, Ihnen sagen soll, was Sie vornehmen könnten? Sie bemerken dabei, was ich auch voraussetzte, daß es weder zu viel Zeit kosten, noch einen umständlichen Apparat erfordern dürfe. Das ist eigentlich eine schwere Aufgabe. Denn die Wahl muß doch vorzüglich durch Ihre Lust bestimmt werden, und über die können nur Sie urtheilen. Ich will indeß versuchen, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich folge dabei einem Wink, den mir Ihr Brief selbst giebt. Sie reden von der Erde,

und allerdings muß auf den Himmel dieſe folgen. Was Sie aber eigentlich mit Vergnügen von der Erde erkennen wollen? Ich denke alles, was die Erde in Beziehung auf das Menſchengeſchlecht, und dieſes wieder in Beziehung auf ſie iſt. Was Sie intereſſiren kann, muß immer dieſe Verbindung berühren, nicht das Einzelne zu abgeriſſen verfolgen. Hier weiß ich nun ein Buch, welches dieſe Bedingungen ganz erfüllt. Das iſt Ritter's Erdkunde. Es iſt eines der geiſtvollſten und genialſten Bücher, die ſeit lange erſchienen ſind. Ritter behandelt die Erdkunde oder Geographie auf eine ganz neue Weiſe, theilt die Erde in ihre natürlichen Gebiete von Gebirgen, Thälern und Strömen ab, und bringt überall das aus der Geſchichte bei, was den allgemeinen Zuſtand des Menſchengeſchlechts ſchildert, ohne in die einzelnen kleinlichen politiſchen Händel einzugehen. Von dieſer Seite wird das Buch ganz Ihren Entzwecken und Ihrem Bedürfniß entſprechen. Es iſt auch darin für Sie zweckmäßig, daß es nicht ein Buch iſt, was man ſchnell wegleſen muß, ſondern eines, das oft im Einzelnen wiedergeleſen und ſtudirt ſein will. Sie haben ſehr recht, das blos lange und viele Leſen nicht zu lieben. Man muß ſuchen, ſich von dem, was man kennen lernen will, erſt einen richtigen Begriff zu machen. Dies wird Ritter bei Ihnen für die Erde bewirken, wenn Sie es recht anfangen. Sie müſſen, meines Erachtens, nicht mehr als täglich eine Stunde in dem Buche leſen. Das werden Sie mit wenigen Ausnahmen können. Dann müſſen Sie aber im Gedanken das Geleſene wieder durchleſen, und ſo ſuchen, ſich daſſelbe zu eigen zu machen. Dies läßt ſich, da allein die Gedanken damit zu thun haben, ſollte ich denken, mit Ihrer Arbeit verbinden. Intereſſirt Sie dann irgend ein Punkt genauer, ſo könnten Sie andere Bücher darüber

nachleſen. Ein Mangel an dem Buche iſt, daß keine Karten dabei ſind. Die Beſchreibung der Gebirgszüge und des Stromlaufes iſt aber ſo deutlich, daß, wenn man nur irgend eine Karte zu Hülfe nimmt, die Einbildungskraft leicht alles darauf Fehlende erſetzt. Ich ſollte gewiß meinen, daß Ihnen dies Buch, ſo nach und nach langſam durchgegangen, eine angenehme und nützliche Beſchäftigung gewähren würde. Ritter hat bis jetzt Aſien und Afrika abgehandelt, und ich würde Ihnen rathen, wenn Sie die Einleitung durchgegangen wären, zuerſt Aſien, nicht Afrika vorzunehmen, obgleich in dem Werke Afrika zuerſt ſteht. Aſien iſt, wenn man in die Vorzeit zurück geht, offenbar der wichtigſte Welttheil. Es blüheten da ſchon Religion, Philoſophie und Dichtung aller Art, zu einer Zeit, von der man nicht einmal mit Gewißheit weiß, ob und wie Europa bewohnt war. Auch ſteht alle Kultur und Wiſſenſchaft, deren wir uns noch heute erfreuen, mit Aſien in Verbindung, und läßt ſich darauf als auf ihre Quelle zurückführen.

Sie erwähnen der neueſten unruhigen Auftritte. Seit Sie ſchrieben, haben ſich dieſe ſehr vervielfältigt und ſind ſogar in unſere Nähe gekommen. Es iſt ſchmerzlich mit anzuſehen, wie Leidenſchaft, wilde Roheit und Uebermuth den Frieden bedrohen, deſſen man ſo lange genoß. Indeß wird ſich auch das wieder beruhigen. Die Dinge der Welt ſind in ewigem Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechſel, und dieſer Wechſel muß Gottes Wille ſein, da er weder der Macht, noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillſtand zu bringen. Die große Lehre iſt auch hier, daß man ſeine Kräfte in ſolchen Zeiten doppelt anſtrengen muß, um ſeine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu thun, daß man aber für ſein

Glück und ſeine innere Ruhe andere Dinge ſuchen muß, die ewig unentreißbar ſind.

Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief am 28. d. M. zur Poſt zu geben. Leben Sie recht wohl, erhalten Sie ſich heiter und ſeien Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Theilnahme verſichert. H.

Neunzehnter Brief.

Tegel, den 6. October 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 28. v. M. erhalten und danke Ihnen sehr dafür. Es war hier seit acht bis zehn Tagen außerordentlich schönes Wetter, ich habe es recht genossen und bin die Nachmittage meistentheils ganz draußen gewesen. Ich fahre fort so wohl und gesund zu sein, daß, wenn ich auch auf alles Einzelne an mir Acht geben wollte, ich nicht wüßte, worüber ich zu klagen hätte. Ich sagen Ihnen dies zuerst, da Sie mir wiederholt gesagt haben, daß Sie die Stellen über mein Befinden zuerst aufsuchen. Es ist vielleicht Unrecht, das so zu preisen und das Schicksal gleichsam herauszufordern und gewissermaßen das Glück zu berufen. Größtentheils ist das Aberglaube, aber doch nicht ganz. Wenn das Rühmen mit etwas Gutem, mit einer vermessenen, innern Zuversicht, oder mit großer und ängstlicher Bangigkeit vor dem Umschlagen verbunden ist, so schlägt es immer leicht um. Man nennt es eine Strafe Gottes, oder man glaubt, daß es ein für allemal in der sittlichen Weltordnung so eingerichtet sei, daß das sich Ueberhebende wieder gedemüthigt werden muß, so ist die Sache nicht abzuleugnen. Die Erfahrung lehrt sie, sie liegt im Glauben aller uns bekannten Zeitalter und Nationen, viele haben sie in denkwürdigen Sprichwörtern, auch in Erzählungen, überlieferten und erdichteten, niedergelegt. Auf mich findet das indeß keine Anwendung. Ich

spreche gegen Sie mein Wohlsein und meine Gesundheit aus, weil ich weiß, daß es Sie freuet, und Ihnen eine Beruhigung ist und Trost, und weil das Aussprechen die natürliche Regung eines gegen das Schicksal dankbaren Gemüths, ja selbst ein Dank ist, ohne daß man etwas hinzufügt. Ich hege dabei keine Vermessenheit, ich habe, und gerade jetzt, wo viel Aeußeres wankend werden kann, das klare Bewußtsein, daß alles, was jetzt die äußere Lage eines Menschen ruhig, sorgenlos, genußreich und selbst beneidenswerth macht, sich, ohne daß man es ahnet, umwenden kann; viel leichter noch die Gesundheit in höhern Jahren. Ich habe aber darüber nicht die mindeste Aengstlichkeit. Ich genieße alles dankbar, was von außen kommt, aber ich hänge an nichts. Ich lebe durchaus nicht in Hoffnungen, und da ich nichts von der Zukunft erwarte, so kann ich mich auch nicht täuschen. Ich muß offenherzig gestehen, daß ich, wäre es auch unrecht, nicht an einer Hoffnung jenseits des Grabes hänge. Ich glaube an eine Fortdauer, ich halte ein Wiedersehen für möglich, wenn die gleich starke gegenseitige Empfindung zwei Wesen gleichsam zu Einem macht. Aber meine Seele ist nicht gerade darauf gerichtet. Menschliche Vorstellungen möchte ich mir nicht davon machen, und andere sind hier unmöglich. Ich sehe auf den Tod mit absoluter Ruhe, aber weder mit Sehnsucht noch mit Begeisterung. In der Gegenwart suche ich mehr Thätigkeit als Genuß. Im Grunde ist aber dieser Ausdruck unrichtig. Der Genuß entsteht durch die Thätigkeit, beide sind aber immer verbunden. Es gibt allerdings auch Genuß, der wie eine reine Himmelsgabe uns zuströmt. Den kann man aber nicht suchen, und es ist beklagenswerth, wenn sich die Sehnsucht auf einen solchen heftet. Aber der große Genuß, das große Glück, das

wahrhaft durch keine Macht entreißbare, liegt in der Vergangenheit und in der gewiſſen Betrachtung, daß das Glück zwar ein großes, ſchätzenswürdiges Gut, aber daß doch die Bereicherung der Seele durch Freude und Schmerz, die Erhöhung aller edeln Gefühle der wahre und letzte Zweck iſt, übrigens alles in der Welt wechſelnd und ſeiner Natur nach vergänglich iſt. Durch dieſe Anſicht verſinkt das Leben in der Vergangenheit nicht in ein dumpfes Brüten über vergangene Freuden oder empfundene Leiden, ſondern verſchlingt ſich in die innere Thätigkeit, welche das Gemüth in der Gegenwart beſchäftigt. So iſt es in mir, und da die Gefühle, auf welchen mein Leben beruhet, jetzt alle in die Vergangenheit entrückt ſind, auf eine zwar von Wehmuth begleitete, aber ein ſo ſüßes und ſo ſicheres, von Menſchen und Schickſalen ſo unabhängiges Glück gebende Weiſe, daß nichts es zu entreißen, ja ſelbſt nur zu ſchwächen vermag.

Es hat mir Freude gemacht zu ſehen, daß Sie in den Gedanken einer abziehenden geiſtigen Beſchäftigung eingehen. Es intereſſirt mich ſehr. Was ich Ihnen vorgeſchlagen habe, halte ich zwar für gut und angemeſſen, aber es iſt allein doch vielleicht zu einförmig und zu ſehr blos den Verſtand beſchäftigend. Mir iſt daher bei fernerm Nachdenken darüber etwas anderes eingefallen, das Ihnen wenigſtens beweiſt, daß ich Ihnen gern behülflich ſein möchte. Ich ſollte denken, Friedrich Leopold Stolberg's Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti müßte ein geeignetes Buch ſein, von Ihnen nicht blos geleſen, ſondern eigentlich ſtudirt zu werden. Sagen Sie mir doch, ob und wie genau Sie es kennen? Iſt es Ihnen aber nicht zu Geſicht gekommen, ſo verſchaffen Sie ſich einen Theil und leſen ein Stück und ſchreiben mir dann darüber. Sollte es

Ihnen zusagen, so könnten Sie es zu einer fortgesetzten Lektüre machen. Wenn das aber der Fall wäre, so ist das ein Buch, das man, weil man gern in verschiedenen Stimmungen darauf zurückkommt, selbst besitzen, nicht geliehen haben muß. Ich würde es Ihnen dann gern schicken, und Sie bitten, es als ein Andenken von mir zu behalten. Wenn Sie es noch nicht kennen und etwas zur Probe lesen wollen, so lassen Sie sich den fünften Theil geben. Dieser enthält das Leben Jesu Christi selbst, und wird Ihnen also am leichtesten zur Prüfung dienen können, ob Stolberg's Ansichten Ihnen zusagen. Stolberg war bekanntlich zur katholischen Religion übergegangen. Das hat aber, so viel ich urtheilen kann, auf seine Schrift keinen Einfluß gehabt. Ich selbst habe allerdings nur einen kleinen Theil derselben gelesen; aber ich kenne Männer, und besonders Frauen, welchen ich ein gleich vollgültiges Urtheil als mir selbst zuschreibe, die durch nichts dieser Art beim Lesen gestört worden sind. Als eigentliches Religionsbuch geht jedem natürlich die Bibel über alles, und man bedarf nichts außer ihr. Allein gerade als Religionsbuch sehe ich das Stolbergische Werk nicht an. Es ist eine Art Kirchengeschichte, aber nicht für Gelehrte, nicht für einen wissenschaftlichen, über Dogmen grübelnden, sondern für einen sittlichen und erbaulichen Zweck geschrieben. Es zeigt also, wie sich die christliche Religion in den Köpfen und noch weit mehr in den Herzen der Menschen gespiegelt hat. Gerade das aber ist der ausgezeichnete Theil des Menschengeschlechts. Die Religion selbst ist in die Natur des Menschen eingepflanzt. Die christliche ist durch besondere Anordnung von oben in die Welt gekommen. Es ist doch aber dem Menschengeschlecht in Rücksicht auf sie die Freiheit nicht genommen, vielmehr im höchsten Grade gelassen

worden, da gerade Religionsgefühle nur durch das freieſte Herausgeben aus dem Innern Werth haben. So iſt ſie angenommen und zurückgeſtoßen worden, bis ſie endlich überall geſiegt hat. Allein in die Herzen der Menſchen aufgenommen, geſtaltet ſie ſich anders und anders, nach den Eigenthümlichkeiten des Geiſtes und Charakters derer, die ſich zu ihr bekennen. Schon an den Apoſteln, alſo gleich im erſten Anfange, ſieht man das. Die Lehre geſtaltet ſich anders in Johannes wie in Petrus. In der Folge entſtanden dann auch wirkliche Spaltungen. Es miſchten ſich Leidenſchaften und weltliche Abſichten ein. So entſtand Entweihung und Mißbrauch. Immer aber ſieht man in dieſer Religionsgeſchichte Göttliches neben Irdiſchem, immer das Eine Ewige und Unſterbliche, wie eine Sonne, Licht und Wärme anziehen, aber bald mehr, bald minder durch den Schleier des Irdiſchen verhüllt. Ich habe ſehr jung mit großem Eifer Kirchengeſchichte geleſen und wenig Studien haben mich ſo ſehr angezogen.

Ich bitte Sie Ihren nächſten Brief am 16. d. M. zur Poſt zu geben; wenn Sie früher ſchreiben, iſt mir Ihr Brief immer und an jedem Tage willkommen.

Leben Sie herzlich wohl. Mit aufrichtiger und unveränderter Theilnahme der Ihrige. H.

Zwanzigster Brief.

Tegel, den 6. November 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 26. v. M. abgegangenen Brief vor einigen Tagen empfangen, und danke Ihnen herzlich dafür. Er ist in einer so ruhigen Stimmung geschrieben, daß er mir dadurch doppelt erfreulich geworden ist. Denn ich bin überzeugt, daß gerade diese Stimmung auch für Sie die beglückendste ist. Der schöne Herbst ist aber auch recht gemacht, der Seele und dem Gemüth so viel Heiterkeit und eine so lebendige Farbe zu geben, als ein jeder nach seinem innern Zustande in sich aufzunehmen fähig ist. Ich denke, ich erinnerte mich nie eines so schönen und beständigen Octobers und beginnenden Novembers. Im vorigen Jahre lag um diese Zeit schon Schnee, der dann auch den ganzen Winter liegen blieb. Jetzt ist die Luft milde, wie im Sommer, und kaum daß hier und da ein Regentag das wolkenlose Blau des klaren Himmels unterbricht. Gestern leuchteten schon die Sterne sehr hell, als ich vom Spaziergange zurückkam, und auch heute war es noch lange nach Sonnenuntergang sehr schön. Die Monatsrosen sind in der reichsten, üppigsten Blüthe. Es ist wirklich etwas Ungewöhnliches in dieser Witterung, als wollte der Himmel der Erde eine Entschädigung für den letzten langen Winter angedeihen lassen. Wie sehr ich mich aber auch freue über das schöne Wetter, so liebe ich doch eigentlich den Herbst nicht. Die Entblätterung der Bäume

hat etwas ſo Trauriges, und giebt der Natur, die erſt überall Fülle, Reichthum und Ueppigkeit iſt, den entgegengeſetzten Charakter der Dürftigkeit. Die herbſtlichen Bäume haben auch für mein Gefühl etwas noch mehr Widerwärtiges als im Winter. Dann iſt die Zerſtörung wenigſtens vorüber, im Herbſt aber ſtellt ſie ſich noch im Werden ſelbſt dem Auge dar. Die armen Bäume ſcheinen ſo vom Winde gezauſet und mißhandelt, daß man Mitleid, wie mit Menſchen, mit ihnen haben möchte. Im frühern Herbſt loben viele Leute die mannichfaltigen Farben, welche dann das Laub annimmt. Ich habe das oft rühmen hören. Ich ſelbſt aber habe nie Gefallen daran finden können, und hätte dieſe Farbenpracht gern der Natur geſchenkt. Wie viel ſchöner iſt das allgemeine Grün des Sommers, und man hätte ſehr unrecht dieſes einförmig zu nennen. Es hat vom Zarten und Hellen an bis zum tiefſten Dunkel ſo mannichfaltige Nuancen, daß auch der Wechſel und die Schattirungen das Auge erfreuen. Dieſe Farben-Nuancen ſind aber milde und fein und nicht ſo grell, als die herbſtlichen Farben.

Mit meiner Geſundheit geht es fortdauernd gut. In der Einfachheit und Einförmigkeit, worin ich lebe, müßte mir eine wirkliche Krankheit zuſtoßen, wenn meine Lebensverrichtungen aus ihrem Geleiſe kommen ſollten. Unpäßlichkeiten entſtehen da weniger. — Die Geſundheit iſt ein Gut, das ich ſchätze, beſonders der ungehemmten Thätigkeit wegen. Wenn ich aber ſagen ſollte, daß ich mich vor einer Krankheit ſcheuete, oder ſie wie ein großes Uebel anſähe, ſo könnte ich es mit Wahrheit nicht behaupten. Ich bin bis in mein 35ſtes Jahr ſehr oft krank geweſen, ſeitdem auch, aber ſeltener. Zweimal war ich dem Tode ſehr nahe, aber ich kann nicht ſagen, daß mir der Zuſtand des

Krankſeins je ſo peinlich oder unglücklich geſchienen hätte. Bei mir, vielleicht iſt das aber nicht bei Allen ſo, iſt bei einer Krankheit immer nur der Körper ſehr abgeſpannt geweſen, der Geiſt nicht; dieſen verſetzt, ſelbſt ohne Fieber, vielmehr gerade dies Erlöſchen der phyſiſchen Kraft und die Unterbrechung der einförmigen Allgeſchäftigkeit in eine größere und ſchönere Spannung. Man bringt freilich nichts hervor, aber man träumt, macht Pläne und bereitet ſich auf eine größere Thätigkeit nach der Geneſung vor. Das einzige wahrhaft Unangenehme beim Krankſein iſt mir von Kindheit an geweſen das viele Bekümmern um den Kranken, das Pflegen, das Unruhigſein, gar das Bedauern und Mitleidhaben. Es ſind das ganz natürliche, lobenswürdige, ſogar mit Dank zu erkennende, aber mir ſo läſtige Gefühle, daß mir dadurch erſt die Krankheit zur Krankheit wird. Es iſt mir daher ſehr lieb geweſen, daß ich die beiden Male, wo ich gefährlich krank war, zufällig ganz allein ohne irgend einen der Meinigen war. Die Verſicherungen, die Sie mir geben, daß Sie nicht unruhig, nicht bekümmert ſind, haben mich ſehr gefreut, und ich glaube Ihnen gern. In dem Sinne, in welchem Unruhe und Unzufriedenheit zu tadeln ſind, ſchreibe ich ſie Ihnen auch nicht zu. Daß Sie bewegt und leicht gerührt ſind, iſt natürlich und ſchön. Auch Müdigkeit am Leben begreife ich ſehr, obgleich ich dies Gefühl nie gehabt habe. Allein ſelbſt ohne unglücklich zu ſein, kann das Leben leicht Müdigkeit einflößen, ich möchte ſagen, es muß es ſogar, ſobald es dem Menſchen aufhört als ein Fortſchreiten in irgend einer Art zu erſcheinen und ihm zu einem Rundgange wird, auf dem nun nichts Neues mehr erſcheint. Auf dieſe Weiſe fühlt man das Richtige, was das Leben ſogleich hat, als man es mit dem höchſten Geiſtigen vergleicht, was aber

verſchwindet, ſo lange man es als eine Stufe zu höherm Fortſchreiten anſehen kann.

In dem, was Sie über Stolberg's Werk ſchreiben, kann ich Ihnen nicht ganz unrecht geben. Funfzehn Theile ſind allerdings viel, und es mag auch ſein, daß es Ihnen vielleicht nicht einmal gut wäre, ſich ſo viel mit Religionsideen zu beſchäftigen. Sehen Sie aber zu, wie Ihnen der fünfte Theil gefällt, und ſchreiben mir dann darüber, ob Sie das Werk zu beſitzen wünſchen oder nicht?

Wieder auf Ihre, zur Erheiterung gereichenden, einfach gewählten Beſchäftigungen zurück zu kommen. Ich weiß nicht, liebe Charlotte, ob zu einer geiſtigen Beſchäftigung, wie ich Ihnen rieth, es ſo vieler und ſo abſichtlicher Zurüſtungen bedürfe, wie Sie mir von der R. erzählen. Wie ich Ihnen zuerſt davon ſchrieb, war wenigſtens das mein Gedanke nicht. Zu dieſer Beſchäftigung gehört gerade Freiheit, und die wird durch ſo ſchwierig angelegte Lektüre gehemmt. Mir ſcheint eine ganz entgegengeſetzte Methode viel einfacher. Wozu ſoll man gerade wiſſen und lernen? Es iſt viel beſſer und viel wohlthätiger zu leſen und zu denken. Das Leſen ſoll nämlich blos den Stoff zum Denken hergeben, weil man doch einen Gegenſtand haben muß, einen Faden nämlich, an dem man die Gedanken an einander reihet. Hierzu braucht man aber beinahe nur zufällig ein Buch, wie es ſich finde, in die Hand zu nehmen, kann es auch wieder weglegen und mit einem andern vertauſchen. Hat man das einige Wochen gethan, ſo müßte es einem an aller geiſtigen Lebendigkeit und Regſamkeit fehlen, wenn man dann nicht von ſelbſt auf Ideen geriethe, die man Luſt hätte weiter zu verfolgen, Dinge, über die man immer mehr zu wiſſen verlangte, ſo entſteht dann ein eigen gewähltes Studium, nicht ein durch fremden Rath ge-

gebenes. So dächte ich, hätte ich es alle Frauen machen ſehen, die gern in ihrem Innern ein reges geiſtiges Leben führten. Sehen Sie nun zu, da wir die Sache jetzt beſprochen und von manchen Seiten überlegt haben, welchem Vorſchlage Sie folgen wollen. Schon das bloße Nachdenken über die Wahl einer Beſchäftigung iſt ſelbſt eine Beſchäftigung, und die Vorbereitungen gewähren ſchon einen Theil des Nutzens der Sache ſelbſt. Ich werde Ihnen gern bei Allem, ſo viel ich kann, behülflich ſein.

Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief am 23. d. M. auf die Poſt zu geben. Ich wünſche von Herzen, daß Sie geſund bleiben mögen, und wenigſtens nichts Aeußeres Ihre Ruhe ſtöre. Erhalten Sie ſich dann auch die innere, und ſeien Sie von meiner unveränderlichen Theilnahme und Freundſchaft überzeugt. Ihr H.

Einundzwanzigster Brief.

Tegel, den 4. December 1830.

Ihr am 6. vor. Monats angefangener und am 17. geendigter Brief, liebe Charlotte, hat mich außerordentlich gefreut. Er ſpricht ſich ſo rein über Ihre innerſten Empfindungen aus, iſt in einer ſo viel mehr ruhigen, auf äußere Gegenſtände und ernſte Betrachtungen gerichteten Stimmung geſchrieben, und hat mich auch außerdem durch ſeinen Inhalt ſo intereſſirt, daß ich Ihnen doppelt dankbar für dieſen Brief bin, wie ſehr ich auch jeden immer als einen Beweis Ihrer mir gewidmeten Geſinnungen ſchätze und mit lebhaftem Vergnügen empfange. Es iſt mir auch lieb geweſen, daß Sie nicht gerade den von mir beſtimmten Tag zum Schreiben abgewartet haben. Sie ſind Ihrer Neigung gefolgt, was beim Briefſchreiben, das keine Art des Zwanges erträgt, ſondern ſich einer völligen Freiheit erfreuen will, immer die beſte iſt. Sie haben mir aber auch die Freude gemacht, früher zu wiſſen, daß Sie in einer Sie anziehenden Beſchäftigung wären, und Ihr Urtheil über meinen Vorſchlag früher zu erfahren. Ich halte überhaupt nichts von dieſen Tagesbeſtimmungen, ſondern fahre nur fort ſie zu machen, weil Sie mehrmals geſchrieben, daß Sie Werth darauf legen. Sie erinnern ſich, wie ſie entſtanden ſind. Da ich aber doch glaube, daß Sie es lieber haben, ſo werde ich dieſe Beſtimmung meinen Briefen immer noch hinzufügen; nur wiederhole ich meine Bitte,

daß Sie ja davon abweichen, so oft Sie in oder außer sich einen Anlaß dazu finden. Ich meine dies nämlich so, daß Sie ohne Bedenken früher schreiben, als ich es gesagt habe. Nur später bitte ich Sie, es nie zu thun. Es entstände dann ein zu langer Zwischenraum zwischen Ihren Briefen.

Wir haben ein sonderbares Jahr, finden Sie das nicht auch? Für die Jahreszeit ist das Wetter noch sehr gelinde. Ich habe das gern, und was mich vorzüglich freut, ist, daß der Schnee so lange ausbleibt. Auf kurze Zeit macht es einem zwar wohl Freude, so eine glänzend weiße, reine, unberührte Schneedecke zu sehen, aber auf die Länge ist das einförmige Gewand der Natur doch zu ermüdend. Der jetzige Winter ist, wenigstens hier, gar nicht feucht und daher auch der Gesundheit nicht nachtheilig. Die meinige wenigstens fährt fort sehr gut zu sein, ich leide auf keine Weise, lebe in meiner gewohnten Regelmäßigkeit fort, mache mir täglich Bewegung und empfinde ganz das Wohlthätige dieser einfachen Lebensart. Ueber die Augen kann ich wenigstens nicht besonders klagen. Daß die Schwäche, obgleich ich sie sehr schone, allmälig zunimmt, glaube ich wohl zu bemerken. Allein es wäre thöricht, sich darüber wundern zu wollen. Es ist genug, daß es langsam geht. Eben so ist es mit der Unbehülflichkeit der Hand im Schreiben. Daß dies zunimmt, werden Sie am besten bemerken, aber auch damit geht es allmälig. Indeß schreibe ich sehr wenig mehr selbst, und werde das eigene Schreiben immer mehr einschränken. Zum Diktiren nehme ich die Abendstunden, weil das doch auch die Augen schont. So wissen Sie ganz genau und umständlich von mir.

Für die ausführliche Mittheilung Ihres Urtheils über Stolberg's Religionsgeschichte danke ich Ihnen sehr. Es

iſt mir ſehr intereſſant geweſen. Ich ſelbſt kenne das Buch wenig. Allein ich hatte, und gerade Frauen, ſehr vortheilhaft darüber urtheilen hören. Das beſtimmt mich, Sie darauf aufmerkſam zu machen. Auch habe ich ſelbſt immer Vorliebe für Kirchen- und Meinungsgeſchichte gehabt. Stolberg's Uebertritt zur katholiſchen Religion beurtheilen Sie ſtrenger, als ich urtheilen würde. Solche Dinge geſtalten ſich eigen in jedem Kopf und Herzen, und es iſt einem Dritten kaum möglich, die Fäden zu erkennen, an denen ſie hängen. Ein ſehr ſelbſtändiger Mann war Stolberg wohl auch nicht, und auf keine Weiſe ein großer und tiefer Kopf. Auch in ſeinen Gedichten zeigt ſich keine Tiefe und Idealität der Anſichten. Sie wirken in uns nach wie Jugenderinnerungen, und haben auch ein reges Leben, eine ſchöne Kräftigkeit der Gefühle und etwas ſehr Biederes in der Geſinnung. Poetiſcher könnten ſie allerdings ſein.

Nach dem von Ihnen gemachten Verſuch laſſen wir aber das Stolberg'ſche Werk zur Seite liegen, und Sie befaſſen ſich nicht weiter damit. Daß Ihnen dagegen der Ritter gefällt und ganz zuſagt, freut mich ungemein. Das Werk hat zwei Bände, der Verfaſſer hat aber, ſtatt es fortzuſetzen, eine zweite Auflage gemacht, von der jedoch erſt der erſte Band erſchienen iſt. Man muß alſo den erſten Band der zweiten und den zweiten Band der erſten Auflage nehmen. Eine große Freude, wofür ich Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich danke, haben Sie mir dadurch gemacht, daß Sie mir ſagen, daß Sie, ſtatt des Stolberg den Ritter von mir zu haben wünſchen; ich habe gleich einer Buchhandlung den Auftrag gegeben, Ihnen das Buch zu überſenden. Ich finde und habe immer gefunden, daß ſich ein Buch gerade vorzugsweiſe zu einem freundſchaftlichen Geſchenk eignet. Man lieſt es oft, man kehrt oft

dazu zurück, man nahet ſich ihm aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Taſſe, ein Glas, einen Hausrath, ſo in jedem gleichgültigen Augenblick des Lebens, und erinnert ſich ſo immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genuſſes. Möge Ihnen das Buch dann noch mehr Befriedigung gewähren, weil es von mir kommt. Sonſt vermag ich Ihnen eigentlich über Paläſtina nichts zu ſagen und auch kein Buch vorzuſchlagen. Sie wollen, und das billige ich auch ſo ganz, den alten Zuſtand, die alte Geſchichte des Landes bis unmittelbar nach Chriſtus kennen lernen. Alſo können Ihnen neue Reiſebeſchreibungen, wie Chateaubriand und andere, wenig oder gar nichts nützen. Ich bin aber auch in dieſen nicht bewandert. Die alte Geſchichte iſt, außer der Bibel, in den griechiſchen und römiſchen Profanſcribenten; in dieſen iſt es jedoch zerſtreut, und Sie können es nicht in den einzelnen aufſuchen. Der einzige Joſephus behandelt die jüdiſche Geſchichte abgeſondert. Ob es von dieſem eine deutſche oder franzöſiſche Ueberſetzung giebt, weiß ich in der That nicht, vermuthe es aber. Wenn Sie dort auf der Bibliothek nachfragen, ſo erhalten Sie es gewiß. Was die Nachrichten in andern Schriftſtellern betrifft, ſo kann ich Ihnen nur Einen Rath geben: Sie müßten in einer recht ausführlichen Weltgeſchichte die Geſchichte der Juden leſen. Dazu würde die große, aus dem Engliſchen überſetzte allgemeine Weltgeſchichte, oder Rollin's Histoire ancienne am beſten ſein. Den Rollin habe ich als ſehr junger Menſch ſehr geliebt. Er iſt ein leichtgläubiger, alles ohne Kritik aufnehmender Schriftſteller; man findet aber alles nur irgend Intereſſante bei ihm, und er erzählt mit einer ſo naiven Treuherzigkeit. In dem Rollin finden Sie dann alles einzeln, was die Schriftſteller des Alterthums

haben, auch deren Angaben mit denen der Bibel verglichen. Wollten Sie mehr, so giebt es noch vom alten Michaelis in Göttingen, der lange todt ist, ein Buch, worin viele Punkte des jüdischen Alterthums erklärt sind, es führt den Titel: „Mosaisches Recht.“ Auf diese Weise würden Sie dahin kommen, durch die Verbindung dieser Bücher mit Ritter's Erdkunde, sich eine anschauliche Vorstellung von Palästina und seinen Bewohnern durch die ganze alte Geschichte zu machen. Ich finde den Gedanken, gerade von diesem Theil der Erde eine genaue und lebendige Kenntniß bekommen zu wollen, sehr gut. Das Interesse an den andern Ländern muß sich bald erschöpfen, in diesem aber ist es von einer höhern, edlern, dauernden Natur. Die Forschungen über alles, was Palästina betrifft, hängen so unmittelbar mit der Lesung der Bibel zusammen, daß sie den Inhalt der heiligen Schriften der Seele vorstellen müssen, und dadurch auch auf das Gemüth wohlthätig zurückwirken. Sie haben sich, wie mir ja bewußt ist, viel mit der Bibel beschäftigt, Ihnen muß also das Bedürfniß aufgestiegen sein, sich die Begebenheiten unter den Umgebungen denken zu können, und jeden Ort an seine richtige Stelle zu versetzen, und auch die Folgen der Begebenheiten mehr im Gedächtniß zu haben. So begreife ich ganz, wie der Wunsch, gerade diese Gegend zu kennen, so recht aus Ihrem Innern gekommen ist. Das war es gerade, was ich münschte: Sie auf eine Beschäftigung, durch sich selbst und durch Ihre eigene Eingebung geleitet, kommen zu sehen. Nur das, was in Freiheit aus uns selbst kommt, hält die Seele wirklich und wahrhaft fest.

Je mehr Sie Ritter's Erdkunde lesen, desto mehr werden Sie das Buch lieb gewinnen. Es schreckt zuerst durch manche Schwierigkeiten zurück, aber man findet sich bald

aus dieſen heraus, und hat dann eine große Freude an der Gründlichkeit und Individualität der Schilderungen, der Vielſeitigkeit der Anſichten und der Eigenthümlichkeit der Verknüpfung der einzelnen Züge zu einem Ganzen.

Ich ſehe Ritter oft, da wir Beide Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften ſind. Er gehört dazu im Umgange und nach ſeinem Charakter zu den liebenswürdigſten Menſchen. Er iſt ſehr religiös, und hat auch darin eine Sanftheit und Milde, die für ihn gewinnt und einnimmt. Er iſt in der Stadt allgemein beliebt.

Ich bitte Sie, mir den 21. December zu ſchreiben. Bleiben Sie geſund, liebe Charlotte, erhalten Sie ſich ruhig und heiter, und glauben Sie mich mit unwandelbarer Theilnahme den Ihrigen. H.

Zweiundzwanzigster Brief.

Tegel, den 4. Januar 1831.

Da ich jetzt wenige Briefe ſelbſt ſchreibe, ſo fiel es mir auf, als ich die Jahreszahl hinkritzelte, denn wirklich kann ich nur Kritzeln mein jetziges Schreiben nennen, da ich dies in dieſem Jahr zum erſten Mal thue. Nehmen Sie alſo auch, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunſch an. Möge nichts Aeußeres, Widerwärtiges Ihnen zuſtoßen, und mögen Sie immer die nöthige Stärke haben, ſich die innere Ruhe zu erhalten, wenn ſie, wie man bei menſchlichen Schickſalen nie eine ſichere Bürgſchaft hat, einmal bedrohet würde. Nach der Art, wie die Menſchen, vorzüglich die höhern Stände, leben, hat, genau genommen, der Jahreswechſel ſeine wahre Bedeutung verloren. Im Grunde fängt mit jedem Tag ein neues Jahr an. Nur die Jahreszeiten machen einen wirklichen Abſchnitt. Dieſe aber haben bei uns kaum auf mehr, als unſere Annehmlichkeit und Bequemlichkeit Einfluß. Mir iſt aber demohngeachtet ein neues Jahr immer eine Epoche, die mich aufs neue in mir ſelbſt ſammelt. Ich übergehe, was ich gethan habe, etwa noch thun möchte, ich gehe mit meinen Empfindungen zu Rathe, mißbillige oder billige, befeſtige mich in alten, machen neue Vorſätze, und bringe ſo gewöhnlich die erſten Tage des Jahres müſſig und arbeitslos hin. Ich lächle dann ſelbſt, daß ich die guten Vorſätze mit Müſſiggang verbringe, aber es iſt nicht ſowohl Müſſiggang als Muße,

und dieſe iſt bisweilen heilſamer als Arbeit. Worauf aber dieſe periodiſchen Betrachtungen immer und gleichmäßig zurückkommen, iſt die Freude, daß ein Jahr mehr ſich an das Leben angeſchloſſen hat. Es iſt dies keine Sehnſucht nach dem Tode, dieſe habe ich ſchon darum nicht, weil ja Leben und Tod, unabänderlich mit einander zuſammenhängend, nur Entwickelungen deſſelben Daſeins ſind, und es alſo unüberlegt und kindiſch ſein würde, in demjenigen, was moraliſch und phyſiſch ſeinen Zeitpunkt der Reife haben muß, durch beſchränkte Wünſche etwas ändern und verrücken zu wollen. Es iſt auch nicht, ja noch viel weniger Ueberdruß am Leben. Ich habe dieſelbe Empfindung in den genußreichſten Zeiten gehabt, und jetzt, da ich gar keiner äußern Freude mehr empfänglich bin, wenigſtens keine ſuche, aber ſtill in mir und der Erinnerung lebe, kann ich noch weniger dem Leben einen Vorwurf zu machen haben. Aber der Verlauf der Zeit hat in ſich für mich was Erfreuliches. Die Zeit verläuft doch nicht leer, ſie bringt und nimmt und läßt zurück. Man wird durch ſie immer reicher, nicht gerade an Genuß, aber an etwas Höherm. Ich meine damit nicht gerade die blos trockene Erfahrung, nein, es iſt eine Erhöhung der Klarheit und der Fülle des Selbſtgefühls, man iſt mehr das, was man iſt, und iſt ſich klarer bewußt, wie man es iſt und wurde. Und das iſt doch der Mittelpunkt für des Menſchen jetziges und künftiges Daſein, aber das Höchſte und Wichtigſte für ihn.

Das wird Ihnen, liebe Charlotte, mehr und beſſer zeigen, wie ich es meine, wenn ich das Alter der Jugend vorziehe. Mein eigentlicher Wunſch wäre aber, daß ich allein alt würde, und alles um mich her jung bliebe. Damit würden dann auch die Andern zufrieden ſein und gegen dieſe Selbſtſucht keine Einwendung machen. Ganz im Ernſt zu ſprechen,

obgleich auch das mein Ernſt iſt, ich meine nur in dem Ernſt zu ſprechen, den auch Andere dafür nehmen würden — ſo bin ich weit entfernt zu verkennen, daß die Jugend im gewiſſen und im wahren Sinne eigentlich nicht blos ſchöner und anmuthiger, ſondern auch in ſich mehr und etwas Höheres iſt, als das Alter. Eben weil wenig Einzelnes entwickelt iſt, wirkt das Ganze mehr als ſolches, auch entwickelt das Leben nicht immer alle Anlagen, oft nur wenige, da iſt dann die Jugend wirklich mehr. Auch liegt da in beiden Geſchlechtern ein großer Unterſchied. Dem Manne wird es viel leichter, den Schein und ſelbſt die Wirklichkeit zu gewinnen, als ſei er im Alter mehr und viel mehr geworden. Man ſchätzt in ihm viel mehr die Eigenſchaften, die wirklich dem Alter mehr angehören, und erläßt ihm die Friſche und den Reiz der jüngern Jahre. Er kann immer bleiben, und ſelbſt mehr werden, wenn er auch die körperliche Kraft ſehr einbüßt. Bei Frauen iſt das nicht ganz der Fall, und die Strenge der Willensherrſchaft, die Höhe der freiwilligen Selbſtverleugnung, durch die das weibliche Alter ſich eine ſo jugendliche Kraft erhalten kann, haben nur wenige den Muth ſich anzueignen. Allein auch in Frauen bewahrt das Alter vieles, was man in ihrer Jugend vergebens ſuchen würde, und was jeder Mann von Sinn und Gefühl vorzugsweiſe ſchätzen wird.

Ueber Ihre Beſchäftigung mit Paläſtina freue ich mich ſehr. Es iſt Ihnen gewiß wohlthätig, nicht ewig mit derſelben Arbeit beſchäftigt zu ſein, und nicht, wenn Sie dieſelbe verlaſſen, ſich wieder blos Selbſtbetrachtungen zu überlaſſen, ſondern ſich mit einem äußern, den Geiſt anziehenden Gegenſtand zu beſchäftigen. Man kehrt durch einen ſolchen dennoch mittelbar in ſich zurück.

In dem, was Sie über den Unterſchied zwiſchen der

neuern Geschichte und dem Alterthum sagen, stimme ich Ihnen vollkommen bei. Man befindet sich auf einem ganz andern Boden im Alterthum. Es erging zwar den Menschen in jenen fernen Jahrhunderten auch wie uns jetzt. Aber die Verhältnisse waren natürlicher, einfacher, und wurden, was die Hauptsache ist, frischer aufgenommen, ergriffen, behandelt und umgestaltet. Auch ist die Darstellung würdiger, hinreißender und vor allem poetischer, die Poesie war damals noch wahre Natur, nicht eine Kunst, sie war noch nicht geschieden von der Prosa. Dies poetische Feuer, diese Klarheit anschaulicher Schilderung verbreitet sich nun für uns über das ganze Alterthum, das wir nur durch diesen Spiegel kennen. Denn allerdings müssen wir uns sagen, daß wir wohl manches anders und schöner sehen, als es war. Ich will damit nicht geradezu sagen, daß die Art, wie die Dinge erzählt werden, unrichtig sei. Das nicht. Allein das Kolorit ist ein anderes. Wir sehen die Menschen und ihre Thaten in andern Farben. Auch fehlen uns eine Menge kleiner Details, wir sehen nicht alle, oft nur die hervorstechenden, wenn auch nicht mit Fleiß ausgewählten Züge. So wird alles überraschender und kolossaler.

Ich vermuthe, daß Sie bei dem schönen, gelinden und oft sonnigen Wetter auch täglich Ihren Garten besuchen. Ich lasse keinen Tag ohne Spaziergang vorübergehen. Die Sonne aber entgeht mir bisweilen, da ich mich in meinen Spaziergängen nicht nach ihr richte. Ich gehe immer Sommers und Winters am Nachmittag, und die Sonne versteckt sich hier in diesen Tagen um Mittag in Nebel.

Meine Gesundheit, denn ich sehe, daß ich noch nicht von ihr gesprochen, ist sehr gut. Ich habe bis jetzt in diesem Winter nicht einmal einen Schnupfen gehabt. Ich

könnte alſo nur über Altersſchwächen klagen; dieſe ſind aber natürlich, und ich ertrage ſie, ohne mich über ſie zu wundern.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihren nächſten Brief am 25. d. M. zur Poſt zu geben. Leben Sie nun recht wohl, und rechnen Sie immer auf meine unveränderliche Theilnahme. H.

Dreiundzwanzigster Brief.

Tegel, den 5. Februar 1831.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am Weihnachtsfest angefangenen und am 25. Januar abgegangenen Brief richtig empfangen, und danke Ihnen doppelt für die große Freude, die er mir durch den so viel heiterern Ton gemacht hat, der darin herrscht. Die Worte, daß Ihre Seele auf Weihnachten so heiter wie seit Jahren nicht war, sind mir ein wahrer Trost und Beruhigung gewesen. Ich habe immer geglaubt, daß Sie zu innerer Frohheit, zu dem Gleichgewicht der Seele kommen könnten, wo Wunsch und Besitz ohne Selbstverleugnung zusammentreffen, wo man nicht zu viel entbehrt, indem man sich mit dem Vorhandenen begnügt, und wo man für manches, das man allerdings vermißt, sich einen innern, von den Umständen unabhängigen Ersatz verschafft. Möchten Sie wirklich dahin gelangt sein, und möchten Sie glücklich genug sein, sich auf diesem Punkt und in dieser Stimmung erhalten zu können. Wenn ich dazu beigetragen habe, oder noch dazu im Stande bin beizutragen, so erfordert das keinen Dank, so gern ich auch den Ihrigen, da ich weiß, daß er aus tiefer Empfindung Ihres Herzens kommt, annehme. Mit Sicherheit, ja mit unumstößlicher Gewißheit können Sie aber annehmen, daß mein Antheil an Ihrem Schicksal, so lange ich lebe, derselbe bleiben wird. Es kann darin keine Aenderung eintreten. Er beruht auf dem Wohlwollen, das Sie mir zu sich ein-

geflößt haben. Er ſucht nichts, er hat keine Abſicht, als Ihnen wohlthätig zu werden.

Ich begreife ſehr, wie Ihnen, liebe Charlotte, die Feſttage wirklich, und nicht blos dem Namen nach, ſolche ſind. Sie gehen an denſelben von äußerer, wenn auch nicht unangenehmer, doch einförmiger, angeſtrengter und dadurch ermüdender Arbeit, zu innerer freien Muße über, in der Sie ſelbſtgewählten Beſchäftigungen folgen können. Dieſe Freiheit des Gemüths zu gewinnen, iſt in allen Lagen ein großes Glück, zu dem aber ein Mann in irgend höhern und wichtigern Geſchäften, wie ich aus Erfahrung weiß, nie gelangt. Da giebt es keine von ſelbſt eintretende Feſttage, und ſie ſich ſelbſt zu geben, iſt auch nur ſelten möglich.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich meine, nie in meinem Leben wäre mir die Zeit verſtrichen wie jetzt. Die Monate ſcheinen mir Wochen, und ich bin ſeit Anfang November wie mit Blitzesſchnelligkeit über die kalte Jahreszeit hinweg gekommen. Ich habe den Tag ſehr beſetzt mit Beſchäftigungen aller Art, und das macht allerdings, daß man den Verlauf der Zeit weniger merkt, ſo daß ſie ſchneller zu entfliehen ſcheint. Indeß iſt das ehemals noch viel mehr mein Fall geweſen, es muß alſo doch einen andern Grund haben. Auf keinen Fall iſt es der, daß ich zu ſehr auf die Entwickelung der Begebenheiten geſpannt wäre. Es iſt ſeit langer Zeit mir bei jedem wichtigen Ereigniß gegenwärtig, daß es in wenigen Jahren der Geſchichte angehören wird, und dann, von dieſer Anſicht aus, eine ganz andere Geſtalt gewinnt, vorzüglich den beunruhigenden Charakter verliert, den die Gegenwart, wenn ſie nicht angenehm iſt, immer an ſich trägt.

Der traurige Todesfall, von dem Sie mir ſchreiben, hat mir Ihretwillen ſehr leid gethan. Wenn Sie auch die

Einſamkeit lieben, iſt doch der Verluſt eines freundſchaftlichen Umgangs immer ein ſehr großer, und zu dieſem geſellt ſich nun noch das Gefühl, daß eine ganze Familie in ihren innerſten Banden zerriſſen iſt durch dieſen Verluſt und ihr Abſcheiden. So viel ich aus der Erzählung Ihres Briefes entnehmen kann, iſt Ihre Freundin noch vor dem Anfang des neuen Jahres geſtorben. Sie freuten ſich noch am erſten Chriſttag ſo, daß das Jahr 1830, das Sie gefürchtet hatten, faſt vorüber ſei, ohne daß Sie etwas Schmerzliches erfahren hätten. So habe ich Ihre Erzählung verſtanden, und ſo iſt mir dabei ein griechiſches Sprichwort eingefallen, das ich ſehr treffend finde, und an das mich oft eigene und fremde Begebenheiten erinnert haben. Man braucht es nur auszudrücken, daß auch in der kleinſten Zeit ein Umſchlagen der ſicherſten Hoffnungen, der am zuverläſſigſten berechneten Erwartungen eintreten könne. Die Worte des bildlichen Ausdrucks lauten folgender Geſtalt: „Es liegt noch viel zwiſchen dem Becher und der Lippe.“ Es iſt ein ſo natürliches, ausdrucksvolles und ſo bedeutſames Bild, es ſagt ſo kurz und nachdrücklich, wie ſich alles zwiſchen den Genuß, ſo unmittelbar er ſcheint, ſtellen kann. Haben Sie aber im Ernſt das vergangene Jahr ſo gefürchtet, und ſo beſorgliche Ahnungen davor gehegt, oder ſagen Sie es nur halb im Scherz? Mir iſt es zu fremd von einer ganz und gar nicht zu berechnenden und zu beurtheilenden Sache, wie ein beginnendes Jahr iſt, Erwartungen, zuverſichtliche oder beunruhigende, zu faſſen. Noch weniger kann ich es begreifen, wie bloße Zahlen können von Perſonen als ominös und Vorbedeutung in ſich tragend angeſehen werden. Dennoch habe ich es hie und da gefunden. Ich halte es aber für wichtig, ſich frei zu erhalten, und wenn man in unbewachten Momenten ſich

davon einnehmen läßt, ſie baldmöglichſt wieder auszurotten. Die Vorſehung hat es nicht ihren Planen gemäß gefunden, daß die Zukunft den Menſchen klar vor Augen läge; wenn ſie es gewollt hätte, würde ſie nicht dunkle und räthſelhafte Andeutungen und Winke geben, ſondern das geiſtige Auge des Menſchen geradezu durch den verhüllenden Schleier dringen laſſen. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen dieſe Bemerkungen mache. Vielleicht ſind ſie unnöthig. Aber es iſt aus wahrem Antheil an Ihnen, daß ich wünſchte, Sie erſparten ſich ſolche Beſorgniſſe, die nur aus einer dunkeln Ahnung herrühren, und für welche es, bei ruhiger und kalter Ueberlegung, gar keine Gründe giebt. Sie werden mir ſagen, daß wer ſtark und lebhaft empfindet, nicht ruhig und kalt überlegen kann. Sie haben darin ganz Recht, wenn Sie unter dem Empfinden jenes Aufgeregtſein der Seele ohne beſtimmten Gegenſtand meinen, aus welchem z. B. die Beſorglichkeit vor dieſem oder jenem Lebensabſchnitt entſteht; eine ſolche gegenſtandloſe Aufregung muß man aber mit Willensſtärke niederzudrücken bemüht ſein. Die Empfindung dagegen, die einen wahren Gegenſtand mit Tiefe und Stärke umfaßt, hindert die ruhigſte und kälteſte Ueberlegung nicht nur nicht, ſondern erhöhet ſie vielmehr. Ich habe immer gerade in den Frauen, welche in Liebe, Freundſchaft u. ſ. f. die am ſtärkſten und leidenſchaftlichſten fühlenden waren, auch die richtigſte Ueberlegung, die größte Beſonnenheit, die feſteſte Selbſtbeherrſchung gefunden. Ich ſelbſt bin vielleicht jetzt mehr als ſeit lange in ſehr bewegten Gefühlen, würde mir aber auch in gleichem Grade mehr Kraft der ruhigen Ueberlegung zutrauen.

Den 8. Februar 1831.

Es thut mir leid, daß ich neulich vergeſſen habe, Ihnen Nachricht von meiner Geſundheit zu geben. Es kommt nur daher, daß ich ſehr ſelten daran denke. Das aber muß Sie nicht glauben machen, daß ich ſie vernachläſſige. Meine Lebensweiſe iſt eigentlich ſo, daß ſie die Geſundheit befördern muß. Einige leichte Mittel, die mir ſeit Jahren wohlthätig ſind, nehme ich regelmäßig, damit iſt nun aber mein Denken daran erſchöpft. Die Nothwendigkeit Krankheiten zu tragen, giebt zwar die Stärke dazu, und dieſe würde daher auch mir nicht fehlen. Aber die aus wenigſtens leidlicher Geſundheit entſtehende Geiſtesfreiheit iſt doch ein unſchätzbares Gut. Ich kann nicht einmal ſagen, daß ich des Lebens müde wäre, und den Tod wünſchte. Alles, was ich ſagen kann, aber auch mit Wahrheit ſage, iſt, daß er mir in meiner jetzigen Stimmung eine ſehr freundliche Geſtalt ſein würde, da er mir ehemals blos wie eine Nothwendigkeit erſchienen wäre. Allein wegſehnen thue ich mich darum nicht aus dem Leben, ſondern, wenn mir ein hohes Alter beſtimmt ſein ſollte, werde ich nie undankbar gegen Licht und Luft und die Bedingungen ſein, unter denen hier das Denken und Empfinden fortgeht. Ich bin von den Menſchen durch Fügung des Schickſals in ſofern unabhängig geworden, daß meine Freuden, mein Glück, mein eigentliches Daſein nur aus der Vergangenheit, aus einer geiſtigen Gegenwart und aus ganz der Zeit und dem Raum fremden Ideen fließen. Das trage ich in mir, darin lebe ich, und brauche dazu nichts außer mir. Aber wenn ich auch für mich um Aeußeres ſorgen muß, ſcheue ich darum die Arbeit nicht, und wünſche darum nicht kürzer zu leben, weil mir vielleicht ein unruhigeres und weniger

gemüthliches Leben bevorsteht. Wer die Lage der Dinge (1831) auch nur mit halbem Auge ansieht, muß die Unsicherheit der Zukunft gewahr werden. Ich bin jetzt, auch für meine sehr bedeutenden Ausgaben, in einer genügenden Lage. Das kann aber in kurzer Zeit sehr anders sein. Indeß macht mir das jetzt keine Sorge, und würde mir, wenn es eintritt, äußere Arbeit, aber keinen innern Kummer machen. Auch diese ruhige und natürliche Ansicht der äußern Verhältnisse erhält die Gesundheit. Darum erwähne ich es. Sie sehen also, da Sie so Theil an mir nehmen, daß Sie nicht Ursache haben, bange um mich zu sein; ich kann in meiner Gesundheit über nichts klagen. Nur mit zwei Dingen kann es der Natur der Sache nach nicht besser, sondern muß es vielmehr nach und nach schlimmer werden, da es nicht Krankheit, sondern Folge der Jahre ist. Sie sehen schon, liebe Charlotte, daß ich von den Augen und der Schwierigkeit der Hand reden will. Auf dem einen Auge habe ich, wie Sie schon wissen, einen Staar und der kann mit der Zeit operirt werden, aber am andern, mit dem ich allein lese und schreibe, leide ich nur an Schwäche, die die Sehkraft abstumpft. Es ist in diesem Auge weder Entzündung noch irgend ein Ansatz zum Staar, noch sonst ein organischer Fehler. Obgleich ich sehr wenig noch selbst schreibe, bemerke ich doch, daß die Schwäche zunimmt. Es ist auch sonderbar, daß mir die Tageshelle nicht das Sehen erleichtert, und eine mäßige nächtliche Erleuchtung nicht erschwert. Mit dem Fehler der Hand ist es ordentlich komisch. Mein Schreiben ist eigentlich ein beständiges Bestreben große Buchstaben zu machen, und das Resultat sind, wie Sie sehen, ganz kleine. Die Hand thut mir nicht weh, sie zittert nicht, aber sie gehorcht nicht dem Willen. Es liegt an den Nerven. Die kleine, aber be-

ſtimmte Bewegung, welche deutliche Schriftzüge erfordert, verlangt mehr Stärke und greift beſonders die Nerven mehr an, als grobe und ſchwere Arbeit. Hätte ich nicht den richtigen Grundſatz gefaßt, daß die einzige Möglichkeit, kleinen und ſtumpfen Buchſtaben noch einen Grad der Deutlichkeit zu verleihen, darin liegt, möglichſt jeden allein und abgeſondert hinzuſtellen, ſo könnte mich ſchon längſt niemand mehr leſen. Ich weiß nicht, ob Sie finden, daß die Schlechtigkeit meiner Hand zunimmt, ich aber bemerke es an unverkennbaren Zeichen. Es wird mir ſchwerer das Lesbare hervorzubringen, und koſtet immer mehr Zeit. Die Mühe würde ich ſchon daran wenden, aber die Zeit iſt ſo koſtbar und edel. Ich ſchreibe ſchon ſehr wenig mehr, und nimmt die Schwierigkeit zu, mit der Langſamkeit verbunden, ſo gebe ich das eigene Schreiben ganz auf und diktire blos. Ich habe mich ſchon ſehr an das Diktiren gewöhnt, und wahre Geheimniſſe hat man ſelten zu ſchreiben. Man giebt aber auch ungern auf, was man lange gethan hat, ehe ich alſo nicht wirklich zum Aufgeben gezwungen werde, vermindere ich wohl mein Schreiben, aber ſchaffe es nicht ab. Es iſt jedoch das in meinem Körperzuſtande, was am unerwünſchteſten in meine Beſchäftigungen kommt. Ich habe aber auch daran geſehen, daß mich ſolche Aeußerlichkeiten nicht verſtimmen. Denn es hat mich noch keinen Augenblick verdrießlich oder traurig gemacht.

Ich danke Ihnen ſehr, daß Sie mich an das Gellertſche Lied erinnern, woran Sie auch erinnert wurden, wie es Ihnen angenehm war. In einer frühen Zeit meines Lebens hatte ich den guten Gellert, trotz der gänzlichen Abweſenheit aller Poeſie in ihm, von der ihm die Natur auch keinen Funken verliehen hatte, ſehr lieb. Jetzt habe ich ihn wohl in funfzig Jahren nicht angeſehen, und

beſitze ihn nicht einmal. Der Stelle, die Sie anführen, beſinne ich mich nicht, wohl aber eines andern, Ihnen gewiß auch erinnerlichen Liedes, ich denke: Prüfung am Abend betitelt. Es fängt an oder hat doch ſolche Stelle: „Der Tag iſt wieder hin, und dieſen Theil des Lebens, Wie hab ich ihn verbracht? verſtrich er mir vergebens?“ Sehr oft im Leben ſind mir beim zu Bette Gehen dieſe Worte eingefallen. Das aber geht nicht, daß Sie ſich mit mir in die Stelle theilen, die Sie anführen. Gellert hat ſehr vernünftig beides mit einander verbunden. Auch haben Sie es wohl nicht ſo genau mit der Trennung genommen. Sie wollen gewiß nicht die Heiligung allein von oben erwarten, ohne etwas dabei zu thun, und ich will eben ſo wenig mir anmaßen, ſie ohne den Segen Gottes zu bewirken. Es liegt aber freilich noch mehr darin, man ſoll nicht blos handeln, ſondern es auch mit der Zuverſicht thun, als hänge der Erfolg lediglich von einem ſelbſt ab. Auf den erſten Anblick ſcheint ein Widerſpruch darin zu liegen, nach einem Erfolg, als von uns abhängig, zu ſtreben, da man doch das Bewußtſein hat, daß er in einer fremden Hand liegt. Aber die Auflöſung findet ſich, dünkt mich, wenn man gerade den Eifer und die Inbrunſt des Strebens mit dem demuthsvollen Gefühl der eigenen irdiſchen Unzulänglichkeit verbindet. Indem alsdann die Anſtrengung und Demuth vereint ſind, wird der Erfolg geſichert. Der Gellert'ſche Vers will zwei Abweichungen von dem richtigen Wege vorbeugen. Man ſoll nicht die Heiligung und den daraus entſpringenden Frieden als eine Gabe erwarten, die, ohne eigenes Zuthun, Gott dem Menſchen ins Herz gießen ſollte, und man ſoll auch auf der andern Seite nicht ſich ſelbſt für allein hinreichend halten, um denſelben zu erlangen, weil dadurch das, was

eine geistige und himmlische Gabe ist, zu einer irdischen, menschlich erringbaren herabgezogen werden würde.

Sie sagen, daß Ihnen die innere Frohheit fehle, ohne daß Sie Unzufriedenheit fühlen. Das ist mir sehr begreiflich, ob es mir gleich sehr leid thut. Die Frohheit ist wie ein Sonnenglanz des Lebens. Er wird keinem ganz und beständig zu Theil, und das Wort selbst umfaßt auch wieder eine Menge von Graden und Abstufungen. Die Summe von allem dem ist doch, daß der Mensch sich zuletzt immer aus seinem Innern und Aeußern einen Seelenzustand bildet, der ihm eigenthümlich ist, und das Gleis wird, in dem sein Leben fortgleitet. Es liegt darin eine große Wohlthat der Vorsehung. Denn das innere Streben nach Harmonie und Seelenerhebung gewinnt und behält doch immer die Oberhand.

Die Stelle meines Briefes, in der Sie glaubten, daß etwas Beunruhigendes dunkel angedeutet sei, hatte durchaus nicht den Sinn, sie bezog sich auf die allgemeine Stimmung, in der ich mich seit der Lebensänderung befinde, die ich erfahren.

Daß die erste Auflage von Ritter's Erdkunde vergriffen ist, thut mir sehr leid, denn der zweite Theil dürfte allerdings so bald nicht erscheinen.

Mit Ihren Augen hoffe ich gewiß, soll es vorübergehend sein, und es hat mich sehr gefreut, zu sehen, an Ihrer Handschrift, daß es eigentlich schon wieder besser ging. Schreiben Sie sonst ja auch mir nicht mehr, als Sie ohne Anstrengung können. Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 22. März auf die Post zu geben. Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Vierundzwanzigſter Brief.

Tegel, den 6. April 1831.

Ich habe diesmal, liebe Charlotte, keinen Brief von Ihnen ſeit meinem letzten bekommen, habe alſo keinen zu beantworten vor mir. Der Grund Ihres Nichtſchreibens könnte in Ihren Augen liegen, was mich ſehr ſchmerzen ſollte, dann hätten Sie aber doch wohl einige Zeilen geſchrieben; auch wenn Sie krank geworden, würden Sie es mir gewiß geſagt haben. Die natürlichſte Vermuthung über die Gründe Ihres Stillſchweigens ſcheint mir daher die, daß Sie gefürchtet haben, mir gerade in den Wochen zu ſchreiben, wo der Verluſt mich traf, in den ſeitdem meine Seele einzig verſenkt iſt. Ich danke Ihnen in der Tiefe meiner Seele für dieſe Zartheit. Ihr Brief würde mir zwar gleiche Freude gemacht haben, als alle andern. Man feiert die Todten nicht würdig durch verringerte Theilnahme an den Lebendigen, oder wenn man ſich entzieht, ihnen hülfreich zu werden, und am wenigſten paßt das für die, welche ich betrauere. Aber die Empfindung in Ihnen iſt ſo natürlich, ſie entſpricht ſo ſehr Ihrem Gefühl und Ihren Geſinnungen, iſt ſo edel und zart, daß ſie mich lebhaft gerührt hat.

Ich bin den ganzen März hindurch nur einen Tag in Berlin geweſen, und habe hier, theils allein, theils mit meinen Kindern, einer beneidenswürdigen Ruhe genoſſen. Auch war das Wetter nur ſelten unfreundlich, und es hat

mich nicht gehindert täglich auszugehen. Jetzt beginnt der Frühling sehr schön, und ich denke mir, daß auch Sie dies jugendliche Erwachen der Natur in Ihrem Garten genießen. Ich weiß nicht, ob Sie auch wohl darauf geachtet haben, was ich in sehr verschiedenen Klimaten, auch in Spanien und Italien gefunden habe, daß, wenn die Tage auch noch so regnerisch sind, sich der Himmel aufhellt um die Zeit des Sonnenunterganges. Meist hört der Regen auf eine halbe Stunde vor und nach Sonnenuntergang. Dies ist auch die gewöhnliche Zeit meiner Spaziergänge. Die Wolkenerscheinungen sind dann die größten, schönsten und glänzendsten, und seit meiner Kindheit machen sie den größten Theil meiner Freude an der Natur aus. Wie man auch darüber nachdenken mag, ist es schwer zu sagen, worin der Reiz eigentlich besteht. Gewiß ist es nicht das sinnliche Farbenspiel, wie schön und prachtvoll es auch ist, allein. Das mannichfache Schauspiel am Himmel regt die Seele tiefer und lebendiger an, als jeder irdische Reiz thun könnte. Daß es vom Himmel kommt, zieht wieder zum Himmel hin. Freilich allemal wehmüthig, aber doch groß und im Tiefsten ergreifend ist das allmälige Verglühen der Farben, das Ersterben des Glanzes, der zuletzt, noch ehe er der Dunkelheit Platz macht, von einem falben Grün überzogen wird. Ich kann mich dabei nie erwehren, an etwas Ernsteres und Wichtigeres zu denken. Es giebt zwar vorzüglich in den höher und innerlich Gebildeten, aber mehr oder minder doch in Allen, eine Menge von Gedanken, die nie zu einer That werden, nie ins wirkliche Leben treten, sondern still und nur dem bewußt, der sie hat, im Busen verschlossen bleiben. Es entspringt aber aus ihnen, und oft viel mehr als aus Reden und Thaten, Freude und Leid, Glück und Elend. Ihr Hin- und Herfluthen im Gemüthe,

die Bewegung, in die sie versetzen, läßt sich in Vielem jenen farbig flammenden Himmelserscheinungen vergleichen. Für den Ernst des äußern Lebens sind sie wirklich, sich mit ihm nicht bewegend, luftige Wolkengebilde. Sie verschwinden auch wie diese, und lassen in der Seele eine Kühle und Leere zurück, die sich dem Grau der Dämmerung und dem Dunkel der Nacht vergleichen läßt. Sind sie aber darum dahin? Kann das, was das Gemüth so bewegt, so aus seinem innersten Grunde erschüttert hat, ganz wieder untergehen? Dann könnte der ganze Mensch selbst vielleicht auch nur eine vorübergehende Wolkenerscheinung sein. Sie werden mir einwenden, daß es auf jeden Fall, wie alles was einmal im Gemüth gewesen ist, auf dieses, auf den Geist und Charakter zurückwirkt und in dieser Zurückwirkung fortlebt. Allein das ist doch nicht genug. Es müßte doch von bestimmten Seelenbewegungen auch etwas Bestimmtes ausgehen. Diese Gedanken ergreifen mich meistentheils, wenn ich den Himmel am Abend oder vor oder nach einem Gewitter ansehe. Ich habe aber, wenn ich es gleich nicht erklären und beweisen kann, ein festes Ahnungsgefühl, daß jene Gedankenerscheinungen auf irgend eine Weise wieder aufflammen und einen Einfluß ausüben, der bedeutender ist als gewöhnlich so hochgeachtete Reden und Handlungen. Der Mensch muß sich nur ihrer würdig erhalten, auf der einen Seite nicht trocken und nüchtern, auf der andern Seite nicht schwärmerisch und wesenlos werden, vor allen Dingen aber selbständig sein, die Kraft besitzen, sich selbst zu beherrschen, und den innern Gang seiner Gedanken allem äußern Genuß und Treiben vorziehen.

Indem ich auf das Geschriebene zurücksehe, muß ich Sie, liebe Charlotte, ordentlich um Verzeihung bitten, Ihnen so allgemeine Dinge und Betrachtungen zu schicken.

Aber es ist dies, neben dem Andenken an die Vergangenheit, die nie für mich zurückkehren kann, das Einzige, worin ich lebe. Solche Ideen schließen sich an meine wissenschaftlichen Berührungen an, und so haben Sie den ganzen Kreis, worin ich lebe, wenn ich in mir sein kann, und aus dem ich nur halb und getheilt herausgehe, wenn mich Pflicht oder freiwillige Sorge für Andere herausruft. Diese Art zu sein hat sich ohne mein Zuthun in mir gestaltet. Ich bin mir bewußt, daß ich sie nicht absichtlich hervorgerufen habe. Ich würde auch nicht entgegen arbeiten, wenn ich plötzlich fühlte, daß es anders in mir würde, daß ich wieder Lust an den Dingen hätte, die mich vor jenem Schlage erfreuten, daß ich mich wieder freiwillig ins Leben mischte, daß ich anderer Freude fähig sei, als die ich aus mir selbst und der Vergangenheit schöpfe, so würde ich mich frei darin gehen lassen, wenn ich mir auch selbst gestehen müßte, daß diese Aenderung meine innere partheilose Billigung nicht erhalten könnte. Ich denke nicht einmal daran, ob meine jetzige Stimmung mich bis ans Ende meiner Tage begleiten, oder ob die Zeit, wie die Leute so und oft ganz mit Unrecht sagen, auch meine Gefühle abstumpfen und abändern wird. Ich bin hierin nicht blos allem Affektirten, sondern auch allem Absichtlichen feind. Kann das Gefühl, das ich, seit ich eine solche Verbindung kannte, immer gehabt habe, daß es eine innere Verbindung zwischen Menschen giebt, deren Auflösung dem Zurückbleibenden alle Fähigkeit, alle Neigung und allen Wunsch nimmt, anders woher Glück und Freude zu schöpfen, als aus sich selbst und dem Andenken, kann, sage ich, dies Gefühl untergehen, so möge es plötzlich verschwinden oder nach und nach ersterben. Im Reiche der Empfindungen muß nichts länger leben, als es innere Kraft zu leben hat. Bis jetzt ist es nur immer in

mir gewachsen, und ich verdanke ihm alles, was ich seit jener gewaltsamen Zerreißung an innerer Stärke, Beruhigung und wirklicher Heiterkeit genossen habe, und was mir kein Mensch auf Erden, selbst meine Kinder nicht, ohne jenes Gefühl hätten geben können. Ich empfinde die Wohlthätigkeit dieses Gefühls auch an der größern Klarheit und Sicherheit meiner Ideen und Empfindungen. Denn, wenn ich auch zu manchen äußern Geschäften weniger geschickt sein mag, als sonst, so fühle ich dagegen deutlich, daß meine Ideen in jeder Rücksicht lichtvoller und fester geworden sind.

Ich bestimme Ihnen heute keinen Tag zum Schreiben, da mein Wunsch und meine Bitte dahin geht, daß Sie mir so bald schreiben mögen, als Sie können. Mit unveränderlicher Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Fünfundzwanzigster Brief.

Tegel, den 6. Mai 1831.

Unmittelbar nach dem Abgang meines letzten Briefes an Sie, liebe Charlotte, empfing ich den Ihrigen, und ersah daraus, daß ich die Ursache Ihres verzögerten Schreibens richtig errathen hatte. Bald darauf erhielt ich auch Ihren zweiten Brief, und ersehe mit Freuden aus beiden, daß Ihr Augenübel, wenn auch nicht ganz vorüber, doch Sie nicht mehr sehr beunruhigt, und mehr ein nervöser leidender Zustand, als Augenschwäche war. Vor allen Dingen schonen Sie die Augen so viel es nur möglich ist. Leider gestattet Ihre Art der Beschäftigung keine gänzliche Schonung, das beunruhigt mich in der That, und ich bitte Sie recht herzlich, schonen Sie sich so viel als irgend thunlich ist. Denken Sie daran, daß es auch zu meiner Beruhigung gereicht. Ich fürchte immer noch, daß es Folge Ihrer übermäßigen Anstrengung im vergangenen Winter war. Auch bitte ich und rathe aus eigener Erfahrung, schränken Sie sich nur auf das nothwendigste Schreiben ein, auch auf Lesen, wie groß auch die Entbehrung sei.

Sie gedenken der Zeitumstände und sagen, bei Krieg und Durchmärschen möchte ich doch in einer Gartenwohnung übel berathen sein. Das ist allerdings wahr, der Einquartierung kann niemand entgehen, und das ist eine drückende Last. Ich hoffe indeß immer, daß der Friede wird erhalten werden können. Halten Sie auch die

Hoffnung feſt und laſſen den Muth nicht ſinken. Ihren Schrecken, den Sie beim Ausbruch der polniſchen Revolution empfanden, finde ich ſehr natürlich, und begreife auch zugleich ihren warmen Antheil an der unglücklichen Nation. Sie ſetzen beſcheiden und hübſch hinzu, daß Sie doch zu wenig richtig belehrt ſeien, um ſich ein Urtheil zu erlauben, und wollen das meinige hören. Unſägliches Unglück wird dieſe polniſche Revolution zur Folge haben bei der Aufregung und dem kriegeriſchen Sinne des Volkes. Der wilde Anfang war von jungen unbeſonnenen Leuten gemacht. Allerdings iſt die Theilung von Polen eine Ungerechtigkeit geweſen, aber das Reich war auch ſo in ſich zerfallen, daß dies die Begebenheit hervorrief. Ohne dieſen innern Zuſtand hätten die fremden Mächte den Gedanken der Theilung wohl nicht faſſen können. Es iſt nur auf Ihren Wunſch, daß ich hier einige Worte über die Begebenheiten der Zeit einſchalte; ſonſt liegt es außer dem Plane und dem Geiſte unſers Briefwechſels.

Ich habe Sie längſt befragen wollen, liebe Charlotte, ob Sie je Schiller's Leben von Frau von Wolzogen geleſen haben; die edle Schriftſtellerin kann Ihnen wohl nicht unbekannt geblieben ſein. Wo nicht, ſo rathe ich Ihnen, das Buch ja bald zu leſen. Ich glaube nicht, daß es ein zweites, ſo ſchön geſchriebenes, ſo geiſtvoll gedachtes und ſo tief und zart empfundenes Buch giebt. Ein Mann könnte gar nicht ſo ſchreiben, wenn er auch ſonſt vorzüglich von Kopf und Gemüth wäre. Unter allem, was ich bisher von Frauen geleſen habe, weiß ich nichts damit zu vergleichen. Außerdem ſind viele Briefe von Schiller in dem Werke, und unter dieſen vortreffliche. Das Buch wird Ihnen

Freude machen. An die Erdkunde von Ritter gehen Sie aber ja nicht eher, bis Ihre Augen wieder hergeſtellt ſind; es iſt wirklich ein ſchlimmer Druck, und das mit dem Leſen verbundene Aufſuchen auf der Karte fordert ungeſchwächte Augen.

Was iſt Poeſie? — ſagen Sie, und ſetzen hinzu, ich denke, man muß ſie empfinden. — Ich bin ganz Ihrer Meinung. Wer recht lebendig empfindet (denn empfunden muß und kann es eigentlich nur werden), daß etwas poetiſch iſt, bedarf nicht der Erklärung, und wer kein Gefühl dafür hat, dem kann alle Erklärung durch Worte nicht helfen. In ſo weit es möglich iſt, hat es gewiß Schiller gethan, der mehr als irgend jemand die Gabe beſaß, in Worte zu kleiden, was in ſeiner eigenthümlichen Natur dem Ausdruck widerſtrebt. Beiſpiele erklären es ſchon beſſer. Nehmen wir zwei gleichzeitige Dichter, die Sie gleich gut kennen, Gellert und Klopſtock. Beide ſind mit einander zu vergleichen, weil ſie beide geiſtliche Stoffe behandelt haben, weil ſie gewiß beide von gleich edler Frömmigkeit und gleich reiner Tugendliebe beſeelt waren, und endlich auch weil ſie eine große und tiefe Wirkung auf die Gemüther und die Herzen ihres Zeitalters hervorgebracht haben. Aber gewiß ſind Sie meiner Meinung, daß in Klopſtock ein ungleich höherer Schwung iſt, daß man bei ſeinen Worten mehr denkt, von ihnen mehr hingeriſſen wird. Gellert's Verſe ſind nur gereimte Proſa, Klopſtock war durchaus eine poetiſche Natur. — Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief am 24. abzuſenden. Leben Sie herzlich wohl. Mit der aufrichtigſten Theilnahme und Freundſchaft der Ihrige. H.

Sechsundzwanzigster Brief.

Tegel, den 3. Juni 1831.

Ihr Brief vom 22. bis 25. vor. Monats ist mir allerdings so spät zugekommen, daß mich sein Ausbleiben wunderte. Ich wußte diesmal gar nicht, welcher Ursache ich Ihr Stillschweigen zuschreiben sollte. Doch hatte ich keine Besorgniß vor Krankheit, weil ich mich darauf verlasse, daß Sie mir, liebe Charlotte, in einem solchen Fall immer, wenn auch noch so wenige Worte sagen werden. Desto mehr habe ich mich jetzt gefreut, einen ausführlichen Brief zu erhalten. Wenn ich dies sage, meine ich nur, daß ich die Blätter von Ihrer Hand immer gern lèse, und immer, was Sie betrifft, es sei erfreulich, oder es sei das Gegentheil, mit wahrer und aufrichtiger Theilnahme mitgetheilt erhalte. Denn sonst konnte mich das, was Sie mir darin über den neuen Verlust, der Sie betroffen, und die Stimmung, in welche Sie dieser Trauerfall versetzt hat, nur schmerzlich berühren. Auch ganz ohne die Familie zu kennen, hat der Todesfall dieser jungen Person etwas ungemein Rührendes. Er ist sichtbar eine Folge des Todes der Schwester und der, aus Liebe für die Dahingegangene, zu beschwerlich in der Besorgung der Kinder und des Hauswesens übernommenen Anstrengung. Beides vereinigt hier alles, was das Bedauernswürdige des Falles vermehren kann. Sie sagen, daß ein so früher Tod beneidenswerth sei, der eine schöne, reine, frische Blüthe bricht, ehe der rauhe Nord sie erstarrt,

und Sie kommen auch in einer andern Stelle Ihres Briefs hierauf zurück. Ich erinnere mich sehr wohl, das gleiche Gefühl vor vielen Jahren, bei dem Tode meines ältesten Sohnes, eines damals zehnjährigen Knaben, gehabt zu haben. Er starb in Rom, wo er auch an einem schönen Orte unter nun großen schattigen Bäumen begraben liegt. Er war ein wunderschönes, verständiges, gutes Kind, und ging aus einer plötzlichen und schnell endenden Krankheit in vollem Frohsein und voller Heiterkeit hinüber. Ich erkenne daher sehr die Wahrheit jenes Gefühls, allein das Leben hat doch auch seinen Werth, selbst wenn es der Freuden wenige giebt oder gegeben hat. Es stärkt die Kraft, es reift das Gemüth, und ich kann mir wenigstens die Ueberzeugung nicht nehmen, daß das Wichtigste für den Menschen der Grad der innern Vollkommenheit ist, zu dem er gedeihet. Dazu aber trägt das Leben selbst in seinen Stürmen, und seinen rauhen Stürmen bei. Alle diese Betrachtungen sind aber nur bis auf einen gewissen Punkt trostreich und beruhigend. Der Verlust geliebter Personen bleibt in sich unersetzlich, und der Kummer und Gram darum lindert sich, wie ich sehr gut weiß und empfinde, durch keine Betrachtungen, eher noch in manchen Fällen und bei manchen Gemüthern durch den ruhigen Verlauf der Zeit. Da Sie schon sehr einsam leben, so begreife ich noch mehr und fühle noch lebhafter, wie dieser unerwartete Verlust Sie auf einmal noch viel schmerzlicher trifft. Wenn die Aufrichtigkeit und die Wärme meiner Theilnahme dazu beitragen kann, Ihrem Kummer Linderung zu gewähren, so zählen Sie mit Sicherheit auf beide. Sie kennen meine Gesinnungen für Sie, Sie wissen, daß dieselben vom ersten Augenblicke an, wo Sie sich nach einer bedeutenden Reihe von Jahren an mich wendeten, antheilvoll und wohlwollend

gewesen sind, obgleich ich in der ganzen Zwischenzeit nichts von Ihnen wußte, und unsere Jugendbekanntschaft nur das Werk weniger Tage war. Dieser Ihnen, aus dem reinen Wunsche, wohlthätig und erheiternd auf Sie, Ihre Stimmung und Ihr Leben einzuwirken, gewidmete Antheil wird Ihnen bleiben, und Sie können sich versichert halten, daß er sich bei jedem kleinen und größern Vorfall Ihres Lebens aufs neue beweisen wird. Je mehr ich in mir selbst lebe, je mehr ich in dem Zustand bin, nichts von außen empfangen zu wollen, je freier ich mich in die Lage versetzt habe, ohne alle Rücksicht, jede Gemeinschaft, außer die mit meinen Kindern, zurückzuweisen, desto freier, reiner und forderungsloser ist auch mein Antheil an denen, von welchen ich weiß, daß sie ihn gütig aufnehmen und daß er ihnen Freude macht. Ich sehe und empfinde die Ereignisse des Lebens jetzt mehr in Andern, als in mir selbst, ich bin ruhig, und in Erinnerungen und Betrachtungen, wenn auch oft wehmüthig, dennoch heiter. Meine Freunde und Bekannten, die das wissen, lassen mich gewähren, und stören mich in diesem abgeschlossenen Kreise nicht; aber mein Antheil an ihnen und ihrem Schicksal ist gleich groß.

Ueber meine Gesundheit kann ich Ihnen nur Gutes sagen. Ich kann über keine Kränklichkeit, nur über die Schwächlichkeiten klagen, die Sie längst kennen. Sie rühmen, liebe Charlotte, meine feste Hand, und freuen sich darüber. Ihr Urtheil hierin ist auch mir darum um so wichtiger, als Sie die erste waren, die mich auf die Schwäche und das Zitterhafte meiner Hand aufmerksam machte. Ich wunderte mich damals darüber, wie einer, der etwas von sich erfährt, was er selbst nicht gewußt hat, ich bemerkte aber, daß Ihre Bemerkung ganz richtig war. Ich habe seit dem Winter etwas gebraucht, was das Zittern der

Glieder und die Schwäche der Hand heben soll. Gegen das erste hat es sichtbar geholfen, vielleicht auch gegen die letzte, doch glaube ich das eigentlich nicht. Was Ihnen den Eindruck gemacht, schreibe ich mehr der Methode zu, die ich angenommen habe, wie die Kinder, auf Linien zu schreiben, dies hält die Züge und die Hand mehr in Ordnung. Mein Arzt schließt aus der Wirkung der verordneten Mittel, daß die Ursache der Schwäche im Rückgrat liegt, und räth zum Gebrauch eines kräftigen Seebades. Ich werde also in diesem Sommer nicht Gastein, sondern Norderney gebrauchen. Sie wissen wohl, daß dies eine Insel ist, welche der Stadt Aurich in Ost-Friesland gegenüber liegt. Meine älteste Tochter wird mich begleiten, und ich werde eine Reise auf eines meiner Güter damit verbinden. Ihren nächsten Brief senden Sie nicht hierher, sondern unter der unten bemerkten Adresse. Ich wünsche, daß Sie es so einrichten, daß der Brief in der letzten Woche dieses Monats an seinem Bestimmungsort einträfe.

Vor den Krankheiten, die jetzt in Berlin herrschen, hegen Sie meinetwegen keine Sorge, so wenig als vor der sich uns nähernden Cholera. Ich habe gar keine gallichte Disposition. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie meine Billigung zu erfahren wünschen, ehe Sie einen festen Entschluß über Ihre Reise nach O. nehmen. Was könnte ich dagegen haben? Ich werde mich vielmehr sehr freuen, wenn der veränderte Aufenthalt Ihnen jetzt Erheiterung gewährt. Nur das bitte ich wohl zu bedenken, ob es Ihnen doch angenehm sein wird, auf einige Zeit aus Ihrer gewöhnlichen Einrichtung heraus zu gehen. Sie bewohnen ein hübsches Haus und haben einen angenehmen Garten, ich habe beides gesehen und erinnere mich dessen sehr wohl. Sie genießen auch in der Wohnlichkeit eine vollkommene Freiheit

und legen mit Recht Werth darauf. Selbſt bei der vertrauteſten Freundin iſt man doch weniger frei. Richten Sie ſich ganz danach, wie Sie das ſelbſt fühlen. In Ihrer übrigen Stimmung werden, das weiß ich gewiß, Vernunft und Religion Sie leiten; Worte eines Andern können auch nur durch ſie Kraft haben. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigſten Antheil der Ihrige. H.

Siebenundzwanzigster Brief.

Aschersleben, den 2. Juli 1831.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief und für die Pünktlichkeit, die Sie wieder bewiesen haben, Sie haben mir dadurch wahre Freude gemacht, und ohne sie hätte ich lange Nachrichten von Ihnen entbehren müssen, da ich nur anderthalb Tage mit dem Amtsrath M. zusammen blieb.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie Ihren Reiseplan aufgegeben haben, und kann das nur billigen. So lange man noch in seinen häuslichen Gewohnheiten ruhig ist, fühlt man in dieser wohl eine gewisse ermüdende Einförmigkeit, die auf eine Reise mit Vergnügen hinblicken läßt. Wenn aber der Zeitpunkt kommt sich loszureißen, so fühlt man alles Beschwerliche und Unerfreuliche, das nicht heimisch scheint, und lernt erst den Werth der gewöhnlichen Existenz in alle dem erkennen, was einen alle Tage umgiebt. Ich selbst habe mich diesmal höchst ungern zur Badekur entschlossen, und hätte es nicht gethan, wenn ich nicht glaubte, daß ohne die Kur die Schwächlichkeiten, an denen ich leide, und die doch meine freie Thätigkeit hemmen, zu sehr anwachsen könnten. Interesse finde ich an der Reise gar nicht. Einige Menschen in den Orten, durch die ich reise, sehe ich allerdings gern wieder, aber das wiegt doch die vielen andern Unbequemlichkeiten, und be-

ſonders den Zeitverluſt nicht auf. Zu dem allen kommt die Ungewißheit der Zeiten *).

Sie ſchreiben mir, daß Sie auch durch glückliche Ereigniſſe mehr vereinſamt ſind, und nennen mir die Verheirathung und Trennung von einigen jungen, töchterlich von Ihnen geliebten Freundinnen, die Sie nach den Verhältniſſen, worin dieſe waren und lebten, und nach denen, worein ſie kommen, nur glücklich preiſen können, weil Sie mit Grund hoffen, daß die neuen Verbindungen gelingen werden. So wunderbar geht das Leben, daß es Verbindungen mit Menſchen gleichen, und mehr oder minder ungleichen Alters ſtiftet und trennt, als wäre das Schickſal gleichgültig gegen die Empfindungen, die dadurch veranlaßt oder erregt werden. Es liegt aber etwas ſehr Wohlthätiges darin, daß dadurch eine Miſchung der Alter entſteht. Kein Menſch kann mit Recht ſagen, daß ſeine Generation ihn allein und einſam zurückgelaſſen habe, keinem ſtirbt die Reihe ſeiner Bekannten und Freunde ganz ab, und die Abgeſchiedenen werden durch neue, wenn auch freilich nie in gleichem Grade und gleicher Empfindung erſetzt. So hat ſich, liebe Charlotte, Ihr Kreis ſchon erneuert und wird ſich noch ferner erneuern. Ich weiß nicht, durch welche wunderbare Ideenverkettung mir dabei St. einfällt, den Sie in Göttingen kannten und ſehr werth hielten. Wiſſen Sie, daß er mit den Einkünften einer irländiſchen geiſtlichen Pfründe in London leben ſoll? Seine Stelle verwaltet, wie es dort Sitte iſt, ein Anderer. Ich meine auch gehört zu haben, daß er verheirathet iſt. Hörten Sie in neuerer Zeit von ihm?

*) In dieſer Zeit erſchien die gefürchtete Cholera in ganz Deutſchland, und ſetzte, wie es Jeder erfahren hat, alles in Furcht und Schrecken.

Sie reden in Ihrem Briefe über den Werth des Lebens, und äußern, daß ihn die geschwächten Kräfte des Alters noch mindern. Wenn man von dem Glückswerth des Lebens spricht, so gebe ich gern zu, daß man ihn nicht immer hoch anschlagen kann. Ich behaupte sogar, daß Alle, die ungefähr in meinem Alter sind, von der jetzigen Zeit wenig oder nichts Erfreuliches zu erwarten haben können, denn in allem, was das menschliche Leben äußerlich angeht, trüben sich die Aussichten, verwirren sich die Begriffe bis zu den verschiedensten Meinungen, und die Jahre, die ich noch zu leben habe, werden nicht hinreichen dies zu lösen. Ist es aber recht und erlaubt, den Werth des Lebens wie den eines andern Guts zu schätzen? Das Leben ist dem Menschen von Gott gegeben, um es auf eine ihm wohlgefällige, pflichtgemäße Weise anzuwenden und im Bewußtsein dieser Anwendung zu genießen. Es ist uns allerdings zum Glück gegeben. Dem Glück ist aber immer die Bedingung gestellt, daß man es zuerst, und wenn die mancherlei Tage Prüfungen mit sich führen, allein in der mit Selbstbeherrschung geübten Pflicht finde. Ich frage mich daher nie, welchen Werth das Leben noch für mich hat, ich suche es auszufüllen und überlasse das andere der Vorsehung. Die Schwächung, welche die Kräfte durch das Alter erfahren, kenne ich sehr wohl aus eigener Erfahrung, aber ich möchte darum nicht zurücknehmen, was ich Ihnen neulich schrieb, daß der Zweck des Lebens eigentlich der ist, zu der höchsten, dem innern Geistesgehalt des Individuums, von dem die Rede ist, den Umständen und der Lebensdauer angemessenen Erkenntnißkraft zu gedeihen. Es giebt allerdings Fälle, wo das Alter alle Geisteskräfte vernichtet. So war es mit Campe, der die letzten fünf Jahre seines Lebens hindurch blos vegetirte, und von dem

man kaum ſagen konnte, daß er wieder zum Kindesalter zurückgekehrt war. Ueber dieſe Fälle iſt nichts zu ſagen. Der Menſch hört in ihnen menſchlich auf zu ſein, ehe er phyſiſch ſtirbt. Sie ſind aber glücklicherweiſe ſelten. Die gewöhnlichen Altersſchwächen gehen mehr den Körper an, und im Geiſte bleibt die Kraft des Entſchluſſes, ſeine Schnelligkeit und Ausdauer, das Gedächtniß, die Lebendigkeit der Theilnahme an äußern Begebenheiten. Das in ſich gekehrte Denkvermögen und das Gemüth bleiben nicht nur in den meiſten Fällen ungeſchwächt, ſondern ſind reiner und minder getrübt durch Verblendung und Leidenſchaften. Gerade aber dieſe Kräfte ſind es, die am beſten und ſicherſten zu der oben erwähnten Reife der Erkenntniß führen. Sie wägen in den höhern Jahren, die keine Anſprüche mehr an Erfolge des Glücks und Veränderung der Lage machen, am richtigſten den wahren Werth der Dinge und Handlungen ab, und knüpfen das Ende des irdiſchen Daſeins an die Hoffnung eines höhern an; ſie läutern die Seele durch die ruhige und unpartheiiſche Prüfung deſſen, was in ihr im Leben vorgegangen iſt. Niemand muß glauben, mit dieſer ſtillen Selbſtbeſchäftigung ſchon fertig zu ſein. Je mehr und anhaltend man ſie vornimmt, deſto mehr entwickelt ſich neuer Stoff zu derſelben. Ich meine damit nicht ein unfruchtbares Brüten über ſich ſelbſt, man kann dabei tief mit ſeinen Gedanken in der Zeit und der Geſchichte leben, aber wenn man dies thut, was nicht nothwendig iſt, meine ich nicht das Ziehen jedes Gedankenſtoffes in den Kreis der Irdiſchkeit, ſondern in den höhern, dem der Menſch vorzugsweiſe in ſeinen ſpäteſten Jahren angehört. Denn dieſer zweifache Kreis iſt dem Menſchen ſichtbar angewieſen. In dem einen handelt er, iſt er geſchäftig, trägt er im Kleinſten und Größten zu den

Menſchenſchickſalen bei, davon aber ſieht er niemals das Ende, und darin iſt nicht er der Zweck. Er iſt nur ein Werkzeug, nur ein Glied der Kette, ſein Faden bricht oft im entſcheidendſten Moment ab, der des Ganzen läuft fort. In dem andern Kreiſe hat der Menſch das Irdiſche, nicht dem Erfolg, ſondern nur der Idee nach, die ſich daran knüpft, zum Zweck, und geht mit dieſem Streben über die Gränzen des Lebens hinaus. Dieſes Gebiet iſt nur dem Einzelnen, aber jedem Menſchen für ſich angewieſen. Die Naturen des Menſchengeſchlechts ſtören blos im Irdiſchen fort. Jeder Menſch dreht ſich, wenn er auf ſich achtet, immer in dieſen beiden Kreiſen herum, aber dem Alter iſt der höhere und edlere mehr eigen, und nicht ohne Grund befallen den Menſchen Altersſchwächen, er widmet ſich, dadurch gemildert und beruhigt, jenen höchſten Betrachtungen.

Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief am 20. Julius zur Poſt zu geben und nach Nordernei über Aurich zu adreſſiren. Ich habe dieſen Brief im Hauſe meines Pachters angefangen, und ſchließe ihn heute den 6. Juli in Zelle. Meine Reiſe iſt, wie es eine ſo unbedeutende Reiſe natürlich iſt, ohne alle Abenteuer geweſen. Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Achtundzwanzigster Brief.

Norderney, den 26. Juli 1831.

Es kommt mir ordentlich wunderbar vor, liebe Charlotte, nachdem ich Ihnen mehrere Sommer von den Gebirgen von Gastein aus geschrieben, es nun von den niedrigen Dünen und der flachen Küste der Nordsee zu thun. Es interessirt Sie aber wohl auch im Stande zu sein, sich einen Begriff von dem Seebade und meinen Umgebungen zu machen. Zuerst werden Sie, nach Ihrer Theilnahme an mir, von meinem Befinden zu hören wünschen. Bis jetzt kann ich Ihnen nur das Beste davon sagen, und da ich schon heute das vierzehnte Bad genommen, so hoffe ich, daß mein Befinden ferner gut bleiben wird, obgleich man freilich von Erfolg und Wirkung einer Badekur erst urtheilen kann, wenn sie beendet ist. Aber das Gefühl der allgemeinen Belebung und Erfrischung, die Freiheit des Kopfes und die Leichtigkeit in allen Gliedern, unmittelbar wenn man aus der See kommt, habe ich bis jetzt vollkommen. Das Uebrige und Wesentlichere hoffe ich um so mehr, als meine Forderungen an die Kur höchst mäßig sind. Ich bin vollkommen zufrieden, wenn das Uebel, um dessen willen der Arzt wollte, daß ich dies Bad nehmen sollte, im nächsten Jahre nicht zunimmt. Ich bin nicht so bethört und nicht so unbescheiden gegen das Schicksal, an eine wirkliche Heilung zu denken. In höhern Jahren muß man sich darauf gefaßt machen, gewisse Unbequemlichkeiten

in seine Existenz als unvermeidlich und unabänderlich aufzunehmen. Der menschliche Organismus und die im Laufe der Zeit natürliche Vergänglichkeit lassen das nicht anders zu, und die Unbequemlichkeiten, an denen ich leide, sind überdies, gegen die anderer Menschen gehalten, so leidlich, daß ich doppelt strafbar sein würde, dadurch ungeduldig gemacht zu werden.

Die Luft wird hier, selbst bei heiterm Sonnenschein, auch in diesem Monate unaufhörlich durch frische Seewinde abgekühlt, die das Meer bald nur lieblich kräuseln, bald in hohen Wellen bewegen. Dieser Anblick des Meeres ist für mich hier dasjenige, was dem Aufenthalte seinen eigenen Reiz giebt. Ich besuche den Strand gewöhnlich jeden Tag mehr als einmal außer dem Baden und oft auf Stunden. So einfach die Bewegung des Meeres scheint, so ewig anziehend bleibt es, ihr zuzusehen. Man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was einen gerade daran fesselt, aber die Empfindung ist darum nicht weniger wahr und dauernd. Viel trägt gewiß die Unermeßlichkeit der Erscheinung, der Gedanke des Zusammenhanges des einzelnen Meeres, an dessen Küste man steht, mit der ganzen, Welttheile aus einander haltenden Masse bei. Diese mahlt sich wirklich, kann man sagen, in jeder einzelnen Welle. Das Dunkle, Unergründliche der Tiefe thut auch das ihre hinzu, und nicht blos das der Tiefe, sondern auch das Unerklärliche, Unverständliche dieser wilden und unermeßlichen Massen der Luft und des Wassers, deren Bewegungen und Ruhe man weder in ihren Ursachen, noch in ihren Zwecken einsieht, und die doch wieder ewigen Gesetzen gehorchen und nicht die ihnen gezogenen Gränzen

überschreiten. Denn die bewegtesten Wellen des Meeres laufen in spielenden Halbkreisen schäumend auf dem flachen Lande aus. Schade ist es, daß man hier das Meer nirgends aus den Häusern, oder doch nur sehr unvollkommen aus Bodenkammern sieht. Die ganze Insel ist von Dünen, niedrigen Sandhügeln, umgeben, die man immer erst übersteigen muß, ehe man an das Ufer kommt. Auf diesen geht man dann aber auch, wenn es die Zeit der Ebbe ist, besser wie es sonst irgend auf dem Lande möglich ist. Der Boden ist fest wie eine Tenne, und doch elastischer und minder hart. Zwischen diesem in der Zeit der Fluth immer bespritzten Strande und den Dünen ist tiefer Sand, und wo diese Strecke sehr breit ist, da gleicht die Insel einer afrikanischen Wüste. Ein Bach ist nirgends, nur theils gegrabene, theils natürliche Brunnen süßen Wassers. Aber auch dies Wasser ist nicht sonderlich gut. In der Mitte, von den Dünen eingeschlossen, sind aber grüne Anger und Wiesen, auf denen Vieh weidet. Wirkliche hohe Bäume hat die Insel gar nicht, nur Gesträuch; höherm Wuchs widersetzen sich die Stürme, aber von diesem Gesträuch sind ganz hübsche Bosquets und einige gegen Sonne und Wind schützende Laubengänge angelegt. Es giebt auf der ganzen Insel nur ein, aber sehr ansehnliches Dorf. In diesem wohnen auch die Badegäste, in kleinen, aber sehr reinlichen Wohnungen. Die Einrichtung ist hier schon mehr holländisch und englisch. Was diesen Fischer- und Schifferhäusern, denn das sind die Bewohner größtentheils, von außen ein gefälliges Aeußere und innerlich Freundlichkeit und Licht giebt, ist, daß die Fenster sehr groß sind, hölzerne Kreuze und große, helle und gut gehaltene Glasscheiben haben, viel besser, als dies bei uns manchmal selbst in größern Städten der Fall ist. Ein Haus gehört der Bade-

anſtalt ſelbſt, in dieſem wohne ich, es iſt aber klein, und gewährt wenig Vorzüge gegen die Wohnungen bei den Dorfbewohnern. Die Badegeſellſchaft iſt ziemlich zahlreich, obgleich die Furcht vor der Cholera Viele abhält, in dieſem Jahr die Oſt- und ſelbſt die Nordſeebäder zu beſuchen. Für das Zuſammenkommen der Badegäſte giebt es ein eigenes Gebäude mit Verſammlungsſälen zum Speiſen und zu Abendgeſellſchaften. Ich eſſe aber in meiner Wohnung, und bin erſt einmal in jenem Saale geweſen. Doch giebt es einzelne Perſonen, die mich und die ich beſuche. Was den Aufenthalt in dieſem und in allen Seebädern in Vergleichung mit andern Bädern angenehmer macht, iſt der Umſtand, daß man hier nicht von ſo ſchweren Kranken und von ſo großen Krüppelhaftigkeiten hört und noch weniger ſieht. Gegen ſolche Uebel iſt das Seebad nicht geeignet, und da es auch immer, um Gebrauch davon machen zu können, noch gewiſſe Kräfte vorausſetzt, ſo können ſo ſehr kranke Perſonen es nicht benutzen. Ich ſehe nur einen Mann hier, der auf Krücken geht, und ſich, da der Weg zum Badeſtrande vom Dorfe nicht ganz nahe iſt, in einer Sänfte hintragen läßt. So können Sie ſich nach der ausführlichen Beſchreibung meines hieſigen Aufenthaltes ein anſchauliches Bild meines Lebens machen.

Ich habe noch keinen Brief von Ihnen erhalten, glaube aber gewiß, daß ich morgen, wo Poſttag für ankommende Briefe iſt, einen erhalten werde. Ich laſſe indeß den meinigen immer abgehen. Die Briefe bleiben hier ungewöhnlich lange aus. Ich bitte Sie mir am 5. Auguſt hierher, wie ich Ihnen neulich ſchrieb, über Aurich zu ſchreiben. Mit der herzlichſten Theilnahme Ihr H.

Neunundzwanzigster Brief.

Tegel, den 1. Januar 1832.

Ich habe endlich, liebe Charlotte, durch Ihren Brief vom 16. December Nachricht von Ihnen erhalten. Da ich sie früher erwartete, so viel mir das Ausbleiben sehr auf. Besorgt war ich aber nicht, ich vermuthete eine zufällige Abhaltung, aber gewiß nicht die, daß Sie meinen Worten eine solche Deutung geben würden. Es ist wirklich eine ganz ungegründete Scheu, die Sie wünschen läßt, daß ich Ihnen immer den Tag bestimme, an dem Sie Ihren Brief absenden. An jedem Tage machen mir Ihre Briefe Freude.

Ich bin fortdauernd sehr wohl, und kann auch weniger über Schwächlichkeit klagen als sonst. Das Seebad hat mir offenbar wohlgethan, nur mit dem Schreiben geht es gleich langsam und schlecht, und die Stumpfheit der Augen nimmt doch zu. — —

Sie freuen sich, daß ich mich wieder heiter dem Leben zuwende, und da Sie liebevollen Antheil an mir nehmen, so können Sie sich allerdings meiner größern Kräftigkeit freuen. Mit dem heitern Zuwenden zum Leben aber ist es eine eigene Sache. Es ist wahr und nicht wahr zugleich. Ich hatte mich niemals vom Leben abgewendet, dies zu thun ist ganz gegen meine Gesinnung, so lange man lebt, muß man das Leben erhalten, sich ihm nicht entfremden, sondern darein eingreifen, wie es die Kräfte und die Gelegenheit erlauben. Das Leben ist eine Pflicht, die man

erfüllen muß; man ist allerdings in der Welt, um glücklich zu sein, aber der Gutgesinnte findet sein höchstes Glück in der Pflichterfüllung, und der Weise trauert nicht, wenn ihm auch kein anderes wird, als was er sich selbst zu schaffen im Stande ist. In einem andern Sinne aber dem Leben zugewendet habe ich mich nicht. Die Aenderung, die das Gefühl größerer Kräftigkeit in mir hervorgebracht hat, ist die, daß es mich gewöhnt hat, da ich das Vermögen in mir dazu besitze, ohne allerlei zu vollenden, was ich im Sinn habe, eingedenk der Ungewißheit der mir dazu übrig bleibenden Zeit. Die Folge ist also gewesen, daß ich noch haushälterischer mit meiner Zeit umgehe, und mich seit meiner Rückkehr von Nordernei noch einsamer zurückgezogen habe, mich noch anhaltender mit mir selbst beschäftige, und mir alles andere noch gleichgültiger in Beziehung auf mich ist. Die Heiterkeit am gegenwärtigen Augenblicke kann mir nicht wieder werden, seitdem meinem Leben etwas fehlt, für das es keinen Ersatz giebt, aber die Beschäftigung mit der Vergangenheit giebt mir eine sich immer gleich klare und ruhige Heiterkeit. Das Leben recht eigentlich in seinen guten und bittern Momenten durchzuempfinden, und das Tiefste und Eigenste, was die Brust in sich schließt, seinen äußern Einwirkungen entgegen zu stellen, nannte ich oben eine Pflicht, und sie ist es gewiß, aber es wäre auch widersinnig, es nicht zu thun. Das Dasein des Menschen dauert gewiß über das Grab hinaus, und hängt natürlich zusammen in seinen verschiedenen Epochen und Perioden. Es kommt also darauf an, die Gegenwart zu ergreifen und zu benutzen, um der Zukunft würdiger zuzureifen. Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherm und Besserm, man muß hier die Kraft gewinnen, das Ueberirdische zu fassen. Denn auch

die himmliſche Seligkeit kann eine bloße Gabe ſein und kein bloßes Geſchenk, ſie muß immer auf gewiſſe Weiſe gewonnen werden, und es gehört eine wohl erprüfte Seelenſtimmung dazu, um ihrer durch den Genuß theilhaftig zu werden.

Es hat mich ſehr geſchmerzt, aus Ihrem Briefe zu erſehen, daß neue Trauerfälle Ihnen das Ende des Jahres trüben, es hat mir um ſo mehr leid gethan, da Sie eben auf dem Wege waren, größere Heiterkeit zu gewinnen. Die Schickſale des Lebens gehen ihren Gang, ſcheinbar fühllos, fort. Ich habe in dieſem Jahre drei ſehr langjährige Freunde, einen der älter als ich war, und zwei jüngere verloren. Aber die Gewöhnlichkeit und Natürlichkeit dieſer Fälle mildert den Schmerz nicht und wehrt nicht der Trauer. Die beklommene Bruſt fragt ſich immer, warum, da ſo Viele länger leben, der Dahingegangene gerade vorangehen mußte. Was Sie von Ihrer erſten Erzieherin ſagen, hat mich ſehr gefreut und gerührt *). Jedes gutgeſinnte Gemüth, geſchweige denn zart und edel fühlende, bewahrt durch das ganze Leben willig gezollte Dankbarkeit für die Pfleger der Kindheit. Schon im Alterthum iſt das wahr und ſchön beſchrieben. Die Behandlung der Kindheit fordert Geduld, Liebe und Hingebung, und dieſe Jahre hindurch ihr gewidmet zu ſehen, berührt, wie auch übrigens der Menſch ſein mag, die weichſten und zarteſten Saiten des Buſens. Dies Gefühl iſt im Ganzen ſich immer gleich, der Unterſchied beruht vorzüglich auf der Innigkeit des Empfindenden. Der Maßſtab der Dankbarkeit iſt aber der Grad der Liebe, den

*) Sie war es, die ich betrauerte. Wie wenig Intereſſe die Sache an ſich auch hatte, ſo troſtreich war alles, was aus der edlen Feder floß.

der, an den ſie knüpft, in das Geſchäft legte. Viele, die bei Kindern ſind, thun ihre Pflicht, aber das Herz iſt nicht dabei, das merkt das Kind gleich. Ich fühle recht, daß es das war, was Sie in der Verlornen ſchätzten. Möge das neue Jahr Ihnen Heiterkeit und Freude bringen, Sie vor Verluſten in dem ſchon engen Kreiſe bewahren und über Ihre Stimmung, wie ernſt ſie auch manchmal ſein möge, immer das freundliche Licht ausgießen, in dem man, wenn man auch das Leben nur als einen Weg zum Höheren anſieht, ſich doch noch auch am Anblick des Weges erfreuet. Erhalten Sie mir auch Ihre liebevolle Anhänglichkeit, wie Ihnen meine unveränderliche und herzlichſte Theilnahme immer gewidmet bleibt. Seien Sie auch nicht beſorgt um mich, ich bin gerade ſo glücklich, wie ich jetzt lebe, und kann es nur ſo ſein. Wenn mir die Einſamkeit und mein täglicher ſtiller Spaziergang bleibt, kann mir in den Aeußerlichkeiten des Lebens viel Unglück begegnen, ohne daß es mein Inneres berührt.

Leben Sie wohl! Der Ihrige. H.

Dreißigſter Brief.

Tegel, den 2. Februar 1832.

Der heitre Ton Ihres lieben Briefes vom 12. Januar hat mir die größte Freude gemacht, und ich danke Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich und aufrichtig dafür. Ich habe dieſen Brief ſchon lange bekommen, aber keinen zweiten, von dem Sie doch in dieſem reden. Sie wollten ihn acht Tage ſpäter ſchreiben, wäre das geſchehen, ſo müßte der Brief längſt in meinen Händen ſein.

Ich nehme immer den lebhafteſten und aufrichtigſten Theil an Ihnen, Ihrem Befinden und Ihrer Gemüthsſtimmung, und ſo wäre mir die größere Heiterkeit, die aus Ihrem Briefe hervorleuchtet, immer noch ein Gegenſtand großer, inniger Freude geweſen. Noch erfreulicher aber iſt es, daß Sie dieſe größere Ruhe, dieſe freudigere Erhebung des Gemüths, welche Sie in ſich wahrnehmen, dem Einfluß, den ich auf Sie ausübe, und den Eindrücken meiner Briefe zuſchreiben. Es ſoll mir unendlich lieb ſein, wenn ſie eine ſolche Kraft beſitzen. Wenn dem ſo iſt, wie ich denn gewiß glaube, und ſicherlich keinen Zweifel in Ihre Worte ſetze, ſo entſpringt es aus dem Gefühl und der Zuverſicht, die Sie haben, und die Ihnen die einfache Natürlichkeit meiner Worte einflößen muß, daß, was ich ſage, unmittelbar aus meinem Herzen kommt. In etwas andrem kann es nicht liegen. Es geht überhaupt mit allem Zuſpruch in Belehrung, Tröſtung und Ermahnung ſo. Das

Belehrende, Tröstende, Ermahnende, wenn es erfolgreich ist, und dem in das Gemüth und die Seele dringt, an welchen es gerichtet ist, liegt nur zum kleinsten Theil in den dargestellten Gründen selbst. Vielmehr schon ruht die Wirkung in dem Ton und dem begleitenden Ausdruck, weil dieser der Persönlichkeit angehört. Denn eigentlich kommt alles auf diese an, das ganze Gewicht, was ein Mensch bei einem Andern hat, theilt sich demjenigen was er sagt mit, und dasselbe im Munde eines Andern hat nicht die gleiche Wirkung. Sie müssen es also den Gesinnungen zuschreiben, die Sie für mich so liebevoll hegen, wenn meine Worte vorzugsweise Eindruck auf Ihr Gemüth machen. Es freut mich aber ungemein, wenn Sie sagen, daß ich Ihnen in Trost und Ermuthigung gerade das zubringe, was Ihrer Stimmung angemessen ist. Ein natürlicher Hang hat mich schon sehr früh im Leben auf das Streben geleitet, in jeden Charakter und in jede Individualität so tief einzugehen, als möglich war, um mich möglichst in ihre Denkungs-, Empfindungs- und Handlungsweise zu versetzen, und was Sie mir sagen, ist mir ein neuer Beweis, daß mir mein Bestreben nicht ganz mißlungen ist. Es ist aber nicht genug, die Ansichten der Menschen zu kennen, man muß auch zu bestimmen verstehen, wie sie sich zu denen verhalten, die man als die unbedingt richtigen, hohen und von allen den einzelnen Individualitäten immer anklebenden Einseitigkeiten freien anzusehen hat, und danach die Richtung des Individuums lenken. Auf diesem Wege muß man dahin gelangen, jedem Einzelnen nicht blos verständlich zu werden, sondern ihn auch auf diejenige Weise zu berühren, welche gerade für seine Empfindungsart die passendste und angemessenste ist. Man braucht aber bei diesem Gange nie seine eigene Natur weder aufzugeben, noch zu verleugnen, auch nicht die

fremde unbedingt für die einzig beifallswürdige anzusehen. Da man immer von dem Punkte ausgeht, und wieder dahin zurückkommt, wo sich alle Individualitäten ausgleichen und vereinigen, so fallen die schneidenden Kontraste von selbst weg, und es bleibt nur das mit einander Verträgliche übrig. Es ist wirklich das Wichtigste, was das Leben darbietet, sich nicht in sich zu verschließen, sondern auch ganz verschiedenen Empfindungsweisen so nahe als möglich zu treten. Nur auf diese Art würdigt und beurtheilt man die Menschen auf ihre und nicht auf seine eigene, einseitige Weise. Es beruht auf dieser Manier zu sein, daß man Respekt für die abweichende des Andern behält und seiner innern Freiheit niemals Gewalt anzuthun versucht. Es giebt außerdem nichts, was zugleich den Geist und das Herz so anziehend beschäftigt, als das genaue Studium der Charaktere in allen ihren kleinsten Einzelheiten. Es schadet sogar wenig, wenn diese Charaktere auch nicht gerade sehr ausgezeichnete oder sehr merkwürdige sind. Es ist immer eine Natur, die einen innern Zusammenhang zu ergründen darbietet, und an die ein Maßstab der Beurtheilung angelegt werden kann. Vor allem aber gewährt einem diese Richtung den Vorzug, die Fähigkeit zu gewinnen, den Menschen, mit denen man in Verbindung steht, innerlich in aller Rücksicht mehr sein zu können.

Was Sie mir von den Aeußerungen einiger Menschen über Todesfälle schreiben, habe ich sehr merkwürdig gefunden. Die Betrachtung, daß dem Verstorbenen wohl ist, wird sehr oft nur als ein Vorwand vorgebracht, seine eigene Gleichgültigkeit zu beschönigen. So wahr auch übrigens der Satz gewiß ist, so läßt er sich nicht einmal immer anwenden. Auch der Verstorbene ist oft zu beklagen, daß er so früh oder gerade in dem Augenblicke, wo er

ſtarb, hinweggeriſſen wurde. Eine junge Perſon hätte gern länger gelebt; eine Mutter wäre gern bei ihren Kindern geblieben, und hundert Fälle der Art. Für den Zuſtand jenſeits giebt es kein zu früh oder zu ſpät, die Spanne des Erdenlebens kann dagegen gar nicht in Betrachtung kommen. Die Wehmuth, die das Herz bei Todesfällen geliebter oder geſchätzter Perſonen erfüllt, iſt eine Empfindung, die mit vielen im Gemüth zugleich zuſammenhängt. Es iſt wohl der Zurückbleibende, der ſich ſelbſt beklagt, aber es iſt weit mehr noch, als dies, immer mehr oder weniger auf ſich ſelbſt und ſein Glück bezogene Empfindung. Wenn der Todte ein ſehr vorzüglicher Menſch war, ſo betrauert man gleichſam die Natur, daß ſie einen ſolchen Menſchen verlor. Alles um uns her gewinnt eine andere und ſchwermüthige Farbe, durch den Gedanken, daß der nicht mehr iſt, der für uns Allem Licht, Leben und Reiz gab, es iſt nicht mehr das einzelne Gefühl, daß uns der Dahingegangene ſo und ſo glücklich machte, daß wir dieſe und jene Freude aus ihm ſchöpften, es iſt die Umwandlung, die unſer ganzes Weſen erfahren hat, ſeit es den Weg des Lebens allein verfolgen muß. Für ein tiefer empfindendes Herz liegt auch darin ein höchſt wehmüthiges Gefühl, daß das Schickſal ſo enge Bande zerreißen konnte, daß die innere Verſchwiſterung der Gemüther nicht den Uebrigbleibenden von ſelbſt dem Vorangegangenen nachführte. Ich begreife, daß dies Gefühl nur in Wenigen ſo lebendig ſein, nur auf wenige Fälle paſſen könne. Aber auch ganz einfache Fälle, ſelbſt unbedeutende, nur harmloſe und gute Menſchen, wenn ſie auch kaum eine Lücke in der Reihe der Zurückgebliebenen zu machen ſcheinen, erregen doch immer Wehmuth und Schmerz, die in einem irgend fühlenden Gemüth nicht ſo leicht und nicht ſo bald verklingen. Das Leben hat ſeine

unverkennbaren Rechte, und es giebt nichts Natürliches als den Wunſch, wo möglich mit Allen, die man liebt und ſchätzt, zuſammen darin zu bleiben, und den Schmerz, den nie endenden, wenn dies Band zerriſſen wird. Die zu große Ruhe bei dem Hinſcheiden geliebter Perſonen, wenn ſie auch nicht aus Gefühlloſigkeit, ſondern aus chriſtlicher Ergebung entſpringt, ja die unnatürliche Freude, daß ſie ins Himmelreich eingegangen ſind, zeigen immer von einem überſpannt frömmelnden Gemüth, und ich habe niemals damit ſympathiſiren können.

Die guten Nachrichten von Ihrer geſtärkten Geſundheit haben mir lebhafte Freude gemacht. Suchen Sie nur ja ſich recht viel Bewegung zu machen. Dieſer ſo ungewöhnlich gelinde Winter ladet doppelt dazu ein. Ich erinnere mich ſeit Jahren keines ähnlichen. Es iſt wenigſtens hier gar kein Schnee mehr. Wunderbar aber iſt es, daß der See, der mehr als eine Meile im Umkreiſe hat, und in dem ich blos fünf Inſeln beſitze, noch immer feſt zugefroren iſt. Die nächſte Stadt von hier iſt Spandau, die gerade an der gegenüberſtehenden Seite des Sees liegt. Nun kommen alle Tage eine Menge Schrittſchuhläufer von dort zum Vergnügen hierher, auch Frauensperſonen in Handſchlitten, die von Schrittſchuhläufern geſtoßen werden. Dies geſchieht alle Jahre, aber faſt in jedem Jahre verunglückt auch einer bei ſolcher Poſtreiſe. Sie ſetzen nämlich dieſe Ueberfahrten zu lange, wenn auch ſchon Thauwetter iſt, fort, und kommen dann auf ſchwache, einbrechende Stellen. Dieſe Beiſpiele vermögen aber die Andern nicht abzuſchrecken.

Mein Befinden iſt ſehr gut, ich habe kaum einmal einen Schnupfen in dieſem Winter gehabt, aber ich mache mir viel Bewegung, und das thut mir immer ungemein wohl.

Ich bin im Schreiben dieſes Briefes geſtört worden, und endige ihn erſt heute, den 6. Februar. Leben Sie herzlich wohl, mit inniger Theilnahme und Freundſchaft der Ihrige. H.

Einunddreißigster Brief.

Tegel, den 7. Mai 1832.

Ich habe zwei liebe Briefe von Ihnen zur Beantwortung vor mir und fange in meiner Erwiederung zuerst mit dem an, womit Sie enden, mit dem Duell. Ich habe die erste Nachricht davon durch Sie erfahren, da ich Zeitungen sehr unordentlich und oft in vier und sechs Wochen gar keine lese. Das wird Ihnen unglaublich scheinen. Aber die sogenannten großen Begebenheiten bieten seit Jahren so wenig dar, woran sich das Gemüth innerlich interessiren könnte, daß mir sehr wenig daran liegt, sie früher oder später oder auch gar nicht zu erfahren. In solche Periode des Nichtslesens war jene unselige Geschichte gefallen. Ich habe bis jetzt nicht erfahren können, ob es der St. war, an dem Sie Theil nahmen, und der hier war. Man vermuthet es aber, da er solchen Zufällen nicht aus dem Wege ging, vielmehr sich wenig in Acht nahm, sie selbst herbei zu führen, ich werde Ihnen aber sichere Auskunft darüber verschaffen. Ich habe ihn kaum gekannt, er war aber hier, trotz mancher Sonderbarkeiten, geliebt, und auch jetzt höre ich, daß die selbst noch ungewisse Nachricht viel Theilnahme erweckt.

Mit den Duellen ist es übrigens eine eigene Sache. Viele, und deren mag St. allerdings mehrere gehabt haben, sind freilich bloße Jugendthorheiten. Allein mit andern verhält es sich doch anders. Sie sind ein nothwendiges

Uebel, und in ihnen selbst liegt eine edle Art einen einmal unheilbaren Zwiespalt zu lösen und abzumachen. Im Volke ziehen sich Feindschaften mit Erbitterung und Rachsucht Jahre lang hin. Der Zweikampf, der nicht immer lebensgefährlich ist, und oft ganz unblutig abgeht, führt schnell die Versöhnung herbei und endet allen Groll.

Sie haben, liebe Charlotte, sehr lange der Sterne nicht erwähnt, aber gewiß versäumen Sie solche nicht. Ich habe sie nie schöner als dies Jahr gesehen. Die Gegend um den Orion ist bezaubernd. Ich habe an zwei schönen Abenden meinen Spaziergang bis zur recht späten Sternenzeit verlängert und einen großen Genuß gehabt. Von jeher habe ich meine Spaziergänge gern so eingerichtet, daß der Sonnenuntergang die größere Hälfte desselben beschließt. Es hat etwas so Liebliches, die Dämmerung nach und nach untergehen zu sehen. Die Nacht hat überhaupt manche Vorzüge vor dem Tage. Eine stürmische ist erhabener, und eine sanfte und stille zieht das Gemüth ernster und tiefer an. Die kleinern Sterne entgehen nur jetzt meinen Augen, und man gewinnt doch nur dann eine richtige Ansicht der Sternbilder, wenn man auch die kleinern Sterne darin aufsuchen kann. Vormittags ists eigentlich wärmer und in gewisser Art, besonders im Winter, besser zu gehen. Ich thue es aber nie, oder höchstens wenn mich jemand, was ich aber gar nicht liebe, um die Tageszeit besucht. Ueberhaupt ist es eine große Rettung vor langweiligen Besuchen auf dem Lande, den Schauplatz ins Freie zu verlegen. Die langweiligen Töne verhallen leichter in der weiten Luft, und man hat mehr Zerstreuung um sich her, indem man ihnen ein halbes Ohr leihet.

Die Betrachtungen, welche Ihr Brief vom 1. Februar über das verflossene Jahr und die Resultate enthält, die

es auf Sie gehabt, haben mich ſehr intereſſirt und gefreut; ich wünſche, daß Sie darauf zurückkommen, und würde es Ihnen Dank wiſſen. Haben Sie aber Gründe, nicht näher darauf einzugehen, ſo laſſen Sie meine Frage unerwähnt; ich will Ihnen keine Geſtändniſſe abdringen, die Ihnen unangenehme Empfindungen erregen. Den ernſten Blick in ſein Inneres bedarf jeder, er muß dem Entſchluß des Handelns vorausgehen und ihn läutern, auch hat man über keinen Gegenſtand alle Momente zur Beurtheilung ſo vollſtändig und richtig beiſammen, da man nur in den eigenen Buſen hinab zu ſteigen braucht. Zwar kann auch das täuſchen, man beſchönigt die Schwächen, oder vergrößert aus einer andern Verirrung der Eitelkeit die Schuld ſeiner Fehler, denn allerdings findet die Beurtheilung dadurch Schwierigkeit, daß der Gegenſtand der Beurtheilung das eigene Ich iſt. Wenn man aber mit ſchlichter Einfachheit des Herzens und in der reinen und ungeheuchelten Abſicht die Prüfung unternimmt, um vor ſich und ſeinem Gewiſſen gerechtfertigt dazuſtehen, ſo hat man von jener Gefahr nichts zu fürchten. Und ein lebendiges Bild ſeines Innern muß ſich jeder immer machen. Es iſt gewiſſermaßen der Punkt, auf den ſich alles andere bezieht. Man muß bei dieſer Selbſterforſchung nicht ſtreng nur bei demjenigen ſtehen bleiben, was Pflicht und Moral angeht, ſondern ſein inneres Weſen in ſeinem ganzen Umfange und von allen Seiten nehmen. Wirklich iſt es ein viel zu beſchränkter Begriff, wenn man ſich ſelbſt gleichſam vor Gericht ziehen und nach Schuld und Unſchuld fragen will. Die ganze Veredlung des Weſens, die möglichſte Erhebung der Geſinnung, die größte Erweiterung der innern Beſtrebungen iſt eben ſowohl die Aufgabe, die der Menſch zu löſen hat, als die Reinheit ſeiner Handlungen. Es

giebt auch im Sittlichen Dinge, die ſich nicht blos unter den Maßſtab des Pflichtmäßigen und Pflichtwidrigen bringen laſſen, ſondern einen höhern fordern. Es giebt eine ſittliche Schönheit, die ſo wie die körperliche der Geſichtszüge, eine Verſchmelzung aller Geſinnungen und Gefühle, einen freiwilligen Zuſammenhang derſelben zu geiſtiger Einheit erheiſcht, die ſichtbar zeigt, daß alles Einzelne darin aus Einem aus der innerſten Natur ſtammenden Streben nach himmliſcher Vollendung quillt, und daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorſchwebt, das ſie zwar niemals erreichen kann, aber von da immer zur Nacheiferung begeiſtert, zum Uebergang in höheres Daſein würdig wird. Auch die Entwickelung der intellektuellen Fähigkeiten bis zu einem gewiſſen Grade gehört zu der allgemeinen Veredlung. Aber ich bin ganz Ihrer Meinung, daß dazu nicht gerade vieles Wiſſen und Bücherbildung gehört. Das aber iſt wirklich Pflicht und iſt auch dem natürlichen Streben jedes nicht blos an der irdiſchen Welt, ihrem Gewirre und Tand hängenden Menſchen eigen, in den Kreis von Begriffen, den er beſitzt, Klarheit, Beſtimmtheit und Deutlichkeit zu bringen, und nichts darin zu dulden, was nicht auf dieſe Weiſe begründet iſt. Das kann man wohl das Denken des Menſchen nennen. Dazu iſt das Wiſſen nur das Material. Es hat keinen abſoluten Werth in ſich, ſondern nur einen relativen in Beziehung auf das Denken. Der Menſch ſollte nicht anders lernen, als um ſein Denken zu erweitern und zu üben, und Denken und Wiſſen ſollten immer gleichen Schritt halten. Das Wiſſen bleibt ſonſt todt und unfruchtbar. In Männern findet ſich das ſehr oft, ja man möchte es als die Regel anſehen. Es fällt aber weniger auf, weil ſchon ihr Wiſſen gewöhnlich zu andern äußern Zwecken und Nutzen wenigſtens

eine Anwendung findet. Aber ich habe es auch bei Frauen gefunden, und da erregt das Mißverhältniß des Denkens zum Wiſſen ein viel größeres Mißbehagen. Ich kenne, von meiner früheſten Jugend an und vor der Univerſität, eine Frau dieſer Art, der ich durch alle Perioden ihres Lebens gefolgt bin. Sie kennt ſehr gründlich die alten und die meiſten neuern Sprachen, iſt frei von aller Eitelkeit und Affektation, verſäumt nie über den Büchern eine häusliche Obliegenheit, hat aber durch ihr Wiſſen nichts an Intereſſe gewonnen. Wenn ſie gleich die erſten und ſchwerſten Schriftſteller aller Nationen geleſen hat, ſchreibt ſie darum doch keinen Brief, der einem ſonderlich zuſagen könnte. Sie bemerken ganz recht in dieſer Beziehung, daß Chriſtus ſeine Jünger aus der Zahl ungebildeter und unwiſſender Menſchen wählte. Es hing aber auch mit den Zwecken und der Natur der Religion, die er ſtiften wollte, zuſammen, und in dem Volke, in dem er auftrat, gab es in jener Zeit kein anderes Wiſſen als ein todtes und mißverſtandenes. Es gab nur Schriftgelehrte, welche das Auslegen der heiligen Bücher auf eine ſpitzfindig-hochmüthige Weiſe mit Bedrückung und Verachtung des Volks trieben.

Erhalten Sie Ihre Geſundheit und heitre Gemüthsſtimmung. Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige.

H.

Zweiunddreißigster Brief.

Tegel, den 5. Mai 1832.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren ausführlichen Brief empfangen, und danke Ihnen innig dafür. Sie werden unzufrieden sein, daß ich ihn so spät beantworte, da Sie meines tröstenden Zuspruchs bedürftig und leidend waren, und mich um baldige Antwort baten. Es war auch mein fester Vorsatz Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich wollte Ihnen aber eigenhändig schreiben, und mit eigenhändigen Briefen hänge ich jetzt gar sehr von Zeit und Umständen ab. Bei der Langsamkeit, womit ich schreibe, mache ich in einer Stunde nicht viel, und wenn ich nicht einen vollen freien Nachmittag vor mir habe, fange ich keinen Brief an, und in einem Nachmittag endige ich keinen, der es werth ist, eigenhändig geschrieben zu werden.

Diese Abhängigkeit von Andern, gerade in demjenigen, worin die Freiheit am wünschenswürdigsten, ja selbst am nothwendigsten ist, im Schreiben, gehört zu den unangenehmsten und störendsten Folgen kränklicher Schwäche. Denn es gehört doch mehr der Kränklichkeit als dem Alter an. Ich bin auch vernünftig genug, darin keine wahre Besserung weder von selbst, noch von Mitteln zu erwarten. Ich bin sehr zufrieden, wenn die Verhinderung nicht zunimmt und nicht lästiger wird. Eben so mit den Augen. Die meisten Leute machen sich selbst blos durch übertriebene Forderungen an das Schicksal unzufrieden. Bei den

Klagen, daß sie etwas aufgeben müssen, was sie früher genossen, vergessen sie innerlich dafür dankbar zu sein, daß sie es bis dahin ungestört genossen.

Es hat mir sehr leid gethan, liebe Charlotte, daß Sie eine so schmerzlich unruhige Zeit bei sich verlebt haben, und daß Sie Augenzeuge eines so schmerzhaften Krankenlagers sein mußten, das doch endlich zum Tode führte *).

Gleich lebhaften Antheil habe ich an Ihrem eigenen, durch die Gemüthsbewegungen und Anstrengung erfolgten Uebelbefinden genommen, und freue mich, daß Sie mir beim Schluß Ihres Briefes und beim Anfang desselben sagen, daß Sie sich wieder ziemlich hergestellt fühlen.

Was Sie mir vom sanften und heitern Ansehen im Tode, selbst nach einem so schweren Todeskampf sagen, bemerkt man wohl bei allen Todten. Bei einigen geht es wie ins Verklärte über. Es mag auch Fälle des Gegentheils geben, wo der Ausdruck der Leidenschaft oder gräßlicher Leiden auch im Tode nicht erlischt, und auf den Schlachtfeldern 1813 und 1815 habe ich wohl dergleichen, aber auch viele Gefallene voll edler Ruhe in den Zügen gesehen. Diese Verschönerung im Tode, denn so kann man es wohl nennen, ist ein Vorrecht des Menschen. In den Thieren findet sich das Gegentheil; das schönste,

---

*) Hier folgt die Leidens- und Krankengeschichte eines armen Kindes, die nur deswegen erwähnt werden kann und darf, da sie Veranlassung ist, daß sich so tröstliche Ideen daran knüpfen.

muthigſte, edelſte Pferd ſieht auf dem Schlachtfelde häßlich und widerwärtig aus.

Der Grund liegt doch wohl in dem Eindruck, den die Seele auf die Züge des Geſichts macht. Dieſer Eindruck, wenn die Gemüthsart ſonſt unverdorben war, iſt in ſich nun natürlich ruhig, ſittlich rein, und ſelbſt bei Perſonen von geringen Geiſtesgaben bis auf einen gewiſſen Punkt edel. Im Leben wird er durch die augenblicklichen Erregungen des Gemüths, durch die Umſtände immer mehr oder weniger aus dem Gleichgewicht gebracht. In dem Leiden einer Krankheit iſt das doppelt der Fall. Mit dem Tode weicht nun jener augenblickliche Einfluß auf die Züge, der urſprüngliche, durch das ganze Gemüth bewirkte aber bleibt und erhält ſich, ſo lange die körperliche Geſtalt der Theile nicht zerfällt, auch ohne die fortdauernde Anweſenheit des Gemüths gleich einem eingeprägten Bilde. In dieſem muß dann natürlich eine vollkommene Ruhe liegen, da das bewegliche Leben in den ewigen Schlummer eingewiegt iſt. Vielleicht hat aber auch die Erſcheinung einen ſchönern und höhern Grund. Wir ſehen — und können nicht anders — den Tod als ein Scheiden der Seele, eine Befreiung derſelben von den Banden des Körpers an. Wir wiſſen aber durchaus nicht, was aus der fliehenden wird. Vielleicht ändert ſie ſchon im Augenblicke, wo ſie den Körper verläßt, ihre irdiſche Natur und wirft nun einen ſcheidenden Strahl auf die Zurückbleibenden, deſſen Licht wir in den immer den Seeleneindrücken folgſamen Geſichtszügen erblicken. Alles in dieſen letzten Momenten iſt wunderbar und unbegreiflich, und wenn wir uns auch ſelbſt darin befinden werden, werden wir doch auch mit der größten Beſonnenheit nichts mehr davon wiſſen und erfahren, denn gewiß endigt ſich zunächſt nur das Leben in völliger

Bewußtloſigkeit. Die Natur wirft einen dichten Schleier über ihre Verwandlungen.

Ich bekomme ſo eben Ihren am erſten Oſtertag angefangenen und am erſten Mai abgegangenen Brief. Mit großer Freude ſehe ich daraus, daß Sie ſich wenigſtens frei von Krankheit fühlen. Die Kräfte werden ja auch wieder kommen.

Daß Sie das gute, arme Mädchen, das bei Ihnen herangewachſen und ganz Ihrer Sorge hingegeben war, überall vermiſſen, begreife ich ganz. Sie müſſen doch aber ſuchen, ſie bald zu erſetzen. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, kein Menſch iſt unerſetzbar in Geſchäften, und das iſt ein ſehr edler und menſchenfreundlicher Glaube. Man betrauert nun einen Geſtorbenen nicht, weil man durch ihn etwas Aeußeres verliert, ſondern blos um ſein ſelbſt, um ſeines Innern willen. Denn Treue, Liebe, Anhänglichkeit, das ſind die wahrhaft unerſetzlichen Dinge, die man durch den Tod wirklich verliert und betrauert.

Suchen Sie ſich zu ſtärken und Ihren Geiſt zu erheitern, und ſeien Sie meiner herzlichſten und aufrichtigſten Freundſchaft gewiß. H.

Daß Sie im Gemüthe ſich wieder geſtärkt fühlen, iſt mir eine große Freude, und noch mehr, daß Sie mir einigen Antheil daran zuſchreiben. Ich habe bei unſerm Briefwechſel nie eine Abſicht für mich gehabt, und habe daher alles, was unter uns zur Sprache kam, immer mit völligſter Unpartheilichkeit in Betrachtung ziehen können. Dann glaube ich aber auch viel mehr, als die meiſten andern mir an Talent ſonſt überlegenen Männer, das was ſich auf den Zuſammenhang der Geſinnungen und Empfindungen

im Menſchen bezieht, ſtudirt und erforſcht zu haben. Ich habe von jeher viel an mir ſelbſt gearbeitet, und weiß alſo was im Herzen vorgeht und vorgehen kann. Ich habe es von jeher an mir ſelbſt nicht leiden können, in meinem innern Daſein etwas anderes als mich ſelbſt zu brauchen. Darum kenne ich, was Kraft und Haltung zu geben vermag. So begreife ich, was Sie, liebe Charlotte, obgleich Sie es viel zu hoch ſtellen, von meinen Briefen ſagen und rühmen. Es kommt nur von den zwei Umſtänden her, daß es auf der einen Seite klar und beſtimmt gedacht, und auf der andern durch die innere Erfahrung bewährt iſt.

Sie bemerkten in einem frühern Briefe, daß Ihnen der Stolz im Leben viel zu thun gemacht habe. Die Unterdrückung des Stolzes iſt allerdings lobenswerth, und es freut mich, wenn es Ihnen damit ſo ganz gelungen iſt. Der Stolz, den man wirklich nicht aufgeben ſoll, bleibt jedem Rechtlichgeſinnten dennoch. Dieſen ſollte man aber nicht Stolz, ſondern richtig abgewägtes Selbſtgefühl nennen. Es iſt eigentlich dies die Erhebung des Gemüths, welches daraus entſteht, daß es fühlt, daß eine würdige Idee ſich mit ihm vereinigt, ſich ſeiner bemächtigt hat. Der Menſch iſt da eigentlich ſtolz auf die Idee, auf ſich nur in ſo fern, als die Idee Eins mit ihm geworden iſt.

Man vermeidet die Abwege, wohin der Stolz führt, am leichteſten und ſicherſten, wenn man ſich in allem Thun und Laſſen recht natürlich gehen läßt, jede Aeußerung des Stolzes ſtreng wegweiſ't, aber darauf nicht weiter Werth legt, ſondern es als etwas anſieht, das ſich von ſelbſt ver-

ſteht, wo man Recht haben würde, ſich Vorwürfe zu machen, wenn man anders gehandelt hätte.

Es freut mich, daß Sie des Saturns erwähnen. Ich ſehe ihn auch in dieſen Wochen immer mit Vergnügen. Das Wiederkehren der Planeten nach einer Reihe von Jahren bei denſelben Sternbildern hat etwas ſehr Bewegendes im Leben. Für den Saturn hat man übrigens, noch von den Aſtrologen her, eine geringere Zuneigung. Aber den Jupiter erinnere ich mich mehrmals im Löwen geſehen zu haben, das erſte Mal in einer ſehr glücklichen Zeit meines Lebens.

Sie werden, wie es ſchon hätte früher geſchehen ſollen, nächſtens meinen Briefwechſel mit Schiller empfangen. Ich habe Ordre gegeben, daß er Ihnen geſchickt wird. Vor meinem Briefwechſel werden Sie eine Einleitung über Schiller und ſeine Geiſtesentwickelung finden, die Ihnen, wenn Sie ſeine Schriften dabei haben, zum Leitfaden dienen kann. Ich gehe darin ſeine Werke von den früheſten bis zu den ſpäteſten durch, und zeige, wie er von dem einen zu dem andern übergegangen und gekommen iſt. Auch die Briefe handeln faſt ganz von Schiller's Arbeiten, die er gerade in jenen Jahren machte, und mir nach und nach, wenn ich abweſend war, mittheilte. Schwerlich hat je jemand Schiller ſo genau gekannt als ich. Es haben ihn ſehr Wenige ſo lange und ſo nahe geſehen. Mit einem Manne wie er, der nicht zum Handeln, ſondern zum Schaffen durch Denken und Dichten geboren war, heißt ſehen — ſprechen, und ganze Tage und Nächte haben wir eigentlich mit einander

ſprechend zugebracht. Wenn daher auch der Jahre, die wir mit einander verlebten, ſo viele nicht waren, ſo war des Zuſammenlebens doch ſehr viel.

Die Lieblichkeit des Wetters dauert fort, auch fängt alles an zu knospen und zu keimen.

Leben Sie recht wohl. Mit unveränderlicher Theilnahme und Freundſchaft der Ihrige. H.

Dreiunddreißigster Brief.

Tegel, den 4. Juni 1832.

Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie, liebe Charlotte, keine Zeile empfangen, und leugne nicht, daß ich nicht ohne alle Besorgniß bin. Vielleicht aber kommt noch, ehe ich meinen Brief schließe, einer von Ihnen an. Vorerst will ich Ihrer Versicherung vertrauen, daß, wenn Sie auch einmal selbst nicht schreiben könnten, Sie immer Mittel hätten mir Nachricht zukommen zu lassen. Ich schreibe Ihnen aber doch und halte meinen Brief nicht auf. Es kommt mir immer sehr unfreundlich vor, wenn man bei gegenseitigen geneigten Gesinnungen so Brief um Brief rechnet, und nicht eher wiedergeben will, als man empfangen hat, auch kommt man nur in größere Unregelmäßigkeit. Endlich haben Sie mir so oft gesagt, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, und so wird es Ihnen lieb sein, wenn Sie nicht warten dürfen. Den nächsten aber muß ich Sie bitten so abzusenden, daß er am 25. d. M. hier ankommt. Ich reise nämlich wieder ins Seebad nach Norderney und reise vermuthlich schon am 1. Juli von hier ab, und wünsche kurz vorher noch einen Brief von Ihnen, liebe Charlotte, zu erhalten. Ich gehe recht ungern an diese Reise, nicht daß mir Norderney oder das Baden in der See zuwider wäre, aber ich verlasse ungern Tegel, meine gewohnte Lebensart, und störe mich sehr ungern in wichtigen wissenschaftlichen Arbeiten, welchen ich unausgesetzt

den beſten Theil meines Tages widme und die jetzt das Hauptintereſſe meines Lebens ausmachen. Nicht nur, daß mein Arzt auf der Kur beſteht, ich fühle auch ſelbſt, daß ſie mir nothwendig und gut iſt. Die kranken und ſtörenden Zuſtände, die das Bad verringert hatte, ſind nach und nach wieder bedeutender geworden. Ich wundre mich darüber nicht. Wenn man durch irgend etwas auf den Punkt gekommen iſt, wo die Jahre mehr oder minder vorgerückt, auf die Kräfte und die Geſundheit einen ſichtlich alterirenden Einfluß ausüben, ſo muß man körperliche Schwächen und ſelbſt ernſthaftere und beſchwerlichere Uebel, als nicht wegzuräumende Bedingungen, mit in das Daſein aufnehmen, in das man alsdann tritt. Das empfinde ich deutlich und würde nicht klagen, wenn die Beſchwerden auch wirklich viel größer wären. Norderney hat mir im vorigen Jahre doch ſehr wohl gethan. Ich leide wahrſcheinlich an einer krankhaften Beſchaffenheit des Rückenmarks, und dagegen, nicht gerade um das Uebel ſelbſt ganz zu heben, aber um den Fortſchritten entgegen zu arbeiten, iſt das Seebad und beſonders der Wellenſchlag ſo wohlthätig. So gebe ich jetzt doch lieber zwei Monate hin, um wieder eine Reihe anderer mit größerer Rüſtigkeit arbeiten zu können.

Den 5.

Ich wurde unterbrochen, und habe nun, wie ich es gewiß hoffte, indeß Ihren Brief empfangen, und danke Ihnen recht herzlich für alles, was er enthält. Der liebevollen Theilnahme, worin Sie den Wunſch ausſprechen, meine kranken Zuſtände genauer zu kennen, bin ich ſchon zuvorgekommen, wie Sie auf der andern Seite geſehen haben.

Ich finde es sehr natürlich, daß Sie ernst gestimmt sind. Es liegt an und für sich im denkenden Menschen, ist den zunehmenden Jahren mehr noch eigen, und die Ihnen schon besonders eigenthümliche Neigung. Nun das mancherlei Traurige, das Sie früher, das häusliche Ereigniß, das Sie kürzlich betroffen, war wohl dazu gemacht, solche Stimmung sogar zu erzeugen, wenn sie selbst nicht schon vorhanden war.

Ueber den Tod und das Verhältniß desselben zum Leben kann ich aber doch nicht ganz in Ihre Ideen eingehen. Niemand kann ihn weniger fürchten als ich, auch hänge ich nicht an dem Leben, dennoch ist mir eine Sehnsucht nach dem Tode fremd; obwohl sie edlerer Art ist als Ueberdruß am Leben, dennoch ist sie zu mißbilligen. Das Leben muß erst, so lange es die Vorsehung will, durchgenossen und durchgelitten, mit einem Wort, durchgemacht sein, und zwar mit völliger Hingebung, ohne Unmuth, Murren und Klagen durchgeprüft sein. Es ist ein wichtiges Naturgesetz, das man nicht aus den Augen lassen darf, ich meine das der Reife zum Tode. Der Tod ist kein Abschnitt des Daseins, sondern blos ein Zwischenereigniß, ein Uebergang aus einer Form des endlichen Wesens in die andere. Beide Zustände, hier und jenseits, hängen also genau zusammen, ja, sie sind unzertrennlich mit einander verbunden, und der erste Moment des Dort kann sich nur wahrhaft anschließen, wenn der des Scheidens von hier, nach der freien Entwickelung des Wesens, wahrhaft der letzte gewesen ist. Diesen Moment der Reife zum Tode, oder der Unmöglichkeit hier weiter zu gedeihen, kann keine menschliche Klugheit berechnen, kein inneres Gefühl anzeigen. Dies zu versuchen wäre nur eine eitle Vermessenheit menschlichen Stolzes. Nur der, welcher das ganze Wesen

zu durchschauen und zu erkennen im Stande ist, kann dies, und ihm die Stunde anheimzustellen, und seiner Bestimmung auch nicht einmal durch heftige Wünsche entgegen zu kommen, ist Gebot der Pflicht und der Vernunft. Glauben Sie mir sicherlich, wenn Sie auch diese Ansichten manchmal strenge nannten, daß sie es allein sind, was uns in tiefem Seelenfrieden durch das Leben führt, und uns als treue Stütze nie verläßt. Das Erste und Wichtigste im Leben ist, daß man sich selbst zu beherrschen sucht, daß man sich mit Ruhe dem Unveränderlichen unterwirft, und jede Lage, die beglückende wie die unerfreuliche, als etwas ansieht, woraus das innere Wesen und der eigentliche Charakter Stärke schöpfen kann. Daraus entspringt dann die Ergebung, die Wenige hinreichend haben, obgleich Alle sie zu haben glauben. Fast Alle setzen der Ergebung ein gewisses Maß, und glauben der Verpflichtung dazu überhoben zu sein, wenn dies Maß überschritten ist, oder ihnen scheint. Aus der wahren Ergebung, die immer die Zuversicht mit sich führt, daß eine unwandelbare, immer gleiche Güte auch die unerwartetsten, widrigsten Geschicke zu einem heilbringenden Ganzen verknüpft, geht die ernste, aber heitre Milde in der Ansicht eines auch oft gestörten und getrübten Lebens hervor. Diese Heiterkeit sich zu erhalten oder in sich zu schaffen, sollte man immer alles nur irgend vom Willen Abhängige versuchen. Man kann es nicht immer ganz erreichen, auch nicht in allen Momenten des Lebens, sie läßt sich auch eigentlich nicht hervorbringen, sondern muß sich von selbst in der Seele erzeugen. Sie bleibt aber da nicht aus, wo ihr der Boden vorbereitet ist, und diese Vorbereitung liegt hauptsächlich in einer besonnenen, von Selbstsucht freien, ruhigen Stimmung des Gemüths. Diese hat man durch Vernunft und Willenskraft in seiner

Gewalt, dahin kann und muß eigentlich Uebung und Vorsatz führen. Zur Beruhigung des Gemüths trägt angemessene Beschäftigung viel bei. So kann und darf eigentlich nichts in der Seele vorgehen, was der Mensch nicht nach vorgegangener Prüfung darin duldet oder unterdrückt.

Leben Sie wohl, und seien Sie meiner unwandelbaren Theilnahme gewiß. H.

Vierunddreißigster Brief.

Tegel, den 26. Juni 1832.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren so freundlichen Brief vom 17. d. M. empfangen, und danke Ihnen herzlich dafür. Sie erkundigen sich so liebevoll nach meiner Gesundheit. Ich kann im Ganzen dem Schicksal nicht genug danken für meinen Gesundheitszustand. Ich leide eigentlich gar nicht, kann mich über nichts beschweren, und sehe nach dem Urtheile Aller, sowohl derer, die mich täglich, als derer, die mich von Zeit zu Zeit sehen, wohl und gar nicht krank aus *).

Sie bemerken sehr richtig, daß diese Zufälle nicht gleich nach dem Verluste, den ich erlitten, so stark waren, sondern erst nach und nach allmälig geworden sind. Wirklich verhält es sich so. Wer in einem solchen Ereigniß wirklich den Verlust, und einen solchen, an dessen Stelle in gar keiner Art irgend etwas Anderes treten kann, fühlt, der empfindet, daß sich dieser Verlust immer in Verhältniß der Zeit steigert, welche er dauert. Aber ich verweile zu lange bei diesem Reden über mich selbst, und will jetzt abbrechen.

Was Sie über sich in Ihrem letzten Briefe sagen, habe ich mit großer Theilnahme gelesen. Ich begreife es voll-

*) Es folgen nun doch vielerlei Leidensdetails, die wie schonend und gütig gegeben, schmerzlich ergreifend waren, aber den Leser, der ferner steht, ermüden würden.

kommen und glaube es richtig zu verſtehen. Es enthält zugleich ſo viel Liebevolles für mich, daß ich es mit doppelter Befriedigung geleſen habe. Wenn ich Sie recht verſtehe, daß Ihre jetzige Stimmung hauptſächlich iſt, mit dem heutigen Tage zufrieden zu ſein und dem folgenden zu vertrauen, ſo billige ich das vollkommen. In höhern Jahren iſt doch ein betrachtendes Leben das angemeſſenſte. Ueber das, was Sie mit Recht die tiefern Ideen nennen, ließe ſich noch mancherlei ſagen. Da Sie aber hinzufügen, daß ſie jetzt in Ihnen zurücktreten, aber ſonſt gewiſſermaßen in Ihrem Lebensplan zu gehören ſcheinen, ſo erkläre ich mir dies. Nun paßt die von Ihnen angeführte Stelle aus Herder ſo vortrefflich zu dem, was ich über dieſen Punkt denke, daß ich mich nicht enthalten kann, darauf mit einigen Worten einzugehen. Herder ſagt nämlich ſehr ſchön und ſehr wahr, daß immer im Menſchen tiefer und verborgen liegende Kräfte zum Vorſchein kommen, die ohne manches vorübergehende nicht thätig werden konnten. Dadurch nun, und ich kann mit Wahrheit ſagen, dadurch allein hat gegenwärtig das Leben Werth für mich, daß es ganz unberechenbar iſt, welche Kräfte noch durch allerlei Ereigniſſe rege werden können. Die Entwickelung aller Keime aber, die in der individuellen Anlage eines Menſchenlebens liegen, halte ich für den wahren Zweck des irdiſchen Daſeins, nicht gerade das Glück. Auf das Glück rechne ich für mich in den letzten Lebensjahren, in denen ich ſtehe, gar nicht, ſo dankbar ich es auch empfange, wenn es ſich ungerufen darbietet. Man geräth, um in einem Bilde zu reden, im Alter auf die Neige mancher Verhältniſſe. — Man hat aber auch im Alter viel mehr Kraft, ſelbſt wahres Unglück als unvermeidliche Folge unvermeidlicher Verkettung der Umſtände zu tragen, und ſo hat die

Vorsehung doch auch dies weise eingerichtet, wie überhaupt bei ruhiger und besonnener Erwägung jeder Einwand, den man etwa gegen den Weltplan erheben könnte, sich von selbst auflöst. Ich liebe Herder's Schriften sehr, und habe ihn persönlich sehr geschätzt. Sie werden ihn auch in der Einleitung zu meinem Briefwechsel mit Schiller ausdrücklich erwähnt finden. Ihre Briefe enthalten noch zweierlei, worauf ich zu antworten wünsche, nämlich das, was Sie über den Kupferstich Napoleon's im Augenblick seines Todes und über die zweiten Ehen sagen. Heute aber erlaubt mir weder Zeit noch Blatt mehr zu sagen.

Richten Sie Ihren nächsten Brief nach Norderney über Aurich zwischen dem 15. und 20. Julius.

Mit der unveränderlichsten und herzlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Fünfunddreißigster Brief.

Norderney, den 2. August 1832.

Ich bin wieder hier, liebe Charlotte, bewohne wieder die nämlichen Zimmer, und führe wieder daſſelbe nicht ſehr erfreuliche Badeleben. Ein ſolcher von Jahr zu Jahr wiederkehrender Aufenthalt hat immer etwas Sonderbares für mich. Er ruft die Frage hervor, ob man im künftigen Jahr wiederkehren wird, und wenn nicht, aus welchem Grunde? Denn das Bad dann entbehren zu können, bin ich nicht ſo thöricht zu erwarten. Ich bin nicht krank, eher geſund. Das, wogegen das Bad wirken kann, iſt Alterſchwäche, die durch Umſtände früher zum Durchbruch gekommen iſt. Dieſe kann eine Kur nicht aufheben, nur mindern. Ich ſage dies mit Fleiß, damit ſich Ihr freundſchaftlicher Antheil an mir nicht Hoffnungen macht, in denen Sie ſich nothwendig getäuſcht finden müßten. Den Erfolg aber, den man mit Recht und Billigkeit ſich verſprechen kann, glaube ich auch diesmal erwarten zu können. Meine Tochter iſt allerdings wieder mit mir hier. Das Bad hat ihr voriges Jahr ſo wohl gethan, daß ſie Unrecht gethan haben würde, die Kur nicht zu wiederholen. In den Einrichtungen hier iſt vieles beſſer geworden. Daß die Zeitungen geſagt haben, ich ſei nach den Rheinprovinzen gegangen, war ein grundloſes Gerücht. Sie hätten ſich die Mühe von mir zu reden ganz erſparen können. Ich bin auf dem gewöhnlichen Wege hergegangen und haſſe alle

kleinen Reiſen und Umwege ſo gründlich, daß ich mich nicht darauf einlaſſen würde. Sollte ich einmal eine längere Abweſenheit von Hauſe nicht ſcheuen, ſo würde ich nach Italien oder England gehen, und hiervon möchte ich die Möglichkeit nicht beſtreiten, vorzüglich wenn mein Geſicht ſchwächer würde und mich am eigenen Arbeiten hinderte. Es freuet mich ſehr, daß Ihnen mein Briefwechſel mit Schiller Freude gemacht hat. Mir iſt es mit dem Buche ſonderbar gegangen. Ich hatte den Schiller'ſchen Erben die Herausgabe verſprochen. Als ſie mich, da darüber mehrere Jahre verfloſſen waren, dazu aufforderten, war es mir höchſt läſtig, mich damit zu befaſſen. Ich mußte den ganzen Briefwechſel durchgehen, um alles auszuſchalten, was ſich für den Druck nicht geeignet hätte. Deſſen war ſo viel, daß das Ganze gut und gern zur Hälfte zuſammenſchmolz, und die Arbeit koſtete mich einige Wintermonate, dann ſchrieb ich die Vorerinnerung. Ich erwartete keinen großen Antheil für das Buch, höchſtens für einen Theil der Briefe Schiller's und für einige wenige von mir. Der Erfolg hat aber meine Erwartungen übertroffen, und es iſt viel mehr geleſen worden als ich dachte, und beſonders von Frauen. Viele haben mir davon geſprochen, einige ausführlich geſchrieben, und ſo, daß ſie ganz in die Ideen eingegangen waren und einige davon weiter ausſpannen. Ich glaube auch nicht, daß, wie Sie meinen, die Briefe gewonnen hätten, wenn ſie früher erſchienen wären, eher umgekehrt. Ich bin überhaupt gegen alles Drucken von Briefen. Die Herausgabe dieſer rechtfertigt nur der Name eines wahrhaft großen Mannes, an den ſich der Andere mit immer gleich ſichtbarer Unterordnung anſchließt, ſo daß man doch immer auch in ihm nur jenen ſieht. Briefe haben immer einen Anflug des wirklichen Lebens.

Je mehr sie also aus der Ferne erscheinen, desto mehr überraschen sie. Gleich nach dem Tode sind sie eine schwache Fortsetzung der noch in dem Gedächtniß lebenden Wirklichkeit. Nach langer Zeit erscheinend, führen sie Personen zurück, die man nicht mehr gewohnt war sich mit den Umgebungen zu denken, wie sie das Leben begleiten. Ich dächte auch nicht, daß es störend auffallen könnte, wenn in den Briefen gewißermaßen kunstmäßig beurtheilt wird, was man in der Zeit mit Begeisterung aufgenommen hat. In der Dichtung ist wenig oder gar keine Kunst, die erlernt oder studirt werden müßte. Eine solche ist aber auch nicht in den Räsonnements dieses Briefwechsels entwickelt, wenn man einige leicht zu überschlagende Stellen über das Sylbenmaß ausnimmt. Beide, Schiller und ich, haben nur gesucht, die Gründe darzulegen, aus welchen das Gefühl entspringt, die Bedingungen, unter denen es entsteht. Wer nun die Gründe wahr findet, in dem müssen sie das Gefühl erhöhen, da sie es mit andern und gleich großen Ideen in Verbindung bringen. Wem sie nicht zusagen, der wird sich dadurch noch mehr in seinem Gefühle bestimmt finden, und sich nun vielleicht durch die Widerlegung leichter die Gründe selbst entwickeln.

Der Stelle in der Delphine erinnere ich mich nicht. Wenn Frau von Stael*) damit meinte, daß eine in der Jugend geschlossene und bis ins Alter fortgesetzte Ehe das wünschenswürdigste ist, so bin ich vollkommen derselben Meinung. Ich fürchte aber sehr, sie meinte es anders,

*) Frau von Stael stellt nämlich in der Delphine den Satz auf, daß für das Alter, oder die spätern Jahre, wo man allein stehe, die Ehe nöthig und erwünscht sei. Die Jugend finde überall ihre Freuden.

und dann ist es eine aus oberflächlicher französischer Ansicht geschöpfte Behauptung. Sie müssen darum nicht glauben, daß ich den Werth der Stael verkenne. Sie war meiner tiefsten Ueberzeugung nach eine wahrhaft große Frau, und nicht blos von Geist, sondern durch wahres und tiefes Gefühl und eine sich nie verleugnende, unendliche Güte, und auch von Herz und Charakter. Sie hatte die feinste Empfindung der edelsten Weiblichkeit. Sie war in ihrem Innersten dem eigentlichen französischen Wesen fremd, aber es begegnete ihr doch zu Zeiten, französische Ansichten ihren Aeußerungen beizumischen, und das ist nicht zu verwundern, da sie immer in Frankreich lebte. Sie hat sogar erst spät Deutsch gelernt, und ich habe sie selbst noch in Paris unterrichtet.

Allein die Ehe mehr ein Bedürfniß des Alters als der Jugend zu nennen, ist ein Einfall, der eben so der Natur und der Wahrheit, als jeder schönern Empfindung widerspricht. Die Frische der Jugend ist die wahre Grundlage der Ehe. Ich sage damit gewiß nicht, daß das Glück der Ehe mit der Jugend aufhört, oder auch nur im mindesten dadurch verliert. Aber die Erinnerung der zusammen genossenen Jugend muß in die höhern Jahre mit hinüber gehen, wenn das Glück vollkommen sein und nicht gerade die Eigenthümlichkeit des ehelichen verlieren soll. Diese Ansicht ist nicht als eine sinnliche zu betrachten. Die tiefsten und heiligsten Empfindungen hängen damit ganz enge zusammen, und man müßte aller Liebe den Stab brechen, wenn man dies nicht anerkennen wollte. Ein junges, sich gegenseitig gleich herzlich liebendes Ehepaar ist allemal ein im Tiefsten erfreulicher Anblick, auch in niedrigen Ständen, in sofern das Gefühl nur irgend die Feinheit hat, die ihm die Natur in gutartigen Gemüthern giebt. Von den in

höhern Jahren über 40 oder 45 geschlossenen Ehen, zweiten oder ersten, läßt sich das nicht sagen. Man wird sie gewiß nicht tadeln, man läßt gern jedem seine Empfindung, solche Verbindungen können sehr vernünftig, sie können auch für Leute, die einmal keine hohen Forderungen an ihr Gefühl machen, beglückend sein. Wer aber tiefer empfindet, sagt sich, daß er sie nicht eingehen würde. Mann oder Frau wird in solcher Verbindung fühlen, daß, wenn ihm der Gegenstand jugendlicher Liebe entrissen ist, oder er nie einen gefunden hat, er auf ein Glück Verzicht leisten muß, dessen wahre Blüthe ihm nicht mehr werden kann. Es wird ihm innerlich unmöglich sein, nach dem so Geringen zu greifen. Ich kann auch nicht in das einstimmen, was man über das Alter sagt. Es kann ein unglückliches und freudenloses geben, wie eine solche Jugend. Aber die Schicksale gleichgestellt, finde ich das Alter, selbst mit allen Schwächen die es mir bringt, nicht arm an Freuden, die Farben und die Quellen dieser Freuden sind nur anders. Sie entspringen für mich immer ausschließlicher aus der Einsamkeit und der Beschäftigung mit meinen Ideen und Gefühlen. Das nimmt mit jedem Tage in mir zu. Ich fühle mich darin, und nur darin glücklich, und das ist so sichtbar, daß die wahrhaft diskreten unter meinen ältesten Bekannten diese Stimmung stillschweigend, aber durch die That ehren. Mir ist sie darum doppelt lieb, da sie mit meinen Jahren und mit meiner Lage übereinstimmt. Verzeihen Sie, daß ich wieder auf mich zurückkomme, aber diese Dinge sind von der Art, daß man nur nach seinem individuellen Gefühl davon reden kann. Wer möchte sich anmaßen, über Fremdes darin abzusprechen?

Ueber meine Abreiſe kann ich noch nicht feſt beſtimmen, bitte Sie aber, mir nach Berlin zu ſchreiben, und ſo, daß der Brief zwiſchen dem 26. und 30. Auguſt dort anlangt. Mit der aufrichtigſten, unveränderlichſten Theilnahme Ihr H.

Sechsunddreißigster Brief.

Tegel, den 3. September 1832.

Ich bin am 26. Auguſt geſund und wohl hierher zurückgekehrt, liebe Charlotte, und habe gleich am folgenden Tage meine Beſchäftigungen wieder vorgenommen. Von dem Bade ſehe ich der Fortdauer der guten Wirkung, die ich ſchon ſpüre, entgegen. Das Wetter war vom Auguſt an in Norderney ſehr ſchön, ohne Regen und Sturm, und doch nie zu warm, da es nie an kühlender Seeluft fehlt. Sonnenſchein war nicht immer; es iſt allen Inſeln, beſonders den kleinern eigen, auch bei ſehr milder Luft wenig eigentlich ſonnige Tage zu haben. In Irland zum Beiſpiel zählt man deren unglaublich wenige. Ich habe mich aber bei meinem diesjährigen Aufenthalte im Seebad vollkommen überzeugt, daß, wenn man, wie doch natürlich iſt, blos auf ſeine Geſundheit Rückſicht nimmt, und nicht weichlicher Weiſe die Unannehmlichkeit ſcheuet, man ſich ſchlechtes und kein gutes Wetter wünſchen muß. Bei ruhig gutem Wetter iſt die See eben nichts anderes als eine große Badewanne. Der Sturm und die Wellen geben ihr erſt Seele und Leben. Wie das Meer in ſeiner erhabenen Einförmigkeit immer die mannichfaltigſten Bilder vor die Seele führt und die verſchiedenartigſten Gedanken erweckt, ſo iſt mir erſt jetzt bei den anhaltenden heftigen Stürmen recht ſichtbar geworden, welche ſchmeichelnde Freundlichkeit das Meer gerade in ſeiner größten Furchtbarkeit hat. Die

Welle, die, was sie ergreift, verschlingt, kommt wie spielend an, und selbst den tiefen Abgrund bedeckt lieblicher Schaum. Man hat darum oft das Meer treulos und tückisch genannt, es liegt aber in diesem Zuge nur der Charakter einer großen Naturkraft, die sich, um nach unserer Empfindung zu reden, ihrer Stärke erfreuet und sich um Glück und Unglück nichts kümmert, sondern den ewigen Gesetzen folgt, welchen sie durch eine höhere Macht unterworfen ist.

Hier im Haus und Garten habe ich alles im besten Stande gefunden. Im Garten ist gegen voriges Jahr, wo ich nur wenige Tage später zurückkam, ein angenehmer Unterschied.. Jetzt ist noch das vollste schönste Grün. Es muß davon kommen, daß der Sommer kühler und nässer gewesen ist, was in dem hiesigen sandigen Boden große Wichtigkeit hat. Im vorigen Jahre traf ich zugleich mit der Cholera hier ein, und Viele waren in großen Sorgen deshalb, Einige in ängstlicher Bestürzung; ich selbst machte die damals üblichen angeblichen Sicherungsanstalten mit. Jetzt ist die Cholera an vielen Orten, und kann sehr leicht auch wieder nach Berlin kommen, obgleich noch keine Spur davon ist. Geschähe es aber, so würde man sie wenig mehr als jede andere Krankheit fürchten. So gewöhnt man sich an alles, und viele Schreckniſſe sind es größtentheils nur in der Einbildung. Selbst in vielen und wahren Krankheiten fügt diese bei Leuten, die furchtsam und ängstlich sind, noch vieles hinzu. Sie rühmen meine Gelassenheit und klagen die Ungeduld der Männer in Krankheit an. Diese rührt doch wohl daher, daß die Meisten an äußerer Thätigkeit hängen, die ihnen dann entgeht. Das ist mein Fall nicht. Die Stille, zu der die Krankheit verurtheilt, ist mir an sich nicht zuwider. Die Unruhe, die

gewiſſe Krankheiten mit ſich führen, mindert ſich, wenn man ihr moraliſche Ruhe entgegenſetzt. Mit dem poſitiven Schmerz iſt es allerdings anders. Aber auch da kann man viel thun. Ueberhaupt gewinnt man ſehr, wenn man die Krankheit nicht wie ein Leiden anſieht, dem man ſich hingeben, ſondern als eine Arbeit, die man durchmachen muß. Denn es iſt gewiß, daß der Kranke viel zur Aufrechthaltung ſeiner Kräfte und zu ſeiner Heilung beitragen kann. Meine ſogenannte Gelaſſenheit iſt gar kein Verdienſt, ſondern nur ein Glücksvorzug des Temperaments. Wenn man mich ruhig läßt, ſich wenig um mich bekümmert, und mir nicht durch Bedauern Bangigkeit und ungeforderte Pflege Langeweile macht, ſo müßte die Krankheit ſehr läſtig ſein, um mich ungeduldig zu machen. Sie halten in Ihrem letzten Briefe dem Alter eben keine Schutzrede, aber ich bleibe meiner Meinung getreu, nicht blos für mich, ſondern auch für Andere. Indeß ſage ich damit nicht, daß ich gewünſcht hätte, alt zu werden; dies iſt eben ſo wenig der Fall, als ich jetzt wünſche, viel älter zu werden. Ueberhaupt hat mich das Wünſchen nie ſehr beſchäftigt. Aber da ich einmal ohne mein Zuthun alt geworden bin, ſo ſcheint es mir angemeſſener, mich bei den Vorzügen des Alters aufzuhalten, als mir gerade die Nachtheile vorzuſtellen. Dieſes gedenke ich nur in der Abſicht, um mich vor den Fehlern des Alters, beſonders vor Ueberſchätzung ſeiner Kräfte zu hüten. Denn darin ſtimme ich ganz mit Ihnen überein, daß man allerdings von einer gewiſſen Lebensepoche an, die ſich aber nicht allgemein beſtimmen läßt, auch geiſtig an Kräften abnimmt. Aber das Alter — es ſei dies nun eine wohlthätige oder läſtige Einrichtung der Natur — gehört nun einmal zu den Entwickelungsperioden des menſchlichen Lebens, und es wäre Unrecht, wenn der

Mensch nicht in seinem geistigen Charakter, seinen Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen dasjenige aufzufinden strebte, was dem physischen Lebensabschnitt entspricht. So was giebt es aber unleugbar und im edeln Sinne des Worts. Mit dem Gemeinplatz, daß man Erfahrungen erhält und Leidenschaften verliert, muß man das Alter nicht abfertigen, diese Ansicht ist aus einem zu niedrigen Standpunkte genommen, und was man in diesem Sinne Erfahrungen und Leidenschaften nennt, hat beides keinen großen Werth. Um Erfahrungen ist es dem Alter nicht zu thun. Diese zu sammeln fordert ein kräftiges und thätiges Leben. Aber in natürlich gut gearteten Menschen sind dem Alter Ruhe, Aufhören vom Zufall abhängiger Bestrebungen, Geduld, Freiheit von zu ängstlichen Sorgen eigen, und diese Vorzüge erhöhen und verschönern alles. Man wirft wohl dem Alter gerade das Gegentheil von allem diesen vor, aber das ist der seltenere Fall und findet sich nur in Gemüthern, von denen zu sprechen nicht die Mühe lohnt. Bei den Bessern findet sich entweder ein liebenswürdiger gutmüthiger Frohsinn, oder mehr und ernstere Tiefe, die darum doch auch gar nichts Düsteres hat. Aus diesen beiden verschiedenen Richtungen stammt es her, daß eben so viele alte Leute die Gesellschaft als die Einsamkeit suchen. Das Alter wirkt da der ursprünglichen Verschiedenheit der Charaktere gemäß. Wendet es sich auf die innerliche Betrachtung, so bearbeitet der Mensch den im Leben gesammelten Stoff, zu dem denn auch allerdings die Erfahrungen gehören, in sich, indem er davon ausscheidet, was sich geistig nicht erhalten kann. Ich meine natürlich nicht, daß dabei ein Resultat oder gar ein Buch herauskommen soll, aber es ist nur überhaupt ein Leben oder auch ein Träumen in Ideen aller Art, ein geistiges Schweben über

Vergangenheit und Zukunft, oder vielmehr ein ſinniges Verknüpfen beider. Iſt der Menſch durch Neigung oder Bedürfniß auf äußere Wirkſamkeit gerichtet, ſo paßt gerade für das Alter recht die Beſchäftigung, die nach Schiller's Idealen Sandkorn an Sandkorn reiht. Ueber die Leidenſchaft wäre viel zu ſagen, aber darauf komme ich ein anderes Mal zurück. Es iſt mir eine erfreuliche Ausſicht, jetzt wahrſcheinlich wieder ein ganzes Jahr hier ungeſtört zubringen zu können.

Ich bitte Sie, für unſere Briefe wieder die frühere Abrede zurück zu nehmen. Leben Sie recht wohl und genießen Sie in Ihrem Garten des jetzt ſehr ſchönen Wetters. Wie immer der Ihrige. H.

Siebenunddreißigster Brief.

Tegel, den 4. October 1832.

Ihr am 27. September abgegangener Brief, liebe Charlotte, war so reich an Mittheilungen, die meinem Herzen wohl thaten, da die Gegenstände, die sie betrafen, Ihnen große Beruhigung gewährten, daß er mich innigst erfreut hat. Doch will ich zuerst von dem reden, womit auch Sie anfangen, daß die Cholera, was ich schon mit großer Freude aus den Zeitungen ersehen hatte, nicht eigentlich sehr bösartig in K. ausgebrochen ist. Ihr Brief scheint dies zu bestätigen. Allerdings kann es schlimmer werden, aber die eigentliche große Furcht vor ihren Verheerungen ist doch verschwunden, und das mit Recht. Die Krankheit ist nicht mehr ganz so schlimm und die Menschen sind klüger geworden. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, die Voranstalten und die grauenerregenden Begrabungen sind furchtbarer, als die Krankheit selbst, die ja doch ein kurzes Ende macht. Ich selbst hing der Meinung an, daß sie ansteckend sei, habe mich aber jetzt eines andern überzeugt. Ich hoffe fest, Sie bleiben ganz unberührt von der doch immer furchtbar bleibenden Krankheit. Selbst Ihr abgeschiedenes Gartenleben beruhigt mich, mehr noch Ihr so ungemein einfaches und mäßiges Leben. Wer so lebt und so wenig Todesfurcht kennt, an dem geht sie ganz still vorüber. Sollten Sie sich indeß nur einmal unwohl fühlen, lassen Sie es mir auf der Stelle wissen, darum bitte ich

ſehr, dann bin ich, ſelbſt in Ihrem Schweigen, völlig beruhigt. Möge der Himmel, daß Ihr Wohlbefinden fortdaure! Mit meiner Geſundheit geht es fortwährend gut. Ich habe nicht die Ahnung eines Schmerzes. Nur daß ich mehr Schlaf bedarf als ſonſt, daß ich in allen körperlichen Verrichtungen nicht Mattigkeit, aber Unbehülflichkeit, ich möchte ſagen Ungeſchmeidigkeit der Gelenke fühle, daß Geſicht und Gehör ſtumpfer werden, nur über dieſe Dinge kann ich klagen. Daß ich aber auch darüber nicht klage, trauen Sie mir gewiß zu. Ich bin vielmehr auch darin mit dem Schickſal ſehr zufrieden.

Der Menſch beurtheilt die Dinge lange nicht ſo ſehr nach dem, was ſie wirklich ſind, als nach der Art, wie er ſie ſich denkt und ſie in ſeinen Ideengang einpaßt.

Durch etwas, was der Menſch einmal in ſeine Ordnung und in die Reihe der gewöhnlichen Naturereigniſſe aufgenommen hat, läßt er ſich, ohne eben zu murren, vom Schickſal und ſogar von Menſchen plagen. Nur das Außerordentliche iſt ihm, wenn es verletzend iſt, unangenehm und widrig. Es geſellt ſich auch eine moraliſche Idee hinzu. Das Außerordentliche iſt, oder erſcheint vielmehr als eine Ungerechtigkeit des Himmels.

Man pflegt zu ſagen, daß die Gewohnheit auch unangenehme und ſchmerzhafte Dinge erträglich macht. Ich glaube aber gar nicht, daß der Eindruck der Dinge ſelbſt um ſo viel anders iſt, die Sache iſt blos die, daß der

Menſch das immer Wiederkehrende als unvermeidliche Nothwendigkeit anſieht und ſich darein ergiebt.

Es iſt das edle Vorrecht des Menſchen, daß er dem Unglück und dem Tode ſagen kann: ich will dich erdulden, und daß er dem Tode und dem Unglück die eigentliche Gewalt über ſich nimmt. Ohne dieſe Stärke wäre das ihm ſo oft beiwohnende Vorausſehen des Schmerzhaften und Kummervollen ein großes und bedeutendes Unglück. So entſpringt das Heilmittel aus der gleichen Quelle. Mit den Krankheiten, ich meine den verſchiedenen Krankheitsformen, iſt es aber eine eigene Sache. Es giebt nur Eine Geſundheit und eine Menge von Krankheiten. Dieſe haben aber ihr Daſein wie andere lebendige Weſen auf Erden. Sie entſtehen ohne erkennbare Urſachen und gehen eben ſo auch wieder unter. Das Alterthum kannte Krankheiten, die wir glücklicherweiſe nicht mehr haben, und umgekehrt. Nicht weniger merkwürdig ſind die Veränderungen, wie wir ſie jetzt an der Cholera ſehen. Es iſt immer nicht ausgemacht, ob die Krankheit, die doch die Aufmerkſamkeit der Menſchen ſo ſehr geſpannt hält, ſich blos von Menſchen zu Menſchen, oder auch unmittelbar durch die Luft mittheilt, ſo ſehr viel wahrſcheinlicher auch das letztere iſt.

Im November.

Was ſagen Sie zu dem außerordentlich ſchönen Herbſt? Ich dächte, ich hätte nie einen ähnlichen erlebt. Noch jetzt ſcheint er mehr ein Ausgehen aus dem Sommer, als ein Eingang in den Winter. Ich gehe noch immer eine Stunde vor Sonnenuntergang ſpazieren. Da iſt es, ſelbſt bei

ſtürmiſchen Tagen meiſt ruhig und bei regneriſchen heiter. Sie haben gewiß auch oft geſehen, wie die ſcheidende Sonne ſich dann durch ihre eigenen Strahlen einen lichten Streifen bildet, in den ſie ſich dann hinabſenkt. Iſt dann recht dunkles Gewölke über ihr, ſo regnet es meiſt unmittelbar nach dem Untergange, bisweilen auch noch während des Untergangs. Es iſt mir die liebſte Zeit des Tages. — Sie ſchreiben mir, daß die Centifolien in K. blühen. Auch hier habe ich es zu meiner großen Verwunderung geſehen. In mittäglichen Ländern iſt dies wiederholte Blühen ganz gewöhnlich. Man ſieht daran, daß das vegetirende Leben beſtändig die Neigung hat, Blüthen hervorzubringen, aber nur durch die Abweſenheit begünſtigender Umſtände daran verhindert wird. So traurig aber auch der Winter und ſeine lange Dauer ſind, ſo entſchädigt doch der Frühling dafür, nicht blos ſein Erſcheinen und der Genuß deſſelben, ſondern ganz vorzüglich das Erwarten deſſelben. Dieſe Sehnſucht iſt eine der einfachſten und natürlichſten von allen, und eine der reinſten Quellen, woraus jede andere Sehnſucht fließt, die ſo Vieles und Großes im Gemüthe ſchafft und aus deſſen innerſten Tiefen hervorruft. Es iſt dies gewiß eine der Urſachen, daß die nördlichern Nationen doch eine tiefer ergreifende Poeſie haben, als die ſüdlichern, wenn dieſe auch klangvollere Sprachen beſitzen. Es liegt unendlich viel in dem Einfluß, den die Natur um uns her auf uns ausübt, und es kommt da nicht darauf an, daß ſie gerade Genuß giebt, ſondern weit mehr darauf, daß ſie Empfindungen weckt und die Kräfte in Thätigkeit bringt. Leben Sie wohl. Ihr H.

Achtunddreißigster Brief.

Tegel, December 1832.

Der Ton der ruhigen Zufriedenheit und selbst einer frohen Heiterkeit, in welchem Ihr letzter Brief geschrieben ist, liebe Charlotte, hat mir eine lebhafte Freude gemacht. Ich hege nun auch die gewisse Hoffnung, daß diese Stimmung bleibend in Ihnen sein wird. Was mich in dieser beruhigenden Ansicht bestärkt, ist, daß Sie sich auch körperlich wohler fühlen, seit Sie sich befreit fühlen von einem sorglichen Kummer, der seit längerer Zeit schwer auf Ihnen lastete, und wodurch Sie nun der Ruhe und Heiterkeit wiedergegeben sind, die ein Gemüth, wie das Ihrige, das mit sich und der Vorsehung eins ist, immer genießen müßte.

Daß eine schon in sich ernste Seele in Zeiten, wo außerordentliche Erscheinungen diesen Ernst vermehren, noch ernster gestimmt wird, ist ganz natürlich. An den Wunsch und das Verlangen, nichts unberichtigt zu lassen, knüpft sich ein moralisches Gefühl, und zwar eins der wesentlichsten und achtungswürdigsten.

Der Mensch fühlt ein Bedürfniß, die großen Ideen, die in ihn gelegt sind, und die er in der Natur ausgeprägt findet, in dem kleinen Kreise seines Daseins nach-

zubilden, und oft ſelbſt wenn er ganz andern, aus dem gewöhnlichen Leben geſchöpften Bewegungsgründen zu folgen glaubt, folgt er in der That dieſem geheimen Zuge. Ueberhaupt iſt die menſchliche Natur in ihrem tiefen Grunde viel edler, als ſie auf der Oberfläche erſcheint. Ja ſelbſt in andern Stücken. Eitle Menſchen ſind oft in einigen mehr werth, als ſie ſich ſelbſt glauben.

Sie brauchen in Ihrem Briefe den Ausdruck: ſein Haus beſtellen. Dies iſt mir immer eine ſo paſſende und gehaltvolle Rede geſchienen. Es iſt ein alterthümlicher, ächt bibliſcher Ausdruck, der, wie mehrere dieſes Gepräges, tief aus dem Leben geſchöpft iſt und tief in die Seele eingreift. Auch längſt, ehe ich in die Jahre kam, wo das Beſtellen des Hauſes wahrhaft dringend wird, habe ich mir dadurch Abſchnitte im Leben zu machen geſucht, und habe dies immer ſehr wohlthätig gefunden. Es giebt aber im Innern ein Beſtellen ſeiner Seele, wie im Aeußern ſeines Hauſes. Man zieht dann das Gemüth auf einen kleinen Kreis von Empfindungen zurück, übergiebt die andern der Vergeſſenheit und freut ſich der Ruhe in der ſelbſtgewählten Beſchränkung. Wenn man dies recht thut, thut man dies nur Einmal. Man verläßt dann nicht wieder den Raum, wie man ihn eng umgränzt und umzogen hat.

Sie rühmen meine Geduld. Sie hat nichts Verdienſtliches und hat mir nie Mühe gekoſtet. Ich möchte ſie mir angeboren nennen. Die Zeit, die ich über eine Sache ſitzen muß, um ſie zu Ende zu bringen, wird mir nie lang.

Sie gedenken bei einem Ereigniſſe der Vergangenheit Holzminden im Braunſchweigiſchen. Das hat mir lebhaft eine Erinnerung zurückgerufen. Von dieſem kleinen Orte reiſte ich 1789 mit Campe nach Paris. Campe kam

von Braunschweig, ich von Göttingen aus dahin. Die Reise, die Sie gelesen haben können, da Campe sie herausgegeben hat, war kurz, aber meine erste außer Deutschland. Campe war, wie ich Ihnen schon früher glaube gesagt zu haben, Hauslehrer im Hause meines Vaters, und es giebt noch eine Reihe großer Bäume hier, die er gepflanzt hat. Er hat nicht gerade ein unglückliches, aber ein bedauernswürdiges Ende gehabt. Er war die letzten Jahre seines Lebens ganz blödsinnig. Ich habe bei ihm schreiben und lesen gelernt, und etwas Geschichte und Geographie nach damaliger Art, die Hauptstädte, die sogenannten sieben Wunderwerke der Welt u. s. w. Er hatte schon damals eine sehr glückliche, natürliche Gabe, den Kinderverstand lebendig anzuregen. — —

Ich bin vollkommen wohl, und mir ist in meiner in mir vergrabenen Stimmung sehr wohl. Ich bitte Sie, Ihren Brief an mich wie gewöhnlich abgehen zu lassen, und wünsche von inniger Seele, daß Sie das Jahr gesund und heiter beschließen und eben so das neue beginnen mögen. Begleiten Sie mich bei dem Wechsel der Jahre mit dem Wunsch, daß mich nichts im Genuß meiner Einsamkeit, die mein wahres Glück ist, stören möge, und machen Sie, daß ich mir Ihr Leben ruhig und zufrieden denken kann. Mit der herzlichsten Freundschaft und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Neununddreißigster Brief.

Tegel, den 7. Januar 1832.

Nehmen Sie zuerst, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunsch zum begonnenen Jahre. Der Himmel verleihe Ihnen vor allem Gesundheit und Heiterkeit. In äußern, andern Dingen sind Ihre eigenen Wünsche so ungemein bescheiden, daß es darin des Wunsches kaum bedarf, doch ausschließen will ich das nicht. Die innere Zufriedenheit verschaffen Sie sich selbst. Es ist das himmlische Gut, dem man, eben weil es vom Himmel kommt, nur das eigene Herz zum Ursprung anweisen kann. Sie haben, wie ich mit Freuden erkannt habe, viel an innerer Stärke gewonnen, so wie jeder noch an sich gewinnen kann, da es darin nie eine nicht mehr zu überschreitende Gränze giebt.

Heller, freundlicher, mit schönern Gestirnen kann ein Jahr nicht beginnen, als es dieses thut. Ich gehe zwar bei jedem Wetter im Freien täglich aus, aber jetzt mit doppelter Lust. Im November 1835 kehrt einer der größten bekannten Kometen zurück. Werden wir ihn noch sehen? Ich verlange es nicht, und glaube es nicht. Aber es ist immer ein Punkt der Erwartung am Himmel.

Ich gehe jetzt oft und bei Mondschein spazieren. In dieser kalten, aber ganz trockenen Luft ist nichts von feuch-

ter und nebelichter Abendluft, wie in andern Jahreszeiten, zu beſorgen. Der Himmel aber iſt zu ſchön, um ihn ungenoſſen zu laſſen. Es iſt überhaupt nicht auszuſprechen, wie viel der Himmel beiträgt, die Erde zu verſchönern. Das iſt um ſo bewundernswürdiger an ihm, da alles daran ſo einfach iſt, nur Geſtirn und Wolken, und das unermeßliche Gewölbe, das allein eine Unendlichkeit iſt, in welche der Geiſt ſich vertieft und die Einbildungskraft ſich verliert. Die Erde leuchtet wirklich nur in dem Glanze, den er über ſie ausgießt. Italien iſt in der That nicht darum um ſo viel reizender als Deutſchland, weil die Erde, das Land ſo viel ſchöner, ſondern weil der Himmel ſo ganz ein anderer iſt, ſo tief blauer am Tage und ſchwärzer in der Nacht, und die Geſtirne ſo unendlich viel ſtrahlender. Auf der andern Seite aber iſt es ſonderbar, daß der Himmel doch eigentlich nur ſo ſchön und milde iſt, weil er, ſo fern, das Auge nur wie ein optiſcher Zauber berührt und jede andere materielle Einwirkung hinwegfällt. Er iſt auch ſinnlich, wie wir ihn ſehen, doch was die Schönheit der Sterne angeht, mehr ein Gegenſtand des Geiſtes und der Phantaſie, als der eigentlichen Wirklichkeit. Wenn man ſich eine Planetenreiſe als möglich denken könnte, wäre ſie, ſcheint es mir, nur ein Gegenſtand der Furcht und des Entſetzens. Wäre man über die Gränzen unſeres, nur in der Höhe ganz unlieblichen Dunſtkreiſes hinaus, ſo geriethe man in das Rollen und den Wirbel dieſer gigantiſchen Weltkörper, die in der Nähe, als Licht- oder Schattenmaſſen, gleich furchtbar wären. Selbſt ſchon eine Nähe, in der viele Geſtirne größer erſchienen, wäre nicht wünſchenswerth. Die größern Lichter in größerer Zahl würden einförmiger ſein und die kleinern und entferntern überglänzen und unſichtbar machen. Ich kann

mir nicht vorstellen, daß mehrere Monde, wie andere Planeten sie haben, unsere Nächte verschönern würden. Ein anderes ists mit dem Saturnus-Ringe. Wenn man sich diesen wie eine goldene Doppelbrücke über den Himmel gespannt denkt, so muß es allerdings einen wundervollen Anblick gewähren. Es scheint also aus allem hervorzugehen, daß der Himmel, dem man sich, das Wort geistig genommen, so nah wünschen muß, körperlich für unsere Empfindung schöner in der Entfernung ist.

Zu dieser großen Abschweifung über den Himmel hat mich der sehr schöne am heutigen Abend gebracht. Zu dem Sternen- und Monden-Schein kommen die Töne, die der gefrorne See von sich giebt, und die man besonders in der Stille der Nacht so deutlich vernimmt. Es ist bisweilen ein Krachen und Knistern, meist aber ein lange anhaltender klagender Laut.

Leben Sie herzlich wohl! Mit wahrer unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierzigſter Brief.

Tegel, den 9. Februar 1833.

Es thut mir leid, liebe Charlotte, daß Ihnen dieſer Brief ſpäter als gewöhnlich zukommen wird. Ich habe aber wegen eines Geſchäftes einige Tage in der Stadt ſein müſſen, und da komme ich nicht zum ruhigen Schreiben. Da ich Berlin jetzt ſelten beſuche, ſo drängt ſich dann alles, Menſchen und Sachen zuſammen, und es bleibt mir nicht einmal die materielle Zeit übrig, etwas für mich anzufangen, wenn ich auch gar nicht von der Stimmung reden will. Ich verlor aber gerade auf dieſe Weiſe die erſten Tage des Monats, in denen ich Ihnen jetzt gewöhnlich zu ſchreiben pflege. Ich hoffe, Sie werden ſich über das Ausbleiben des Briefs nicht beunruhigt haben. Sie müſſen das niemals thun, liebe Freundin, darum bitte ich ſehr. Der kleinen, ganz unbedeutenden Urſachen, warum ich Ihnen an dieſem oder jenem Tage nicht ſchreibe, können ſehr viele ſein, und ich kann ſie ſo wenig vorausſehen, als Sie ſie errathen. Aber Sie können ſicher eine von dieſen vorausſetzen, wenn meine Briefe Ihnen über die gewohnte Zeit ausbleiben. Da ich zu derſelben Zeit im Monat jetzt gewohnt bin, Ihnen zu ſchreiben, ſo bekommen Sie nach einer ziemlich längern Pauſe hernach zwei Briefe ſchneller nach einander, was Ihnen Freude macht, da Sie auf meine Briefe einen viel größern Werth legen als ſie verdienen. Dieſe Ihre Freude iſt auch mir

eine und macht, daß ich Ihnen willig die Zeit opfere, die es mich koſtet. Seit vorgeſtern bin ich wieder hier, und heute ſchon ſetze ich mich hin, um mich mit Ihnen zu unterhalten. Denn eine Unterhaltung kann man unſern Briefwechſel vorzugsweiſe nennen. Da er ſich meiſt um Ideen dreht, und die äußern Lebensverhältniſſe ſehr wenig angeht, ſo gleicht er darin einem raiſonnirenden Dialog, und Ideen ſind ja nur das einzig wahrhaft Bleibende im Leben. Sie ſind im eigentlichſten Verſtande das, was den denkenden Menſchen ernſthaft und dauernd zu beſchäftigen verdient. Auch Sie nehmen eben ſo lebhaftes Intereſſe daran, und daß Ihnen meine Briefe Freude machen, liegt vorzüglich in dieſem ihren Inhalte. Es iſt mir auch ein beſonderer Grund der Zufriedenheit und Freude an Ihrer Art zu ſchreiben, daß Sie nicht mehr, wie Sie es ſonſt oft thaten, darauf dringen, daß ich Ihnen von dem erzähle, was mich angeht, und über das Mittheilungen mache, was mich umgiebt, was gar nicht in meinem Weſen liegt. Darum müſſen Sie nun aber ja nicht denken, daß ich es auch gern habe, wenn Sie über ſich ſchweigen. Es macht mir im Gegentheil wahre Freude, wenn ich Ihr inneres Leben in allen Ihren äußern Umgebungen ſehe. Vergeſſen Sie alſo nicht, mir auch ferner, von Zeit zu Zeit, dieſen Ueberblick wie bisher zu geben.

Sie bitten mich in Ihrem letzten Brief, Ihnen noch nähere Erläuterung darüber zu geben, was ich eigentlich damit meine, daß man in gewiſſen Lebensepochen innerlich das thun müſſe, was man äußerlich ſein Haus beſtellen nenne. Ich habe darunter etwas ſehr Einfaches und ganz

der gewöhnlichen Bedeutung der Redensart Entsprechendes verstanden. Man sagt, daß man sein Haus bestellt hat, wenn man Sorge getragen hat, alles das auf den Fall seines Todes zu berichtigen, was bis dahin unberichtigt geblieben war. Die Redensart schließt ferner in sich, daß man angeordnet habe, wie es mit den Dingen, die einem angehören, nach dem Hintritt werden soll. Von allen Seiten schneidet also das Hausbestellen Verwickelung, Ungewißheit und Unruhe ab, und befördert Ordnung, Bestimmtheit und Seelenfrieden. So nimmt man den Ausdruck im äußern, weltlichen Leben. Auf viel höhere und edlere Weise aber findet das Aehnliche im Geistigen statt. Auch darin giebt es mehr und minder Wichtiges, mehr und minder an das irdische Dasein Geknüpftes, mittelbar oder unmittelbar mit dem Höchsten im Menschen Verbundenes. Ich meine damit nicht gerade, wenigstens nicht ausschließlich, Religionsideen. Was ich hier meine, gilt auch von solchen, die gar nicht in diesen Kreis gehören. Es läßt sich überhaupt nicht im Allgemeinen bestimmen, was hier das Höchste und Wichtigste genannt wird. Jedermann pflegt aber in sich die Erfahrung zu machen, daß er gerade dem, was in ihm das Tiefste und Eigenthümlichste ist, die wenigste Muße widmet, und sich viel zu viel durch untergeordnete Gegenstände das Nachdenken rauben und entreißen läßt. Dies muß man abstellen, den störenden Beschäftigungen entsagen und sich mit Eifer den wichtigern widmen. Noch mehr aber geht diese Sammlung auf eine kurze Spanne noch übrigen Lebens, wie man es auch nennen könnte, in dem Gebiete des Gefühls vor. Doch ist hier im Allgemeinen ein großer und wichtiger Unterschied. Im Intellektuellen und allen Sachen des Nachdenkens hat der Vorsatz volle Kraft. Man kann und muß absichtlich die Gedanken

und das Nachdenken auf gewiſſe Punkte richten. Im Gefühl iſt das nicht nur unmöglich, ſondern würde auch geradezu ſchädlich ſein. Im Gebiete des Empfindens läßt ſich nichts Unfreiwilliges, nichts Erzwungenes denken. Da kann alſo die Aenderung nur von ſelbſt eintreten, und iſt mit der Reife einer Frucht zu vergleichen. Sie geht von ſelbſt vor ſich, ſo wie die ganze Seelenſtimmung verräth, daß dies Loslaſſen vom hieſigen Daſein in das Gemüth ganz übergegangen iſt. Die Aenderung beſteht auch da in einem Vereinfachen und Zurückziehen des Gemüths auf ſich ſelbſt, doch läßt ſich hier noch weniger als im Gebiet des Denkens, aus einer einzelnen Individualität heraus, etwas allgemein Geltendes ſagen. In mir iſt es ganz einfach ſo zugegangen, daß ſich mein Gemüth ſo auf eine Empfindung konzentrirt hat, daß es jeder andern unzugänglich geworden iſt, in ſofern nämlich, als ich durch eine andere Empfindung etwas empfangen ſollte. Denn auf keine Art bin ich dadurch kalt und untheilnehmend geworden, nur uneigennütziger und wirklich jeder Forderung entſagend. Nicht blos mit Menſchen iſt es mir aber ſo, auch an das Schickſal mache ich keine Forderung. Ich würde Ungemach wie ein Anderer fühlen, das läßt ſich aus der menſchlichen Natur nicht ausrotten. Entbehrung bleibt Entbehrung und Schmerz bleibt Schmerz. Aber den Frieden meiner Seele würden ſie mir nicht nehmen, das würde der Gedanke verhindern, daß ſolche Ereigniſſe und Zuſtände natürliche Begleiter des menſchlichen Lebens ſind, und daß es nicht geziemend wäre, in einem langen Leben nicht einmal die Kraft gewonnen zu haben, ſeine höhere und beſſere Natur gegen ſie aufrecht erhalten zu können. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſo deutlich genug geworden bin. Wäre es nicht der Fall, oder ſchiene Ihnen meine Anſicht nicht richtig,

ſo werde ich ſehr gern weiter und ausführlicher in die Sache eingehen.

Sie reden in Ihrem Briefe von Gedächtnißhülfen, die Sie ſich erſonnen haben, und erbieten ſich mir mehr darüber zu ſagen, wenn ich es wolle. Thun Sie es ja. Leben Sie wohl! Mit immer gleichem Antheil der Ihrige.

H.

Einundvierzigster Brief.

Tegel, den 8. März 1833.

Auch diesmal komme ich viel ſpäter zum Schreiben, als es mein Vorſatz war, liebe Charlotte, und da ich immer viel Zeit zum Schreiben brauche, ſo werden Sie noch ſpäter bekommen. Sie müſſen ſich aber nie deshalb beunruhigen. Sie werden ſagen, daß man darüber nie Herr iſt. Mit jedem Erſten des Monats denke ich daran, Ihnen zu ſchreiben, aber es treten bei meiner Lebenseintheilung oft Tage und Reihen von Tagen ein, wo ich nicht zum Schreiben an Sie, auch mit dem beſten Willen, kommen kann. Der Vormittag iſt unabänderlich wiſſenſchaftlichen Arbeiten gewidmet. Davon mache ich hier in Tegel keine Ausnahme (in der Stadt muß ich es freilich), dieſe Arbeiten machen jetzt eigentlich mein Leben aus, meine Gedanken ſind ihnen ganz zugewendet, und da ich jetzt vieles Schlafes bedarf, ſo iſt mein Vormittag doch kurz. Den Nachmittag gehe ich ein bis zwei Stunden ſpazieren, und die übrige Zeit bleibt für meine ziemlich weitläufige Korreſpondenz und vielfachen Geſchäfte u. ſ. w. Fällt nun in dieſen Dingen etwas ungewöhnlich Dringendes vor, wie es diesmal der Fall war, oder kommt Beſuch, ſo verzögert ſich gegen mein Wünſchen und Wollen der Abgang meines Briefes an Sie. Dennoch bin ich glücklicherweiſe viel weniger Störungen ausgeſetzt wie Andere, und genieße noch der höchſt nützlichen Gabe, nie durch Mangel an Stimmung abgehalten

zu werden, oder die Stimmung abwarten zu müſſen. Wie ich die Sache vornehme, iſt, wenn ich bisweilen auch lieber etwas ganz andres thäte, und mich zum Anfange wahrhaft zwingen muß, die Stimmung da. Bei dem Wort fallen mir Ihre Tabellen ein. Sie haben mich ſehr intereſſirt. Es iſt eine originelle Idee, die täglichen Zuſtände des Lebens ſchnell an einander zu reihen, die Stimmung und alle andere Dinge, von denen ſie abhängen kann, aufzuzeichnen. Auch nur ein halbes Leben ſo verzeichnet, würde zu einer Menge von Vergleichungen Stoff darbieten.

Ihr ganzer Brief hat mir Freude gemacht, da eine ruhige, in jeder Art erfreuliche Gemüthsſtimmung daraus hervorgeht. Nur hat mich für Sie der neue Verluſt ſehr geſchmerzt, den Sie abermals erlitten haben. Das Vorangehen ſo Vieler iſt allerdings bei vorrückenden Jahren etwas die ruhige Heiterkeit des Gemüths ſehr ſchmerzlich Trübendes. Ich gehe aber noch weiter. Auch das Altwerden derer, die man in Jugendkraft des Körpers und Geiſtes gekannt hat, iſt betrübend. Ich wollte ſchon immer alt werden, wenn nur die, die um mich her ſind, jung blieben. Indeß iſt das, wenn es auch nicht ſcheint, ein eigennütziger Wunſch.

Sie fragen mich, was ich unter Ideen meine, wenn ich ſage, daß ſie allein das Bleibende im Menſchen ſind, und daß ſie allein das Leben zu beſchäftigen verdienen? Die Frage iſt nicht leicht beantwortet, ich will aber verſuchen, deutlich darüber zu werden. Die Idee iſt zuerſt den vergänglichen äußern Dingen und den unmittelbar auf ſie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leidenſchaften entgegengeſetzt. Alles, was auf eigennützige Abſichten und augenblicklichen Genuß hinausgeht, widerſtrebt ihr natürlich und kann niemals in ſie übergehen. Aber auch viel

höhere und edlere Dinge, wie Wohlthätigkeit, Sorge für die, die einem nahe ſtehen, mehrere andere gleich ſehr zu billigende Handlungen ſind auch nicht dahin zu rechnen, und beſchäftigen denjenigen, deſſen Leben auf Ideen beruht, nicht anders, als daß er ſie thut, ſie berühren ihn nicht weiter. Sie können aber auf einer Idee beruhen, und thun es in idealiſch gebildeten Menſchen immer. Dieſe Idee iſt dann die des allgemeinen Wohlwollens, die Empfindung des Mangels deſſelben wie einer Disharmonie, wie eines Hinderniſſes, das es unmöglich macht, ſich an die Ordnung höherer und vollkommener Geiſter und an den wohlthätigen Sinn, der ſich in der Natur ausſpricht und ſie beſeelt, anzuſchließen. Es können aber auch jene Handlungen aus dem Gefühl der Pflicht entſpringen, und die Pflicht, wenn ſie blos aus dem Gefühl der Schuldigkeit fließt, ohne alle und jede Rückſicht auf Befriedigung einer Neigung oder irgend eine ſelbſt göttliche Belohnung, gehört gerade zu den erhabenſten Ideen. Von dieſen muß man hingegen auch abſondern, was blos Kenntniß des Verſtandes und des Gedächtniſſes iſt. Die kann wohl zu Ideen führen, verdient aber nicht ſelbſt dieſen Namen. Sie ſehen ſchon hieraus, daß die Idee auf etwas Unendliches hinausgeht, auf ein letztes Zuſammenknüpfen, auf etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn ſie ſich auch von allem Irdiſchen losmachte. Alle großen und weſentlichen Wahrheiten ſind alſo von dieſer Art. Es giebt aber ſehr viele Dinge, die ſich nicht ganz mit den Gedanken faſſen und ausmeſſen laſſen, und darum doch nicht minder wahr ſind. Bei vielen von dieſen tritt dann die künſtleriſche Einbildungskraft ein. Denn dieſe beſitzt die Gabe, das Sinnliche und Endliche, zum Beiſpiel die körperliche Schönheit, auch unabhängig vom Geſicht und ſeinem ſeelen-

vollen Ausdruck, ſo darzuſtellen, als wäre es etwas Unendliches. Die Kunſt, die Poeſie mit eingeſchloſſen, iſt daher ein Mittel, ſehr vieles in Ideen zu verwandeln, was urſprünglich und an ſich nicht dazu zu rechnen iſt. Selbſt die Wahrheit, wenn ſie auch hauptſächlich im Gedanken liegt, bedarf einer ſolchen Zugabe zu ihrer Vollendung. Denn wie wir bisher die Idee nach ihrem Gegenſtand betrachtet haben, ſo kann man ſie auch nach der Seelenſtimmung ſchildern, die ſie fordert. Wie ſie nun, dem Gegenſtand nach, ein Letztes der Verknüpfung iſt, ſo fordert ſie, um ſie zu faſſen, ein Ganzes der Seelenſtimmungen, folglich ein vereintes Wirken der Seelenkräfte. Gedanke und Gefühl müſſen ſich innig vereinigen, und da das Gefühl, wenn es auch das Seelenvollſte zum Gegenſtande hat, immer etwas Stoffartiges an ſich trägt, ſo iſt nur die künſtleriſche Einbildungskraft im Stande, die Vereinigung mit dem Gedanken, dem das Stoffartige widerſteht, zu bewirken. Wer alſo nicht Sinn für Kunſt oder nicht wahren und ächten für Muſik oder Poeſie beſitzt, der wird überhaupt ſchwer Ideen faſſen, und in keiner gerade das wahrhaft empfinden, was darin Idee iſt. Es iſt ein ſolcher Unterſchied zwiſchen den Menſchen in ihrer urſprünglich geiſtigen Anlage gegründet. Die Bildung thut hierzu nichts. Sie kann wohl hinzuthun, nie aber ſchaffen, und es giebt hundert künſtleriſch und wiſſenſchaftlich gebildete Menſchen, die doch in jedem Worte deutlich beweiſen, daß ihnen die Naturanlage, mithin alles fehlt. Der große Werth der Ideen wird vorzüglich an Folgendem erkannt: Der Menſch läßt, wenn er von der Erde geht, alles zurück, was nicht ganz ausſchließlich und unabhängig von aller Erdenbeziehung ſeiner Seele angehört. Dies aber ſind allein die Ideen, und dies iſt auch ihr ächtes Kenn-

zeichen. Was kein Recht hätte, die Seele noch in den Augenblicken zu beſchäftigen, wo ſie die Nothwendigkeit empfindet, allem Irdiſchen zu entſagen, kann nicht zu dieſem Gebiete gezählt werden. Allein dieſen Moment, bereichert durch geläuterte Ideen zu erreichen, iſt ein ſchönes, des Geiſtes und des Herzens würdiges Ziel. In dieſer Beziehung und aus dieſem Grunde nannte ich die Ideen das einzig Bleibende, weil nichts anderes da haftet, wo die Erde ſelbſt entweicht. Sie werden mir vielleicht Liebe und Freundſchaft entgegenſtellen. Dieſe ſind aber ſelbſt Ideen und beruhen gänzlich auf ſolchen. Von der Freundſchaft iſt das an ſich klar. Von der Liebe erlaſſen Sie mir zu reden. Es mag an ſich eine Schwachheit ſein, aber ich ſpreche das Wort ungern aus, und habe es eben ſo wenig gern, wenn man es gegen mich ausſpricht. Man hat oft wunderbare Anſichten von der Liebe. Man bildet ſich ein, mehr als einmal geliebt zu haben, will dann gefunden haben, daß doch nur das eine Mal das Rechte geweſen ſein, will ſich getäuſcht haben oder getäuſcht ſein. Ich rechte mit niemandes Empfindungen. Aber was ich Liebe nenne, iſt ganz etwas anderes, erſcheint im Leben nur einmal, täuſcht ſich nicht und wird nie getäuſcht, beruht aber ganz und vielmehr noch auf Ideen.

Ich fürchte aber, Sie ermüdet zu haben, ohne Ihnen vollkommen klar zu werden. In dieſem Fall verzeihen Sie mir. Sie wollten ausdrücklich, daß ich Ihnen darüber ſchreiben ſollte, und die Schwierigkeit liegt in der Sache. Vielleicht aber finden Sie doch etwas darin, woran Sie ſich halten können, und wenn Sie von da aus Fragen thun, ſo kann ich Ihnen weitere Erläuterungen geben, was ich von Herzen gern thun will. Wie immer der Ihrige. H.

Zweiundvierzigster Brief.

Tegel, den 7. April 1833.

Ich bin ſchon lange im Beſitz Ihres Briefes, liebe Charlotte, habe aber nicht früher dazu kommen können, ihn zu beantworten. Sie haben ihn blos vom Monat März datirt und gegen Ihre Gewohnheit nicht den Tag des Abgangs bemerkt. Ich bitte Sie, ihn künftig immer hinzuzuſetzen. Ein Brief, von dem man nichts als den Monat weiß, iſt eine zu unbeſtimmte Mittheilung, und ich habe immer auf die Tage gehalten. Man kann eher noch etwas im Raum unbegränzt laſſen. Die Empfindung der Zeit greift überhaupt tiefer in die Seele ein, was wohl daran liegt, daß der Gedanke und die Empfindungen ſich in der Zeit bewegen.

Ich habe oft, faſt von meiner Kindheit an, angefangen Tagebücher zu halten, und ſie nach einiger Zeit wieder verbrannt. Es thut mir aber ſehr leid, nicht wenigſtens von jedem Tage aufgezeichnet zu haben, wo ich war, und was ich vorzüglich that, oder wer mir begegnete. Ich würde mich ſehr freuen, das von meinem zehnten Jahre an zu beſitzen. Von ausführlichen Tagebüchern und ſolchen, die Beurtheilungen der Handlungen und Geſinnungen enthalten ſollen, halte ich ſonſt nicht viel. Es geht einem, wie man es anfangen möge, nie ganz ein, für ſich

ſelbſt und an ſich ſelbſt gerichtet zu ſchreiben. Wenn man das Geſchriebene auch niemand zeigt noch zeigen würde, ſo ſchreibt man doch wie einem imaginirten Publikum gegenüber. Man iſt wirklich mehr befangen, als wenn man die Selbſtbeurtheilung an eine einzelne beſtimmte Perſon richtet. Das Intereſſe an dieſer zieht da die Seele davon ab, ſich zu ſehr mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen und zu ſehr auf ſich Rückſicht zu nehmen, ſtellt dadurch die Unbefangenheit wieder her und befördert die Naivetät der Erzählung. Ueberhaupt iſt nicht eben zu fürchten, daß man ſich in ſolchen Aufzeichnungen über ſich ſelbſt zu ſehr ſchont, oft liegt ſogar die Uebertreibung der Wahrheit im Gegentheil. Was dagegen eher zu fürchten ſein kann, iſt, daß die Eitelkeit dabei Nahrung findet. Man hält leicht, je mehr man ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, alles, was einen betroffen hat, für außerordentlicher, als was Andern begegnet iſt, und legt auf jeden Zufall wie auf eine Abſicht Werth, welche Gott mit uns gehabt hätte. Indeß können ſolche Fehler vermieden werden, und dann wird gerade ein ſolches Tagebuch zu einer zugleich anziehenden und nützlichen Selbſtbeſchäftigung.

Die Zeit iſt nur ein leerer Raum, dem Begebenheiten, Gedanken und Empfindungen erſt Inhalt geben. Da man aber weiß, daß ſie, wenn man auch viel Einzelnes davon kennt, dieſen Inhalt freudvoll und leidvoll für empfindende Menſchen getragen hat, ſo iſt ſie an ſich immer das Herz ergreifend. Auch ihr ſtilles und heimliches Walten hat etwas magiſch Anziehendes. Der Tag, an dem einen ein großes Unglück begegnet, iſt eine lange Reihe von Jahren ungeahnet an einem vorbeigegangen, und eben ſo ſtill und

unbekannt ſchreitet der an uns vorüber, an dem uns ein Unglück unwandelbar bevorſteht. Denkt man aber der Folge der Zeit nach, ſo verliert man ſich darin wie in einem Abgrund Es iſt nicht Anfang noch Ende. Ein großer Troſt liegt aber im Wandel, da er immer an ein höchſtes Geſetz, an einen ewig lenkenden Willen in unverrückter Ordnung erinnert. Das Erkennen dieſer Ordnung iſt in allen Welteinrichtungen, bei der Hinfälligkeit der menſchlichen Natur und der ſcheinbar oft regellos zermalmenden Gewalt der Elemente, etwas ſehr Beruhigendes. Am regelmäßigen Sonnenlauf und Mondeswechſel muß das auch ganz rohen Nationen anſchaulich werden. Je mehr die Kenntniß der Natur zunimmt, deſto mehr wächſt die Zahl der Beweiſe dieſer Ordnung. Zur eigentlichen Einſicht in den Sternenlauf iſt ſchon wiſſenſchaftliche Beobachtung nothwendig. Steigt dieſe, wie bei uns, zum höchſten Grade, ſo werden wieder Abweichungen bemerkbar und Dinge, die ſich in die ſonſtige Ordnung nicht paſſen laſſen. Dieſe ſind ſichere Beweiſe, daß die Forſchung noch ein neues Feld zu Entdeckungen vor ſich hat. Denn alles wiſſenſchaftliche Arbeiten iſt nichts anders, als immer neuen Stoff in allgemeine Geſetze zu bringen.

Sie klagen im Ganzen über Ihr Gedächtniß, nehmen aber einiges aus. Mehr können Wenige von ſich ſagen. Das Gedächtniß iſt nach Gegenſtänden vertheilt, und in niemanden iſt es für alle gleich gut. Das angenehmſte iſt ein leichtes Gedächtniß für Gedichte. Iſt das mit wahrem Geſchmack in der Auswahl, und mit Talent im Herſagen verbunden, ſo giebt es keine andere, das Leben gleich verſchönende Gabe. Zum guten Herſagen gehört aber un-

endlich viel: zuerst freilich nur Dinge, die jede gute Erziehung jedem geben kann, richtiges Verstehen des Sinnes, eine gute, deutliche, von Provinzialfehlern freie Aussprache; aber dann freilich Dinge, welche nur angeboren werden, ein glückliches, schon in sich seelenvolles Organ, ein feiner musikalischer Sinn für den Fall des Silbenmaßes, ein wahrhaft dichterisches Gefühl, und hauptsächlich ein Gemüth, in dem alle menschlichen Empfindungen rein und stark wiederklingen. Der Genuß, den ein solches Wiedergeben wahrhaft schöner Gedichte gewährt, ist in der That ein unendlicher. Er ist mir oft und im höchsten Grade geworden, und ich rechne das zu den schönsten Stunden des Lebens. Aber auch das eigene Auswendiglernen und Auswendigwissen von Gedichten, oder von Stellen aus Gedichten, verschönert das einsame Leben, und erhebt oft in bedeutenden Momenten. Ich trage mich von Jugend an mit Stellen aus dem Homer, aus Goethe und Schiller, die mir in jedem wichtigen Augenblicke wiederkehren, und mich auch in den letzten des Lebens nicht verlassen werden. Denn man kann nichts Besseres thun, als mit einem großen Gedanken hinübergehen.

Ich befinde mich, Gott sei gedankt, recht wohl, gehe aber doch den Sommer wieder ins Seebad nach Norderney. Man findet, daß es meine Schwächlichkeiten vermindert hat. Das sehe ich nun zwar nicht, und auch Sie werden es an meinem Schreiben wenigstens nicht gewahr werden. Allein das ist wohl möglich, und das glaube ich sogar selbst, daß der jährliche Gebrauch des Bades diese meine Schwächlichkeiten auf dem Punkte erhält, auf dem

sie jetzt sind. Vielleicht sind auch die Wellen unschuldig daran. Aber man ist gern dankbar, und die See ist ein so schöner und großer Gegenstand, daß man ihr gern dankbar ist. Gern gehe ich aber nicht hin, es ist mir eine lästige Störung. Aber wenn ich mich einmal in das Nothwendige fügen muß, so nehme ich mir das Angenehme heraus, und gehe leicht über das Lästige hinweg, ob ich mich gleich von meiner hiesigen Einsamkeit so ungern als von einer geliebten Person trenne.

Ich komme diesmal erst zum Ende zu Ihnen, liebe Charlotte, Sie müssen das nicht einer geringern Theilnahme zuschreiben. Ich wollte Sie zu mir herüber ziehen, worauf Sie ja so gern und gütig immer eingehen. Gewiß nicht, daß ich nicht vollkommen mit Ihrer Stimmung zufrieden wäre. Die Wehmuth nach dem Verlust einer geliebten Freundin ist so natürlich, und wenn das Schicksal dies herbeiführt, so ist die Wehmuth eine wohlthätige Empfindung. Die edle ist immer von stiller Ergebung begleitet, und daß diese sich vorzugsweise in Ihrem letzten Briefe ausspricht, macht ihn mir so werth. Diese Ergebung liegt ganz gewiß in der Grundbildung Ihres Gemüths, sie macht einen hauptsächlichen Theil seines Grundwesens aus, und ich habe nie Mangel darin bei Ihnen gefunden; doch scheint es mir, als wenn sie noch mehr als früher und klarer in Ihnen hervorgehe. Die sichere Probe ist, wenn Ergebung mit Heiterkeit in Verbindung tritt.

Mit der Gegenwart ſind Sie ſo dankbar zufrieden. Vertrauen Sie auch der Zukunft, und hegen keine ängſtlichen Beſorgniſſe. Sie iſt allerdings ungewiß, aber bedenken Sie, daß die ewige Güte wacht, daraus entſpringt Vertrauen, und dies muß man im Herzen nähren. Mit inniger Theilnahme unabänderlich der Ihrige. H.

Dreiundvierzigster Brief.

Tegel, den 28. April 1833.

Ich fange einen Brief an Sie an, liebe Charlotte, ehe ich den Ihrigen erhalten habe.

Wir müssen dies Jahr ungewöhnlich lange auf den Frühling warten, nur Gesträuche grünen, aber nirgends sind noch wahre Blätter. Bäume wie Eichen und Akazien, die ihrer Natur nach spät ausschlagen, werden einen kurzen Sommer haben, wenn sie erst im Anfang Junius das volle Laub bekommen, das sie schon im September wieder anfangen zu verlieren. Im hohen Norden ist es zwar auch so, aber es liegt darin eine Art von Ausgleichung der Natur, daß die Vegetation, wenn sich ihr Erstarren einmal gelöst hat, mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu voller Entfaltung fortschreitet. Ich habe es nicht nördlicher als Königsberg gesehen, es ist aber nicht zu sagen, wie dort im vollen Frühling jeder Morgen einen ganz veränderten Anblick gegen den vorigen Tag darbietet. In südlichen Ländern ist wieder der Unterschied zwischen Winter und Frühling zu geringe, und das Gefühl des fröhlichen Erwachens der Natur wird weniger auffallend rege. Man wird freilich dafür durch tausend andere Vorzüge reichlich entschädigt, und fühlt dafür auch nicht die todte Erstarrung unsers Winters. Der Wunsch, den Wechsel recht merklich zu empfinden, ist wie der Wunsch, Schmerz zu haben, um sich an der Genesung zu erfreuen. Unserm Klima ähnlich,

aber viel glücklicher in früherer Entfaltung der Natur, größerer Beständigkeit und längerer Dauer der schönen Jahreszeit sind einige Gegenden des südlichen Deutschlands und der Schweiz, wo die hohen Gebirge nicht zu nahe stehen, namentlich die reizenden Ufer des Bodensees. Dort ist der Frühling wirklich in aller seiner Pracht.

Es mag doch an der sonderbaren Jahreszeit liegen, daß sehr viele Erkrankungen hier sind, wenn auch im Ganzen einzelne, doch immer wenige Todesfälle erfolgt sind. Unter diesen war hier ein allgemein betrauerter und doppelt betrauernswürdiger, weil der Verstorbene mit Recht überall sehr geliebt war, und weil dieselbe Familie hinter einander so schreckliche Verluste durch den Tod erlitten hat. Sie haben gewiß in den Zeitungen gelesen, daß in Berlin der Fürst Radziwill gestorben ist. Er hatte eine königliche Prinzessin, eine Cousine unsers Königs, zur Gemahlin. Sie hatten sich, ohngefähr zu gleicher Zeit als ich, aus reiner Neigung geheirathet. Die Prinzessin ist eine der geistvollsten Frauen, die es gegeben hat; der Fürst war sehr liebenswürdig und überall hülfreich. Sein Talent für Musik war ausgezeichnet und anerkannt. Er hat einen großen Theil von Goethe's Faust in Musik gesetzt. Etwa drei Jahre können es sein, daß diese beiden Eltern in ihrer sonst so glücklichen Lage das Unglück hatten, zwei völlig erwachsene Söhne in kurzem Zwischenraum an der Schwindsucht zu verlieren. In diesem Winter bekam die älteste Prinzessin plötzlich einen Blutsturz, und ist seitdem so offenbar schwindsüchtig, daß man an ihrem Aufkommen verzweifelt. Vierzehn Tage nach ihrem Erkranken starb der Vater, den man blos an der Grippe krank glaubte, ganz unerwartet. In der großen Schwäche, worin die anmuthige Tochter sich befand, durfte sie den Tod nicht erfahren. Man kann

ſich kaum denken, was die arme Mutter litt, was es ihr koſten mußte, bei der Tochter heiter zu ſcheinen, und von dem ſchon zu ſeiner Ruheſtätte eingegangenen Vater wie von einem bald Geneſenden zu reden, und dieſe Täuſchung wochenlang fortzuſetzen. Es gehört die ganze Stärke und Ergebung dazu, welche dieſe außerordentliche Frau beſitzt.

Gall, deſſen Sie in Ihrem Briefe erwähnen, habe ich noch perſönlich gekannt und ſeinen Lehrſtunden über die Schädellehre in Wien 1797 beigewohnt. Ich habe keinen Augenblick daran geglaubt. Es war eine der Erfindungen, die, wenn man ſie des Charlatanismus entkleidet, der ſie umgiebt, eine ſehr dürftige Wahrheit hinterlaſſen. Gall's eigentliches wiſſenſchaftliches Verdienſt beſteht darin, daß er die wahre Form und Zuſammenfaltung der Gehirnmaſſe zuerſt richtig eingeſehen, begriffen und gezeigt hat. Außerdem war er ein ſehr guter Arzt. Er ſtarb gerade, als ich das letzte Mal in Paris war, und ich habe ihn noch dort geſehen. Er hatte in ſeinem Teſtament verordnet, daß gleich nach ſeinem Tode ſein Kopf abgelöſt und ſein Schädel ſeiner Sammlung einverleibt werden ſollte, was auch pünktlich geſchehen iſt. Da er kein Honorar für ſeinen Unterricht nahm, ſo konnte ich ihm die Gefälligkeit nicht abſchlagen, meinen Kopf für ihn in Gyps abformen zu laſſen. Dies geſchieht unmittelbar über die Natur, wie es bei Todten geſchieht, und ſo ungeſchickt als es bei ihm gemacht wurde, brachte es einen dem Erſticken ſehr nahe. Meine Gypsform muß noch in ſeiner Sammlung ſein. Dies war übrigens kein beneidenswürdiges Schickſal. Denn alle Laſter, die man der Theorie nach hätte haben ſollen, aus deren Schlingen man ſich aber glücklich gezogen hatte,

wurden einem da, so oft man die Ehre genoß, in einer Vorlesung vorgezeigt zu werden, in nur zu klaren und unzweideutigen Ausdrücken, da Gall sich sehr roh und ungebildet zu äußern pflegte, vorgeworfen, wie ich an merkwürdigen Beispielen selbst gehört habe. Er hat mich gewiß nicht mehr geschont als Andere, und hat darin ganz recht gethan, da ich in gar keinem nähern Verhältnisse zu ihm stand. Der Grundfehler des Gall'schen Systems ist der, daß er gar nicht einsah, daß alle moralischen und intellektuellen Kräfte im Menschen so in Verbindung stehen, und so ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, daß sich gar nicht nach so oberflächlicher Abtheilung verschiedene Organe annehmen lassen, als er auf das allerwillkürlichste entscheidet. Darin, in der wahren geistvollen Würdigung des Menschen, war Lavater ein ganz anderer Kopf und ein ganz anderes Gemüth. Leben Sie wohl, erfreuen Sie sich des Frühlings und rechnen Sie auf meine unwandelbare Theilnahme. H.

Vierundvierzigster Brief.

Tegel, den 14. Juni 1833.

Machen Sie ſich nie darüber Sorge, liebe Charlotte, wenn Ihr Brief ſich einmal verſpätet. Sie müſſen mir nur dann ſchreiben, wenn Sie Kraft und Stimmung dazu in ſich fühlen, und Ihnen die Unterhaltung mit mir zur Erheiterung gereicht. Sie haben mir mehr als einmal geſagt, daß im Fall eines Erkrankens, auch wenn Sie es mir nicht ſelbſt melden könnten, was noch nie Ihr Fall geweſen, Sie Mittel haben mir Nachricht zu geben, — ſo bin ich auch beruhigt, wenn einmal ein Brief von Ihnen nicht pünktlich, wie ich es gewöhnt bin, einläuft. Auch Ihnen wird diesmal mein Brief ſpäter zukommen, als ſich die Gewohnheit bei mir gebildet hat Ihnen zu ſchreiben; das iſt aber diesmal nur Folge zufälliger Urſachen, nicht der innern Stimmung, die ich glücklicherweiſe von äußern Zufälligkeiten frei und unabhängig zu erhalten ſtrebe. Aber innig leid thut es mir, wie ich ſchon es erkannte in Ihrem Briefe, daß Sie erſchöpft an Kräften, überarbeitet und angeſtrengt waren, und Sie mir erſt ſagen wollten, wenn Sie ausgeruht und etwas wohler waren. Ich rede freilich, wie Sie bemerken, der Arbeitſamkeit das Wort, ehre ganz vorzüglich die Ihrige, ſie muß aber doch das Maß der Kräfte nicht überſchreiten. Ich möchte indeß die Mattigkeit und Schwäche, worüber

Sie klagen, nicht ſowohl der Arbeit an ſich zuſchreiben; ich glaube vielmehr, daß die Grippe dabei im Spiel geweſen iſt. Auch hier iſt es Vielen auf ähnliche Weiſe gegangen. Die, wie man nicht leugnen kann, epidemiſche Krankheit hat ſich offenbar auf zweifache Weiſe geäußert. Bei der großen Anzahl der Menſchen iſt ſie ganz eigentlich zum Durchbruch gekommen, hat einen kurzen, mehr oder minder heftigen Lauf gehabt, iſt dann gewichen, hat aber eine große Mattigkeit hinterlaſſen. Oft auch ſind andere Krankheiten, namentlich Nervenfieber nachgefolgt. Andere Perſonen ſind ſcheinbar nicht krank geworden, haben aber Schwere und Mattigkeit der Glieder gefühlt, gleich als hätten ſie eine ſchwere Krankheit durchgemacht, und dieſe haben eigentlich mehr als jene gelitten, da dieſer auch an ſich ſehr unangenehme Zuſtand zu keiner Kriſis kam, und daher ſich viele Wochen hindurch ohne merkliche Beſſerung fortſetzte. So mag es leicht auch bei Ihnen, liebe Freundin, geweſen ſein, und dann hat die Anſtrengung der Arbeit natürlich das, ohne zum vollen Ausbruch zu kommen, in den Gliedern ſchleichende Uebel noch vermehrt. Sehr viel kann man auch auf die wirklich ſehr große Hitze ſchieben, die wir im Mai hatten. Aber ich bitte Sie inſtändig, ſich ſo großer Anſtrengung nicht wieder hinzugeben — ich weiß recht gut zwar, was Sie mir einwenden werden und oft einwendeten, das Entweder Oder aufgeben — was nicht angeht — oder den momentanen Forderungen entſprechen. Ich habe mir ſonſt immer weibliche Arbeiten reizend vorgeſtellt, weil ſie wohl einen Grad der Aufmerkſamkeit erheiſchen, oder doch den Geiſt nicht ſo beſchäftigen, daß er nicht vielfach dabei in Gedanken, Phantaſien und Träumen herumſchweifen könnte. Es hat mir geſchienen, als wenn ſogar darum das Leben der Frauen anziehender,

und, wenn sie sonst Geist und Gemüth besitzen, bildsamer sei als das der Männer. Sehr viele, ja fast die meisten männlichen Arbeiten nähren eigentlich den Geist wenig oder gar nicht, erlauben doch aber auch nicht, die Gedanken dabei auf irgend etwas anderes zu wenden. Die besten Kräfte des Gemüths bleiben unbeschäftigt, und wenn sie in Perioden fallen, wo man von irgend einem Unglück betroffen worden ist, so versetzen sie, wie ich aus mehrmaliger eigener Erfahrung weiß, die Seele in die widrigste Spannung. Denn zerstreuen lassen sich tiefe Gemüther nicht, sie finden vielmehr sich selbst und mit sich die Ruhe dadurch wieder, daß sie sich absichtlich mit den Gegenständen ihres Grams beschäftigen. Den Beweis von dem, was ich eben über den Gegensatz weiblicher und männlicher Arbeit sagte, fand ich und finde ich noch in der alltäglichen Erfahrung, daß alle Geschäftsmänner, denen man weder Umsicht noch Kenntnisse absprechen kann, doch meistentheils leere und stumpfgewordene Leute sind, ihre Frauen hingegen, und gerade in solchen äußern Verhältnissen, wo der Hausfrau wenig oder keine freie Zeit übrig bleibt, die sie ihrer Bildung widmen können, geistesaufgeweckt und innerlich lebendig bleiben. Ich selbst habe mich oft in maschinenartigen Arbeiten, die auch Männern bisweilen vorkommen, deshalb gehen lassen, um dabei an etwas anderes zu denken. Allein nicht Jeder mag so gestimmt sein, und ich will daher nicht von mir auf Andere schließen. Ich ziehe überhaupt die Selbstbeschäftigung immer dem Lesen vor, und muß mich zu letzterm oft wie zu einer lästigen Arbeit zwingen. Ich denke dann nicht gerade über wichtige Gegenstände nach, ich träume auch nicht geradezu, aber ich gerathe in Stimmungen, die mich über die Gegenwart, sie sei freudig oder

traurig, hinwegſetzen und der Seele den Gleichmuth geben, der ihr ſo unendlich wohlthätig iſt.

Ich reiſe am 2. Juli nach Nordernei ab, und wünſche ſehr, liebe Charlotte, noch einen Brief von Ihnen zu erhalten. Ich bitte Sie alſo recht ſehr darum. Ob ich ſelbſt Ihnen noch werde von hier ſchreiben können, weiß ich nicht, und vermag es wenigſtens nicht gewiß zu verſprechen. Von der Reiſe aus iſt es mir gewiß nicht möglich. Ich thue es aber gewiß gleich nach meiner Ankunft in Nordernei.

Mit treuer und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Fünfundvierzigster Brief.

Berlin, den 1. Juli 1833.

Ich reiſe morgen ab, liebe Charlotte, gehe über Hamburg, und meine Töchter begleiten mich, da ſie auch das Bad gebrauchen wollen. Ich danke Ihnen ſehr für Ihren am 19. v. M. abgegangenen Brief, und freue mich, daß ich noch die Nachricht empfangen habe, daß Sie wieder wohl ſind. Ich befinde mich ſehr wohl bis auf das Zittern, das natürlich zunimmt, je weiter die letzte Badekur und ihre Wirkung zurücktritt. Ich habe mich gewundert, daß Sie neulich ſchrieben, meine Schriftzüge wären feſter. Ich fühle beſtimmt, daß es mit meinem Schreiben ſchlechter geht. Ich ſchreibe ſo ungemein langſam, daß ich das eigene Schreiben noch viel mehr werde beſchränken müſſen, als ich es ſchon thue. Es wäre eine Sünde gegen die Zeitanwendung, ſo lange man noch ganz fähig iſt mit dem Kopf ohne die Hand zu arbeiten.

Sagen Sie mir doch, ob in K. Homöopathie getrieben wird. Ich maße mir zwar kein Urtheil über die Sache an, würde mich aber ſelbſt nie ſo kuriren laſſen. Die Kurart ſcheint mir wenigſtens ſo viel Uebertriebenes zu haben, daß ſie dadurch an Charlatanerie grenzt.

Ich kann Ihnen nicht beſtimmen, wann ich Ihnen wieder ſchreiben werde. Da das Schreiben mir Mühe und Zeit koſtet, ſo könnte es ſein, daß ich nicht gleich nach meiner Ankunft dazu käme. Aengſtigen Sie ſich alſo nicht.

Ueberhaupt können Sie nicht glauben, welch einen ſtörenden Eindruck es immer auf mich macht, die Unruhe in denen zu wiſſen, die Theil an mir nehmen, ſelbſt dann, wenn, wie hier gar nicht der Fall iſt, Grund dazu vorhanden wäre. Die gefaßte Ruhe iſt, wo wirkliche Beſorgniß eintritt, eine ſo viel edlere, den tiefen Gefühlen ſo viel würdigere Stimmung. Unruhe aber ohne alle gegründete Beſorgniß kann nur wieder, und ganz unnütz, beunruhigend wirken. Ich wünſche, daß Sie mir zweimal nach Norderney über Aurich ſchreiben, ſo daß der erſte Brief den 20. Juli, der zweite den 15. Auguſt dort eintreffe.

Mit herzlicher und unveränderter Theilnahme der Ihrige.

H.

Sechsundvierzigster Brief.

Norderneï, den 13. Juli 1833.

Ich bin geſtern Mittag geſund und glücklich hier angekommen, liebe Charlotte, und gebe Ihnen gleich Nachricht davon, weil ich weiß, daß es Sie intereſſirt. Das Fahren hat mich nicht beſonders angegriffen, obgleich ich einige lange Tagereiſen gemacht habe. Allein heute beim Baden habe ich doch gefühlt, daß ich ſchwächer an Kräften als im vorigen Jahre bin. Ich habe deutlich gefühlt, daß ich weniger feſt und ſicher gegen den Andrang der Wellen ſtand als im vorigen Jahre. Die Badeleute ſchieben das freilich auf die Ungewohnheit, aber das eigene Gefühl täuſcht nicht, und die Zeit will ihr Recht haben.

In Hamburg war ich ſeit beinahe vierzig Jahren nicht, und fand ſehr erhöheten Wohlſtand, viel mehr Betriebſamkeit und überall Verbeſſerungen im Innern und Aeußern. Sogar auf dieſer kleinen Inſel iſt dies der Fall ſeit der letzten Badezeit. Wie auch die ſogenannten großen politiſchen Angelegenheiten ſtehen mögen, die einzelnen Menſchen und Familien gehen ihren Weg mit geringer Störung fort, ſtreben ſich ihre Lage beſſer und gewinnreicher zu machen, benutzen die Mittel, welche die Zeit in ſich immer vermehrenden Maßen dazu an die Hand giebt, und vermehren dieſe Mittel ſelbſt dadurch, daß ſie dieſelben benutzen. Dies iſt ein ſehr tröſtender Gedanke, und der große Gang der Schickſale des Menſchengeſchlechts zeigt ſich darin viel

weniger abhängig von fremder Willkür und Zufall, als es beim erſten Anblick erſcheint. In Hamburg habe ich nur meine älteſten Bekannten aufgeſucht, unter andern einen, mit dem ich vor mehr als dreißig Jahren Spanien durchreiſte. Er war damals ein blutjunger Menſch, und hat jetzt eine Reihe blühender Kinder. Klopſtock's Grab ſah ich mit Rührung. Ich habe ihn noch recht gut gekannt. Mein Gefühl für ihn entſpringt aber doch mehr aus frühem Leſen ſeiner Gedichte. Jetzt iſt man freilich in der Poeſie an etwas noch tiefer Gehaltvolles gewöhnt, und würde ſchwer in Klopſtock's Werken anhaltend viel leſen mögen. Es hat ſich ein höherer und offenbar mehr dichteriſcher Sinn erſchloſſen. Aber einzelne Oden, wie Anklänge aus einer in anderer Art edeln Zeit, behalten noch jetzt einen hohen Reiz. In dem Leben des Mannes hat mir immer mißfallen, ſogar noch in ſeiner Grabſchrift, daß er ſeine zwiefache Ehe gleichſam heraushob. Wenn die erſte eine glückliche war, habe ich von früh an einen Widerwillen gegen zweite Ehen gehabt. Nach den gewöhnlichen moraliſchen, ja nach religiöſen Begriffen läßt ſich nichts dagegen ſagen; aber die höhere Sittlichkeit und das ächte Zartgefühl erheben ſich dagegen. Auch ſcheint eine gewiſſe Ahnung davon allgemein zu ſein. Denn in der griechiſchen Kirche, wo die Prieſter ſich verheirathen dürfen, ſind ihnen doch die zweiten Ehen unterſagt.

Die Lage von Hamburg hat mich aufs neue durch ihre Anmuth überraſcht. Der große Strom und die prachtvollen Bäume würden an ſich reizend und einladend ſein, wenn auch die Wohlhabenheit und der Geſchmack der Bewohner ſie nicht in große und ſchöne Gärten, reich an Blumen und exotiſchen Gewächſen, umgeſchaffen hätten.

Das Jahr theilt sich für mich jetzt immer in zwei andere Hälften, als die der Kalender angiebt, in die zwei Monate, die ich auswärts zubringe, und die zehn ungestört ruhigen Aufenthalts zu Hause. Die letzten sind mir die allein angenehmen, und ich betrachte den Tag nach meiner Rückkunft in Tegel als den ersten eines neu beginnenden Jahres. Ich lächle bisweilen über mich selbst, daß ich mich so gläubig um zwei schöne Monate des Jahrs bringe. So wie man es vernünftig überlegt, sieht man ein, wie mißlich es um den Nutzen solcher Reisen steht, und daß diejenigen, die sich nicht darauf einlassen, darum nicht schlimmer daran sind. Der Erfolg ist, wie auch mein Beispiel beweist, nie recht entschieden, ein mehr oder weniger, worauf auch die Einbildung oft noch mitwirkt. Ich gehe blos hierher, weil es mein Arzt so will, und es mein Grundsatz ist, ihm unbedingt zu folgen, in den Mitteln, die mir zu Gebote stehen. Er hat die Vernunftmäßigkeit seiner Kurart zu verantworten, und mein Befinden ist daher mehr seine als meine Sache. Er muß daher die freie Wahl der anzuwendenden möglichen Mittel haben.

Innerlich und geistig sehe ich meinen hiesigen Aufenthalt dadurch als wohlthätig an, daß mich die Entfernung von vielen Büchern mehr zum freien, stillen eigenen Nachdenken zwingt. Ich lebe ganz und ausschließlich meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen, an die sich glücklicherweise auch alle Andenken anschließen, die mir das Leben und die Vergangenheit theuer machen. Denn wenn man die Ideen tief genug verfolgt, so führen sie allemal zugleich in das Gebiet der tiefsten und rein menschlichsten Gefühle. Diese Beschäftigungen fordern nun zugleich freies Nachdenken und angestrengte Arbeit in Büchern. Beides geht nun zwar immer Hand in Hand, allein es ist nicht übel, zuweilen

gewaltsam von den Büchern abgezogen zu werden, nicht zur Erholung, deren man von geistiger, schon in sich stärkender Arbeit nicht bedarf, noch als Zerstreuung, sondern um in derselben Arbeit in ganz freiem, durch nichts Aeußeres geleitetem Nachdenken fortzufahren. In dieser Art wende ich den hiesigen Aufenthalt an, und bedarf also keiner Menschen und klage nie übet Langeweile. Dabei ist das Meer und sein beständiger Anblick, so öde auch Strand und Insel sind, eine schöne Zugabe.

Es sind neulich fünf Theile nachgelassener Werke von Goethe erschienen. Der eine enthält die Fortsetzung seines Lebens, unter dem alten Titel: „Wahrheit und Dichtung." Es sind darin die Jahre 1774 und 75 beschrieben, und ein Prediger Ewald in Offenbach wird mehrmals darin erwähnt. Etwas Besonderes wird nicht von ihm erzählt; er wird nur von Goethe genannt als zu dem Kreise gehörig, in dem auch er damals lebte. Dies ist doch wohl derselbe Ewald, von dem Sie mir oft schrieben? Sagen Sie es mir doch ausdrücklich.

Leben Sie wohl. Unveränderlich der Ihrige. H.

Siebenundvierzigster Brief.

Norderney, den 2. August 1833.

Mit dem Anfange dieses Monats ist gerade die Hälfte meiner Badekur vollendet, liebe Freundin, und es wird Ihnen Freude machen, wenn ich Ihnen sage, daß ich sie ununterbrochen habe fortsetzen können, und befinde mich, Dank sei es der Vorsehung, sehr wohl. Von der gänzlichen Wirkung läßt sich erst nach Monaten urtheilen. Dem Erfolg bis jetzt nach zu schließen, wird sie hoffentlich nicht geringer als im vorigen Jahre sein. Hier werde ich fast allgemein, meiner eigenen Schwächlichkeiten ungeachtet, für stark gehalten, und gewissermaßen könnte ich mir selbst so erscheinen. Denn kein noch so junger rüstiger Mann braucht das Bad stärker als ich, und ich fühle mich niemals nur einen Augenblick davon angegriffen. Ich nehme nie etwas Stärkendes nachher, und beschäftige mich, wenn ich nicht der Luft im Gehen genießen will, mit jeder Sache, die mich gerade interessirt. Von der Witterung spüre ich gar keinen Einfluß. Einige Körperstärke setzt das allerdings voraus, und weil ich weiß, daß die Nachricht Ihnen Freude macht, gebe ich sie Ihnen. Aber die Hauptsache ist doch, das ganze Leben hindurch die Seele zur Ertragung jedes Ungemachs abgehärtet zu haben. Es ist unglaublich, wie viel Kraft die Seele dem Körper zu verleihen vermag. Es erfordert auch gar nicht eine große oder heldenmüthige Energie des Geistes. Die innere Sammlung reicht hin, nichts

zu fürchten und nichts zu begehren, als was man selbst in sich abwehren und erstreben kann. Darin liegt eine unglaubliche Kraft. Man ist darum nicht in eine phlegmatische Ruhe versenkt, sondern kann dabei gerade von den tiefsten und ergreifendsten Gefühlen bewegt sein, ihre Gegenstände gehören nur nicht der äußern Welt an, sondern sind höhern Dingen und Wesen zugewendet. Man ist nicht frei von Sehnsucht, vielmehr ihr oft hingegeben, aber es ist nicht die verzehrende, die nach äußerer Gewährung strebt, sondern eine eigene, nur die lebendige Empfindung von etwas Besserm und Schönerm, mit dem die Seele innig verwandt ist. — Das Wetter war hier seit unserer Ankunft für den Gebrauch des Bades sehr günstig. Denn da es immer windig und einige Mal sehr stürmisch war, so war die See fast unausgesetzt sehr hoch und unruhig, und diesen heftigen Wellenschlag hält man gerade für sehr zuträglich. Mit Sonnenschein verbunden, wie wir ihn oft hatten, ist er zugleich ein reizender Anblick. Ueber Hitze hat man sich hier wohl selten zu beklagen. Da die Winde meistentheils vom Meer herkommen, so kühlen sie die Luft hinreichend ab. Auf Inseln, besonders auf kleinen, ist große Hitze eben so wie große Kälte selten. Wir haben aber in diesem Sommer wirklich sehr heiße Tage gehabt. Meine Liebe für große Wärme schreibt sich doch nicht, wie Sie glauben, aus meinem längern Aufenthalt in Spanien und Italien her, ich erinnere mich sie von früher Kindheit an gehabt zu haben.

Sie haben allerdings recht, wenn Sie sagen, Frau von Stael und Frau von Laroche werden schlimm im Goetheschen Briefwechsel behandelt. Es ist dies Goethe's Schuld.

Im vertraulichen Briefwechsel kann man sich, wie im Gespräch, kleine Spöttereien erlauben, da man keine üble Absicht damit verbindet, und genau weiß, wie man verstanden wird. Wenn man aber solche Briefe vor das große Publikum bringt, muß man solche Stellen wegstreichen, und darin ist Goethe, der den Briefwechsel herausgegeben, zu sorglos gewesen. Solche kleine Flecken können aber einem Werke keinen Eintrag thun, das sonst einen solchen Reichthum an genialen und neuen Ideen enthält, und so das lebendige Gepräge des Gedankens-Austausches zweier großer Geister in sich trägt, denn es giebt nicht leicht eine Schrift, die einen so unendlichen Stoff zum Nachdenken darbietet, und so, nach allen Richtungen hin, die einzig richtig leitenden Ansichten angiebt. Der Stael mußten Goethe und Schiller Unrecht thun, da sie sie gar nicht genug kannten. Die Stael war bei weitem weniger von ihren schriftstelleriſchen Seiten, als im Leben und von Seiten ihres Charakters und ihrer Gefühle, Geist und Empfindung. Beides war in ihr auf eine ganz ihr angehörende Weise verschmolzen. Goethe und Schiller konnten das nicht so wahrnehmen. Sie kannten sie nur aus einzelnen Gesprächen und auch da nur unvollkommen, da sie sich doch beide nicht französisch mit vollkommener Freiheit ausdrückten. Diese Gespräche griffen sie an, weil sie dadurch angeregt wurden, ohne sich doch in dem fremden Organ ganz und rein aussprechen zu können, und so wurde ihnen die lästig, die solche Gespräche veranlaßte. Von dem wahren innern Wesen der Frau wußten sie nichts. Was man von ihrer Unweiblichkeit sagte, gehört zu dem trivialen Geschwätz, das sich der gewöhnliche Schlag der Männer und Weiber über Frauen erlauben, deren Art und Wesen über ihren Gesichtskreis geht. Sich über das Höhere alles Urtheils

zu enthalten, ist eine zu edle Eigenschaft, als daß sie häufig sein könnte. Wirklich selbst vorzügliche Frauen, welche die Stael kannten, haben sie nie als unweiblich getadelt, und noch weniger kann man sie so in ihren Schriften finden.

Die Laroche habe ich selbst gleichfalls gekannt. Sie war sehr gutmüthig und mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Von Geist war sie allerdings nicht ausgezeichnet. Allein ihre Schriften sind nicht ohne Wirkung auf die weibliche Bildung ihrer Zeit geblieben, wie ja auch Sie mir mehr als einmal von ihr mit großer Liebe geschrieben und ihr dies Lob beigelegt haben. In fofern hat die Frau ein Verdienst gehabt, das ihr auch Goethe und Schiller nie würden haben absprechen wollen. Sie dachten nur an den literarischen Werth, der freilich nicht groß war. Man muß aber auch, was sie in scherzhaft heiterer Laune hinschrieben, nicht als vollwichtigen Ernst aufnehmen. Die Epochen, in die uns diese Erinnerungen zurückführen, weichen allmälig in solche Ferne zurück, daß schon darum das Interesse an ihnen wächst. Auch erscheint immer mehr was zur Charakterisirung der damals merkwürdigsten Personen dient. In den Urtheilen über sie wirkt noch die Stimmung mit fort, welche sie im Leben hervorbrachten; allein nach und nach tritt eine andere Stimmung ein, bis sich endlich das bildet, was man den bleibenden Nachruhm nennt. Die Menschen werden in diesem gewissermaßen zu Schattengestalten. Vieles was sie an sich tragen erlischt, und das übrigbleibende wird nun zu einer ganz andern Erscheinung. Dabei wird noch, was man von ihnen weiß, nach dem Geiste der jedesmaligen Zeit aufgenommen. So ungewiß steht es um das Bild, das auch die größten Menschen hinterlassen, und um die Geschichte!

Meine Badekur ist den 21. d. M. zu Ende, und ich werde also noch vor dem Ende desselben zurückgekehrt in Tegel sein. Ich fühle mich wohl und sehr gestärkt, und werde die Wirkung nach einiger Zeit noch mehr empfinden. Ich sage Ihnen das, liebe Freundin, schon jetzt und noch von hieraus, da Sie mir mit liebevoller Theilnahme so oft gesagt haben, daß Sie diese Nachrichten zuerst und vor allen andern in meinen Briefen suchen. So begegnen sie Ihnen schon am Schluß dieses Briefes und kommen Ihnen früher zu, was Ihnen, wie ich weiß, Freude macht. Aber richten Sie es nun auch so ein, daß ich einen Brief von Ihnen in Berlin vorfinde. Mit der innigsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Achtundvierzigster Brief.

Tegel, den 6. October 1833.

Ich ſage Ihnen meinen herzlichſten Dank, liebe Charlotte, für Ihren lieben Brief, den ich bei meiner Zurückkunft hier vorfand, und der ſo viel Liebes und Gütiges über mich enthält. Von mir wiederhole ich nur mit ein paar Worten das, womit ich meinen letzten Brief ſchloß, daß ich mich geſtärkt durch das Bad fühle, und auch Andere finden mich wohler. Auch bin ich durch die gar nicht ſehr kleine Reiſe nicht angegriffen. Das Zittern nur hat nicht nachgelaſſen, das werden Sie an meinem Schreiben auch erkennen. Ob Sie nichts von Ihrem Befinden erwähnen, ſo ſcheint mir doch die Stimmung zu beweiſen, daß Sie wohl ſind. Sie wiſſen, welchen lebhaften Antheil ich daran nehme. Sie genießen doch gewiß auch recht in Ihrem Garten die ſchönen Tage, mit denen das ſich zum Ende neigende Jahr ſcheint alle ſchlimmen Tage, an denen der Sommer reich war, wieder in Vergeſſenheit bringen zu wollen. Es iſt merkwürdig, wie wunderſchön das Wetter iſt, eben ſo ausgezeichnet ſchön war der Frühling. Ich dächte in 20 Jahren kein ſo blüthenreiches Frühjahr hier erlebt zu haben. Die Pracht war über alle Beſchreibung. Das ſchöne Wetter wird aber bei weitem nicht ſo dankbar von den Menſchen erkannt, als man das blos minder gute gleich übermäßig allgemein tadeln hört. Die Menſchen ſcheinen zu meinen, daß, wenn ihnen auch der Himmel alle

übrigen Glücksgaben vorenthielt, er ihnen doch dieſe, gleichſam die wohlfeilſte von allen, gewähren müſſe. Wie viel dem Himmel das ſchöne Wetter koſtet, iſt freilich ſchwer zu berechnen. Allein in der Wirkung auf das Gemüth gehört ein wahrhaft ſchöner Tag zu den allerkoſtbarſten Geſchenken des Himmels. Wenn man im Menſchen eine gewiſſe mittlere Seelenſtimmung als die Regel annehmen kann, ſo bringt mich ſchlechtes Wetter niemals unter dieſelbe, dies erlaubt meine gegen alle äußern unangenehmen Eindrücke ſehr gut verwahrte Natur nicht. Aber ein ſchöner Tag oder eine ſtrahlend ſternhelle Nacht hebt mich unausſprechlich darüber empor. Denn man kann, gerade indem man die Empfindnng des Schönen ſchärft, die Reizbarkeit gegen das Unangenehme abſtumpfen.

Was Sie über Herder und Goethe ſagen, und über die verſchiedene Wirkung, welche die Schriften beider auf Sie haben, hat mich zu allerlei Betrachtung geführt. Ich begreife, daß nach vielen ſchmerzlichen Erfahrungen, und in einer nicht freien, beengenden Lage, Sie ſich dem erfreuenden Genuß eines erheiternden Studiums, welcher Art es ſei, nicht hingeben dürfen, indem dadurch Ihnen mancher Lebensdruck völlig unerträglich werden würde. Es hat mich ſehr gerührt, was Sie, wenn auch kurz, bemerken, daß Sie ſorgfältig vermeiden, ſich daran zu erinnern, wie Ihre frühere Lage Ihnen geſtattet habe, Ihren Neigungen hier zu folgen. Sie ſetzen hinzu, daß ſo, bei weniger Muße, Sie ſich nicht ohne Abſicht einer Lektüre hingeben können, und in dieſer beengenden Stimmung entſpreche, im Ganzen, Herder mehr Ihrem tiefern Bedürfen als Goethe, deſſen Schriften Sie aber wohl, und bis auf wenige Ausnahmen, alle und genau kennen und viel mit ihnen allein gelebt haben. Ich finde das alles ſehr natürlich, das nur

ſcheint mir etwas einſeitig, daß Sie ſagen, Goethe habe für Glückliche gedichtet und ſich wohl nie in eine ſehr leidenvolle, freudenloſe Lage verſetzen können, da er ja ſtets ein höher begabtes Schooßkind des Glückes geweſen. Ueber die Empfindungen Anderer ſollte man nicht ſo ſcharf abſprechen. Beſchränken Sie das Geſagte auf ſich und Andere, deren Gemüthsart Ihnen genau bekannt iſt, ſo ſtimme ich Ihnen gänzlich bei. Was mir aber bei dieſer Stelle Ihres Briefes beſonders aufgefallen iſt, iſt, daß ſie mir wieder recht klar bewieſen hat, daß es zwei ganz verſchiedene Arten giebt, ſich einem Buche zu nahen. Eine, mit einer beſtimmten Abſicht verbunden und ganz nahe auf den Leſenden ſelbſt bezogen, und eine freiere, die mehr und näher auf den Verfaſſer und ſeine Werke geht. Jeder Menſch lieſt, nach Verſchiedenheit der Stimmungen und der Momente, mehr auf die eine oder die andere Weiſe; denn rein und gänzlich geſchieden ſind beide natürlich nie. Die eine wendet man an, wenn man von einem Buche fordert, daß es erheben, erleuchten, tröſten und belehren ſoll, die andere Methode iſt einem Spaziergange in freier Natur zu vergleichen. Man ſucht und verlangt nichts Beſtimmtes, man wird durch das Werk angezogen, man will ſehen, wie ſich eine poetiſche Erfindung entfalte, man will dem Gange eines Raiſonnements folgen. Belehrung, Troſt, Unterhaltung findet ſich nachher ebenſo und in noch höherm Maße ein, aber man hat ſie nicht geſucht, man iſt nicht von einer beſchränkten Stimmung aus zu dem Buche übergegangen, ſondern das Buch hat frei und ungerufen die ihm entſprechende ſelbſt herbeigeführt. Das Urtheil iſt aber auf dieſe Weiſe freier, und da es von augenblicklicher Stimmung unabhängiger bleibt, zuverläſſiger. Ein Verfaſſer muß es vorziehen, ſo geleſen und geprüft zu werden.

Herder kann übrigens jede Art der Beurtheilung ruhig erwarten. Er ist eine der schönsten geistigen Erscheinungen, die unsere Zeit aufzuweisen hat. Seine kleinen lyrischen Gedichte sind voll tiefen Sinnes, und in der Zartheit der Sprache und Anmuth der Bilder die Lieblichkeit selbst. Besonders weiß er das Geistige unnachahmlich schön, bald mit einem wohlgewählten Bilde, bald mit einem sinnigen Worte in eine körperliche Hülle einzuschließen, und eben so die sinnliche Gestalt geistig zu durchdringen. In diesem symbolischen Verknüpfen des Sinnlichen mit dem Geistigen gefiel er sich auch selbst am meisten, bisweilen, obgleich selten, treibt er es bis ins Spielende. Eine seiner großen Eigenschaften war es auch, fremde Eigenthümlichkeiten mit bewunderungswürdiger Feinheit und Treue aufzufassen. Dies zeigt sich in seinen Volksliedern und in der Geschichte der Menschheit. Ich erinnere mich z. B. aus der letzten der meisterhaften Schilderung der Araber. Herder stand im Umfang des Geistes und des Dichtungsvermögens gewiß Goethe und Schiller nach, allein es war in ihm eine Verschmelzung des Geistes mit der Phantasie, durch die er hervorbrachte, was beiden nie gelungen sein würde. Diese Eigenthümlichkeit führte ihn zu großen und lieblichen Ansichten über den Menschen, seine Schicksale und seine Bestimmung. Da er eine große Belesenheit besaß, so befruchtete er seine philosophischen Ansichten durch dieselbe, und gewann dadurch den Reichthum von Thatsachen für seine allegorischen und historischen Ausführungen. Er gehört, wenn man ihn im Ganzen betrachtet, zu den wundervollest organisirten Naturen. Er war Philosoph, Dichter und Gelehrter, aber in keiner einzigen dieser Richtungen wahrhaft groß. Dies lag auch nicht an zufälligen Ursachen, an Mangel gehöriger Uebung. Hätte er einen dieser Zweige

allein ausbilden wollen, so würde es ihm nicht gelungen sein. Seine Natur trieb ihn nothwendig zu einer Verbindung von allen zugleich hin, und zwar zu wahrer Verschmelzung, wo jede dieser Richtungen, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlassen, doch in die der andern einging, und da doch dichtende Einbildungskraft seine vorherrschende Eigenschaft war, so trug das Ganze, indem es die innigsten Gefühle weckte, immer einen doppelt stark anziehenden Glanz an sich. Diese Eigenthümlichkeit bringt es aber auch freilich mit sich, daß die Herder'schen Raisonnements und Behauptungen nicht immer die eigentlich gediegene Ueberzeugung hervorbringen, ja daß man nicht einmal das recht sichere Gefühl hat, daß es seine eigene recht feste Ueberzeugung war, die er aussprach. Beredtsamkeit und Phantasie leihen leicht allem eine willkürliche Gestalt. Von der Außenwelt entlehnte er nicht viel. Sein Aufenthalt in Italien hat ihn fast um nichts bereichert, da Goethe'n der seinige so reiche und schöne Früchte getragen hat. Herder's Predigten waren unendlich anziehend. Man fand sie immer zu kurz und hätte ihnen die doppelte Länge gewünscht. Aber eigentlich erbaulich waren die, welche ich gehört habe, nicht, sie drangen wenig ins Herz.

Wenn er jetzt wüßte, daß ich so viel mit unleserlich kleinen Buchstaben über ihn schreibe, würde er sich gewiß wundern, und ich wundere mich über mich selbst. Ich thue es einzig, weil ich denke, daß es Ihnen Freude macht. Sagen Sie mir aber auch, wenn Sie mich nicht mehr lesen können. Denn für mich selbst schreibe ich nicht.

Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Neunundvierzigster Brief.

Tegel, den 4. bis 8. November 1833.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief vom 24. v. M., der mir noch mehr Freude gemacht haben würde, wenn er mir nicht zugleich von der wehmüthigen Stimmung spräche, die Sie in sich aufsteigen fühlen. Sie sagen selbst, daß Sie keine Ursache sehen, die derselben zum Grunde läge. Ich begreife das sehr gut; wie in der äußern Natur, so ist es in unserm Innern oft ungewöhnlich heiter, oft bewölkt, ohne daß sich, was so vorgeht, eigentlich erklären läßt. Es ist in unserer Seele offenbar eine doppelte Sphäre, eine, wo nicht blos alle Begriffe, sondern auch alle Gefühle klar und in vollem Bewußtsein ihres Zusammenhanges aus einander hervor und in einander übergehen, und eine, in der Dunkelheit herrscht, und aus der nur Einzelnes von Zeit zu Zeit plötzlich auftaucht. Man kann die letztere nicht vernichten oder einschläfern wollen, man kann ihr nicht einmal zürnen. Denn die wahrsten Gedanken, die heilsamsten Entschlüsse, die tiefsten Gefühle stammen oft wie plötzliche Offenbarungen aus ihr her. Auf der andern Seite ist auch freilich vieles in ihr rein körperlich, und gehört zu demjenigen, dessen man sich entschlagen müßte und gern entschlagen würde, wenn man sich nur seiner entschlagen könnte. Von dieser Art ist, glaube ich, das, worüber Sie klagen. Geradezu läßt sich gegen solche Stimmungen so viel als nichts thun, mit der größten über

sich gewonenen Kraft selbst nicht. Man kann es dahin bringen, daß man eben so denkt und arbeitet, als wäre die Stimmung nicht vorhanden, selbst sie äußerlich unbemerkbar in sich verschließen, aber man bleibt trübe, die Heiterkeit läßt sich nicht erzwingen, und der Mensch hat nicht viel mehr Gewalt über seinen innern Wolkenhimmel als über den äußern. Indeß darf man doch nicht ganz dabei müßig bleiben, und muß auch hier die allgemeine Pflicht üben, auf sich wachsam sein und an sich arbeiten. In jener, dem Bewußtsein fremden Sphäre ist allerdings wenig zu thun. Die andere, zugängliche klarer Begriffe und in ihrem Zusammenhange erkennbarer Gefühle, muß man in solchen Momenten der Trübheit in erhöhete Thätigkeit setzen und kann es; dies Mittel verfehlt seine Wirkung nicht. Ein recht ruhiges und klares Zusammennehmen der Kräfte des Gemüths, mit denen man seinem Schicksale begegnen kann, thut dann immer sehr wohl und ruft auch die höhere unsichtbare Hülfe herbei, die immer nur in dem Maße erscheint, in welchem der Mensch sich selbst das Ziel zu erreichen anstrengt.

Der Winter erscheint, mehr in Rauheit als in Kälte. Ich lasse mir das sehr gern gefallen. Ich lebe zwar auch sonst sehr einsam, doch im Winter noch mehr. Und der Hang zur Einsamkeit, zu dem ausschließlichen Leben mit meinen Gedanken und Erinnerungen, wächst in mir mit jedem Jahre. Er wächst aber nicht blos, er verbreitet immer mehr seinen wohlthätigen, wahrhaft segensreichen Einfluß auf mein Gemüth.

In Spanien giebt es einen Einsiedlerberg, der Montserrat bei Barcelona. Ich weiß nicht, ob Sie davon lasen

oder hörten. Ich war auf meiner spanischen Reise dort, und eine ausführliche Schilderung davon muß von mir irgendwo gedruckt sein. Die Einsiedler sind keine Geistlichen, sondern Leute, die bis zu einem oft hohen Alter in der Welt, ja zum Theil in angesehenen und wichtigen Verhältnissen gelebt haben. Die Gegend ist zauberisch schön. Ein inselartig aus der Ebene aufsteigender Berg, ganz felsig und ganz mit Bäumen und mit Waldgebüsch bedeckt. Unzählige Fußwege gehen durch die abwechselnden Schluchten und Höhen hin. Der Berg hat das Eigene, daß überall ganz isolirt stehende Klippen wie ein Wald von Bäumen emporsteigen. Keine dieser 70 bis 80 Fuß hohen Klippen gleicht der andern, und es kommen die wunderbarsten Gestalten darunter vor. Von dem Gipfel des Berges hat man eine weite Aussicht auf das Land umher, bis zur Meeresküste hin. Zwölf Einsiedeleien liegen zum Theil sehr nahe, zum Theil sehr entfernt von einander. Auf beinahe kindische Weise war ihnen mitunter das Zusammenkommen erschwert. So wohnten zwei in einer großen Spalte einer ganz senkrecht steilen Felswand, die eine lange Höhlung bildete. In dieser Felswand hatte der Fels eine natürliche Zwischenwand gelassen, welche die Wohnung der beiden Einsiedler trennte. In diese nun ward keine Thür gemacht, wie leicht das auch gewesen wäre, und die beiden Greise, denn von solchen wurde, als ich dort war, diese Felswand bewohnt, mußten, obgleich Wand an Wand lebend, um zu einander zu kommen, jeder über hundert Stufen herunter und wieder eben so viele hinauf steigen. Vieles andere in dem Leben und den Andachtsübungen dieser Einsiedler war eben so sonderbar und wenig anziehend. Dennoch lag in der Neigung, nach vollbrachtem thätigen Leben, ein stilles, von den Dingen der Welt enttäuschtes

Leben in Gottes Natur, an einem Ort, wo ſie vorzugsweiſe ſchön iſt, zu führen, etwas aus der Tiefe des Gemüths Geſchöpftes. Die Menſchen dort mochten es nicht ſo rein empfinden. Aber ihre Lage und der ganze Einſiedlerberg gaben doch das deutliche Bild, daß es ſo empfunden werden konnte. Wenn man etwas auch noch ſo ſehr als eine menſchliche Empfindung erkennt, ſo überraſcht es doch noch mehr und erfreulicher, eine Erſcheinung im Leben anzutreffen, an die ſie ſich wie an ein ſymboliſches Bild anſchließen kann.

Leben Sie herzlich wohl. Mit dem innigſten Antheil der Ihrige. H.

Ich wünſche von Herzen, daß jede trübe Stimmung in Ihnen verſchwinden möge und Sie mir recht heiter ſchreiben.

Funfzigster Brief.

Tegel, den 16. Novbr. bis 7. Decbr. 1833.

Ich fange dieſen Brief an, liebe Charlotte, ohne noch einen von Ihnen empfangen zu haben, ich denke aber gewiß, daß in dieſen Tagen ſelbſt einer ankommen muß. Zuerſt habe ich noch auf eine Stelle Ihres Briefes zurück zu kommen, die eigentlich ganz unbeantwortet von mir geblieben iſt, und wofür ich Ihnen ſehr danke. Es iſt nämlich das, was Sie über die verſchiedene Art Bücher zu leſen ſagen, und über das, was man in ihnen zu ſuchen hat. Sie beziehen ſich dabei auf Goethe. Sie wiſſen, ich liebe es ſehr, wenn man im freundſchaftlichen Briefwechſel es frei ausſpricht, wo die Meinungen nicht übereinſtimmen. Dann auch haben Sie mich veranlaßt, die ſchöne Stelle in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" wieder zu leſen, auf die Sie ſich beziehen. Im Ganzen aber iſt es, wie es gewöhnlich im Entgegenſtellen der Behauptungen geht, daß man einander doch nicht bekehrt. Meine Art iſt es einmal und wird es immer bleiben, ein Buch eben ſo wie einen Menſchen als eine Erſcheinung an ſich, nicht als eine Gabe für mich anzuſehen. Ich gehe darum noch nicht, wie Goethe ſagt, in die Kritik deſſelben ein, eben ſo wenig wie ich dies bei einem Menſchen thue. Aber ich betrachte es wie ein Produkt des menſchlichen Geiſtes, das ohne alle Beziehung auf meine Gedanken und Gefühle einen eigenen Ideenzuſammenhang und eine eigene Gefühls-

weiſe ausſpricht, und meine Aufmerkſamkeit dadurch in Anſpruch nimmt. Ich begreife indeß, daß viele Leſer die Bücher mehr zu ſich hinziehen, und ſie weniger objectiv nehmen und wenn Sie mich fragen, ob es einem Schriftſteller unangenehm ſein könne, wenn er Beruhigung oder Erheiterung in ein dieſer oder jener bedürfendes Gemüth ergieße oder eine gebeugte Seele ermuthige, ſo antworte ich mit voller Ueberzeugung: er iſt gewiß damit zufrieden und fühlt ſich belohnt, geſetzt, es wäre auch nicht gerade ſein Zweck. Ich wollte Ihnen nur ſagen, wie ich Bücher leſe, keineswegs aber Ihre Weiſe tadeln.

Da wir einmal von Büchern reden, ſo will ich auf eines kommen, auf das ich ſchon lange Ihre Aufmerkſamkeit heften wollte, und deſſen Inhalt und Anordnung mich ſehr beſchäftigt hat. Es iſt dies eine neu erſchienene geiſtliche Liederſammlung. Sie iſt von unſerm Geſandten in Rom gemacht und herausgegeben. Bunſen, der Herausgeber, iſt ein vielfach gelehrter und ſehr religiöſer Mann. Er hat die Lieder aus allen Zeiten geſammelt, jedoch den ältern, beſonders denen von Paul Gerhard, den Vorzug gegeben. Mit beſonders richtigem Gefühl iſt die Bearbeitung der Lieder behandelt. In der Regel ſind ſie ganz ungeändert geblieben, wo aber etwas gar nicht bleiben konnte, ſondern unverſtändlich oder Anſtoß gebend war, da iſt die Aenderung leiſe und kaum bemerkbar, und immer ganz im Geiſte des urſprünglichen Verfaſſers vorgenommen. Wenn man die Wahl der Lieder beachtet, ſo ſieht man, daß dem Herausgeber das vorgeſchwebt hat, was ein geiſtliches Lied eigentlich ſein ſoll. Es muß nämlich den frommen und erbaulichen Stoff, den es ſich zum Inhalt wählt, poetiſch wirklich ſo behandeln, daß der dichteriſche Schwung dazu beiträgt, die andächtigen Gefühle zu ſteigern und in

Schwung zu bringen. So viele mittelmäßige Lieder, besonders von neuern Verfassern, begnügen sich, fromme Gedanken, die gleich gut in Prosa sein würden, in Reime zu bringen. Es kann durch sie keine Wärme der Frömmigkeit geweckt werden, da sie selbst aus keiner solchen hervorgegangen sind. Solche Lieder und in solchem Geist gemachte Aenderungen von Andern sind von dieser Sammlung gänzlich ausgeschlossen worden. Da der Herausgeber sich viel mit der alten kirchlichen Musik beschäftigt hat, so hat er besonders auch darauf geachtet, ob die Lieder leicht und gut sangbar sind oder nicht. Was aber der Sammlung einen besondern Werth giebt, ist, daß dem Herausgeber so ganz das Bild einer wahrhaft christlichen, andachtsuchenden und schon andachtmitbringenden Gemeinde vorgeschwebt hat. Er hat daher in den Liedern vorzüglich das Volksmäßige gesucht, das Lichtvolle wie das Verständliche, das was das menschliche Gemüth am tiefsten und allgemeinsten ergreift und am lebhaftesten zu gemeinschaftlicher Inbrunst entflammt. Er hat aber auch durch die Vergleichung einer großen Menge von Gesangbüchern gestrebt zu erforschen, welche Lieder bei den Gemeinden in Deutschland die gewesen sind, die den meisten Eingang gefunden haben, und die man daher in die meisten Sammlungen aufgenommen hat. Ich bin darum so ausführlich über diesen Gegenstand gewesen, weil ich gewiß bin, daß es Ihnen Freude macht. Sie haben mir oft davon geredet, welchen Werth Sie auf alte Kirchenlieder, besonders auf Gemeinde-Gesänge legen; Sie haben namentlich Paul Gerhard's Lieder hervorgehoben und sie unsterblich genannt. So habe ich, indem ich mich mit den Liedern beschäftigte, Ihrer und Ihres tiefen Sinnes für fromme Lieder gedacht. Sie haben allerdings Recht, es liegt in den

alten Liedern ein anderer Geiſt als in den neuern, der gewiß in ſeiner hohen und wahren Einfalt mehr kräftigt, und Sie werden ſagen, Bunſen hat ſich ein Verdienſt erworben um Viele, die ſich an den Liedern erfreuen werden. Dieſer Sammlung folgt dann eine Sammlung von Gebeten. Dieſe aber hat mich bei weitem nicht ſo angeſprochen. Der Unterſchied liegt ſchon in der Natur der Sache. Die Gebete ſind größtentheils für die Andacht der Einzelnen beſtimmt. Wenn aber der Einzelne betet, bedarf er keiner Formel. Er ergießt ſich viel natürlicher in von ihm ſelbſt gewählten und verknüpften Gedanken vor Gott, und bedarf kaum der Wörte. Die recht innige Andacht weiß von keinem andern als von einem aus ihr ſelbſt hervorgegangenen Gebet.

Wenn ich die Zeiten meiner Kindheit und Jugend mit den jetzigen vergleiche, ſo herrſcht doch jetzt ein mehr religiöſer Sinn als damals. Ich rede natürlich nur von der hieſigen Gegend, da ich andere Theile Deutſchlands nicht ſo genau von dieſer Seite kenne. Hier iſt es größtentheils eine Folge der letzten Kriegsjahre geweſen. Doch kann man nicht ſagen, und das macht den Gemüthern der Menſchen deſto mehr Ehre, daß das Unglück allein dieſe Wirkung hervorbrachte. Es hätte gewiß einen höhern Ernſt gegeben. Allein die Richtung zu religiöſen Gefühlen entſtand mehr nach dem gelungenen Erfolg, als Dank für die empfangene Wohlthat. Sie wurde zum Theil gleichſam dem Herzen entriſſen durch die mit frohem Staunen verknüpfte Ueberzeugung, daß nur die Vorſehung dieſe Kraft verleihen, dieſen Schutz gewähren konnte.

Wenn behauptet wird, es gehe jetzt von manchen Seiten Strafungs- oder Verdammungswürdiges vor, ſo iſt

dabei doch die Frage, ob darum die Gesinnung der Menschen jetzt schlimmer und unmoralischer ist. Ich möchte es bezweifeln. Es scheint mir weit mehr eine Verkehrtheit der Meinungen, eine Verdrehung der Begriffe zu sein. Ehemals war mehr und weiter verbreitete Frivolität. Die scheint jetzt doch weniger und seltener. Gerade die Frivolität aber untergräbt alle Moralität und läßt keinen tiefen Gedanken und kein reines und tiefes Gefühl aufkommen. Es können sich damit natürlich gutmüthige und sanfte Empfindungen verbinden, aber es kann in solcher Seelenstimmung nichts aus Grundsätzen hervorgehen, und an Selbstüberwindung und Aufopferung ist nicht zu denken. Jetzt herrscht doch der Ernst, der zum Nachdenken führt, und der auf das Gemüth zurückwirkend, einer Anspannung des Willens fähig ist, und auch da wirksam bleibt, wo der Entschluß Ueberwindung kostet.

Das Wetter ist für die Jahreszeit gelinde, aber desto melancholischer. Ich habe das Glück, daß das Wetter keinen Einfluß auf meine Stimmung ausübt. Ich genieße das schöne, aber das schlechte läßt mich blos gleichgültig. Ich fürchte aber, daß die trübe Stimmung, die sich, wie Sie mir neulich schrieben, bei Ihnen regte, durch diesen Novemberhimmel genährt werden wird. Der Mensch kann es sich oft nicht nehmen, durch die Elemente aus seinen gewöhnlichen Lebensgleisen herausgebracht zu werden. Auch ist es einem Menschen mehr als dem andern unmöglich. Ich habe eine Frau gekannt, die sehr viele Briefe schrieb, es aber bei keinem zu bemerken vergaß, bei welchem Wetter sie sich zum Schreiben hinsetzte. Gleich nach dem Datum stand das Wetter, und ganz ausführlich beschrieben. Das war bei ihr zur festen Gewohnheit geworden, und da der Brief mehrentheils die Farbe des Wetters trug, so wußte

der Empfänger einigermaßen voraus, welcher Stimmung er ſich in dem Briefe zu gewärtigen hatte. Eine durch ſo leichte, mehr äußere und körperliche, als innere und geiſtige Urſache hervorgebrachte trübe Stimmung weicht auch ohne Mühe jeder Zerſtreuung. Anders iſt es mit der, die, wenn ſie gleich nicht aus wirklichen gegenwärtigen Leiden hervorgeht, doch in einem, durch ſchmerzliche Lebenserfahrungen oft getrübten Gemüth entſteht. Sie wurzelt tiefer, und es iſt ihr ſchwerer zu begegnen. Ein ſolches Gemüth trägt dann aber auch einen Reichthum an Mitteln in ſich, Beruhigung und Heiterkeit zu erlangen. Es hat die dem Menſchen inwohnende Sehnſucht, ſich an eine höchſte, mit Weisheit leitende Macht anzuſchließen, in ſtiller Einſamkeit in ſich ausgebildet, und wenn etwas die ohne ſichtbare Urſache aufſteigende Trübheit zu heilen und zu zerſtreuen vermag, ſo iſt es der von dieſem Vertrauen herſtammende Troſt und die anhaltende innere Beſchäftigung mit dieſen, auf das Himmliſche in edler Klarheit des Geiſtes gerichteten Gefühlen.

Den 4. December. Ich bin nunmehr im Beſitz Ihres Briefes vom 24. November, und danke Ihnen herzlich für den ganzen Inhalt deſſelben. Erhalten Sie ſich in der ruhigen, heitern, zufriedenen Stimmung. Eine Heiterkeit wie die, von der Sie ſagen, daß ſie Ihnen natürlich inwohnt, iſt eine ſehr glückliche Gabe des Himmels oder des Schickſals, und wie Sie ſelbſt ſehr richtig bemerken, mehr noch eine Frucht einer natürlich einfachen, beſcheiden genügſamen Gemüthsart. Wenn ſie aber auch ſo, gleichſam von ſelbſt, im Charakter hervorblüht, ſo kann und muß man ſie doch auch nähren und unterſtützen. Ich meine das nicht von außen, ſondern recht eigentlich von innen. Eben ſo iſt es auch mit der Wehmuth. Der Menſch hat ſich, wenn

er irgend ein innerliches Leben gelebt hat, ein geistiges Eigenthum von Ueberzeugungen, Gefühlen, Hoffnungen, Ahnungen gebildet. Dies ist ihm sicher, ja, im eigentlichen Verstande unentreißbar. Kann er darin sein Glück, seine Beruhigung, seine stille Heiterkeit finden, so ist ihm diese gesichert und geborgen, wenn seine Stimmung auch wehmüthig bleibt. Denn jeder Gegenstand edler Wehmuth schließt sich willig an den eben genannten Kreis an. Sobald man überhaupt irgend etwas, was das Gemüth ergreift, in das Gebiet geistiger Thätigkeit hinüberführen kann, wird es linder, und mischt sich auf eine sehr versöhnende Weise mit allem, was uns eigenthümlich ist, wovon wir, wenn es auch schmerzte, uns nicht trennen könnten, ja nicht trennen möchten. Ich meine aber unter geistiger Thätigkeit nicht die der Vernunft. Diese könnte ein fühlendes Gemüth nur zu starrer Resignation bringen, die immer eine Ruhe des Grabes ist und nicht die schöne lebendige Heiterkeit gewähren kann, von der ich hier rede. Die rein geistige Wirksamkeit hat aber ein viel weiteres Gebiet, und verschmilzt mit der Empfindung gerade zu dem Höchsten, dessen der Mensch fähig ist, und diese Verschmelzung enthält das wahre Mittel aller wahrhaft hülfreichen Beruhigung. Der Gedanke verliert in ihr seine Kälte, und die Empfindung wird auf eine Höhe gestellt, auf der sich die verletzende einseitige Beziehung auf das persönliche Selbst und den Augenblick der Gegenwart abstumpft. Leben Sie herzlich wohl! Ihren letzten Brief beantworte ich das nächste Mal. Mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Einundfunfzigſter Brief.

Tegel, den 20. Dec. 1833 bis 7. Jan. 1834.

In noch nicht zwei vollen Wochen iſt das Jahr wieder geendet, und es iſt mir, als wäre keins mir je ſo unbegreiflich ſchnell verſtrichen, beſonders die vier letzten Monate. Es iſt mir, als wäre ich erſt ganz vor kurzem von Norderney zurückgekommen, und als müßte ich ganz bald wieder in die Wellen der Nordſee gehen. Vielleicht wird es beſſer mit den ſechs andern, die Gott Lob! noch wirklich bis zu dieſer Schreckenszeit hin ſind. Denn, ob ich gleich die kleine Inſel liebe und gern dort bin, wenn ich mich einmal vom Hauſe losgemacht habe, ſo iſt mir doch dieſe Störung ſehr widerlich. Die Hoffnung auf das langſamere Vergehen der andern ſechs Monate möchte mich aber wohl täuſchen. Es liegt in dem Alter ſelbſt, daß man dieſe Flüchtigkeit der Zeit beſchleunigt findet. Je weniger man zu Stande bringt, deſto kürzer ſcheint ſie.

Es freut mich für Sie und Ihre Freundin, daß ſie eine Reiſe nach Italien macht. Es giebt gewiß wenige ſo große Genüſſe, und wenn man zurückgekehrt iſt, ſo bedeutende Erinnerungen. Dieſe Reiſe nun zuſammen, Mann und Frau, vorausgeſetzt, daß man ſich gegenſeitig gern hat zu machen, in der Rüſtigkeit der Jugend, in der nichts ermüdet, iſt alles, was man wünſchen kann.

Sie fragen mich nach einer italieniſchen Reiſebeſchreibung, worin Sie Ihrer Freundin folgen können in Gedanken

Ich bin aber wirklich in Verlegenheit, Ihnen, liebe Charlotte, eine zu nennen. Von Schlegel, muß ich zuerst sagen, giebt es keine, sonst würde die unstreitig vorzuziehen sein. Die von G. Jacobi sagt wenig Bedeutendes. Es giebt zwei Arten von Büchern über Italien. Die eine ist ganz beschreibend, eine Art Wegweiser durch Straßen, Kirchen und Gallerien, also nur zu lesen, wenn man vor dem Gegenstande steht, oder allenfalls, wenn man ihn gesehen hat, zur Erinnerung. Wer nie da gewesen ist, könnte eine solche Lektüre vor Langerweile nicht aushalten. Diese Bücher sind also nicht für Sie. Die andere Art ist weniger eine Beschreibung des Landes, als eine Schilderung des individuellen Lebens des Verfassers in demselben. Diese ist offenbar die interessantere, nur kann der Reisende so viel von sich selbst einmischen, daß man dadurch wenig oder nichts von dem Lande erfährt. Von dieser Gattung giebt es gerade eine Menge von Reisen nach Italien, da Jeder die Lust gefühlt hat, seine Empfindungen aufzuzeichnen. Wer will und kann aber diese Unzahl durchlesen? Und was ist aus der Menge zu wählen? Ich rathe Ihnen zu Stolberg's Reisen und dem letzten Buch der Friederike Brun über Italien. Stolberg, nämlich Friedrich Leopold, hatte Georg Jacobi bei sich. Er hat in sein Buch, das mehr zu der ersten als zweiten Gattung der Reisen gehört, Auszüge aus den alten Schriftstellern aufgenommen, ohne doch zu ausführlich zu sein. Er wird dadurch belehrender, als so viele andere, die Mangel der Kenntnisse mit flachen Raisonnements oder Ausbrüchen schaaler Empfindungen bedecken, vorzüglich französische und englische, aber auch deutsche Reisebeschreiber. Das Einzige, was mich bei diesem Vorschlag irre macht, ist nur, daß ich mich nicht erinnere, ob Stolberg's Reise sich über ganz Italien oder

nur über einen Theil erſtreckt. Friederike Brun kennen Sie gewiß ſchon durch ihre Schriften; ſie iſt eine geborene Münter, ſie lebt in Kopenhagen, und muß jetzt auch eine ſehr bejahrte Frau ſein. Ihr Buch iſt nicht gerade wichtig, aber gemüthlich und leicht und hübſch geſchrieben, ſo daß es ſich angenehm lieſt. Die Brun machte einen langen Aufenthalt in Rom zu der Zeit, in der ich gerade dort war, und von dieſem Aufenthalt handelt die Schrift, von der ich rede. Ich wiederhole es aber, es iſt ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich, etwas über Italien zu ſchreiben, was dem Leſer irgend daſſelbe Gefühl gäbe, das der Reiſende hat, wenn dieſer nämlich von rechter Art iſt. Es iſt nicht, daß man etwas ganz Ungemeines und Unausſprechliches empfände, es iſt vielmehr eben ein ſo einfaches Wohlbehagen, das man genießen kann, über das ſich aber eben nicht viel ſagen läßt. Es entſpringt nämlich aus einem ſolchen Zuſammenfluß von Eindrücken, daß man ſich ſelbſt keine Rechenſchaft davon ablegen kann. Die meiſten Reiſebeſchreiber wenden ſich dann zur Schilderung der Gebäude und Alterthümer, und ſetzen ſich der Gefahr aus, unzählige Mal Geſagtes zu wiederholen.

Es iſt ſehr gütig von Ihnen, liebe Charlotte, daß Sie lieber meine Briefe entbehren wollen, als mir zumuthen, ſie bei dem Zuſtand meiner Augen und Hand zu ſchreiben. Ich erkenne es mit doppelter Dankbarkeit, da ich weiß, was Ihnen meine Briefe ſind, und daß Sie weit mehr darin finden, als wirklich darin liegt. Ich fühle auch, daß Ihre Einſamkeit ſie Ihnen noch werthvoller macht, da es nicht immer leicht iſt, im Innern ganz allein zu ſtehen. Ich begreife daher und fühle vollkommen, daß das Aus-

bleiben meiner Briefe eine bedeutende Lücke in Ihr tägliches Leben machen würde. Gewiß weiß ich also die Stelle, die Ihr letzter Brief enthält, nach ihrem vollen Werth zu schätzen. Für den Augenblick sehe ich noch keine Nothwendigkeit ein, eine Aenderung vorzunehmen. Wenn mich, wofür man freilich menschlicher Weise nicht stehen kann, nichts Plötzliches befällt, so wird überhaupt ein gänzliches Abbrechen nicht nöthig sein. Die Uebel, die mir das Schreiben erschweren, sind von der Art bis jetzt, daß sie nur nach und nach und bis jetzt sogar nicht schnell zunehmen. Die Folge wird daher auch nur die sein können, daß ich weniger ausführliche Briefe schreibe, wobei es mir doch auch ein Trost sein wird zu denken, daß Sie weniger Mühseligkeit haben werden zu lesen. Ueberlassen Sie es also vertrauungsvoll mir, abzumessen was meinen Kräften noch zusagt, und wozu sie nicht mehr ausreichen. Ich bin von Natur und durch eigene frühe Gewöhnung thätig und von nicht leicht zu ermüdender Geduld, lasse schwer ab in Ueberwindung von Schwierigkeiten, und gestatte nicht gern der Natur, meinem Willen etwas abzunöthigen. Ganz aus eigenem Triebe habe ich als Kind schon mich geübt zu thun, was mir körperlich sauer wurde, und Schmerz und Beschwerde mir nicht aus Weichlichkeit zu ersparen gesucht. Noch danke ich dem Himmel, daß er mir gerade das in die Brust legte. Denn wenn auch die Selbstverleugnung und Uebung der Willenskraft gar nicht zu den höchsten und größten Tugenden gehören, so kann man sie doch mit vollem Recht zu den nützlichsten zählen. Sie können nicht ganz von wechselnden Fügungen des Schicksals unabhängig machen. Eine solche wahre Unabhängigkeit kann der Mensch auf Erden niemals erlangen, er muß es schon als einen unendlich großen, ihm von der Vorsehung eingeräumten

Vorzug anſehen, daß die Unabhängigkeit, die es ihm gelingen kann ſich zu erſtreben, in ſeine Gewalt gegeben iſt, ja, daß er allein ſie ſich zu ſchaffen im Stande iſt, da es eine innerliche iſt. Wenn man aber recht frei und kühn auf das Ziel zugeht, den äußern Einflüſſen keine Herrſchaft zu geſtatten, ſo gelangt man immer weit, und kann nicht allem, aber viel im Leben begegnen. Auch im Alter, kann ich mit Wahrheit ſagen, ſuche ich mir das Leben nicht leicht und bequem zu machen, wenn ich den einzigen Punkt ausnehme, daß ich nicht mehr in Geſellſchaft gehe: denn das habe ich ganz aufgegeben, ſelbſt für die wenigen Orte, die ich noch, wenn auch ſchon ſelten, im vorigen Winter beſuchte.

Den 4. Januar 1834. Es iſt das erſte Mal, daß ich die neue Jahreszahl ſchreibe. Ich hätte früher nie geglaubt, daß ich noch ſo viel ſchreiben würde, und noch jetzt, wo ich das Leben ſchon ſeit Jahren für das, was mich eigentlich daran knüpft, als geendet anſehe, habe ich weder ein äußeres körperliches, noch inneres geiſtiges Vorgefühl, daß ich nicht noch mehrere neue Jahrzahlen ſchreiben würde. Das ſage ich nicht im mindeſten darum beſtimmter, weil ich weiß, daß Sie es gern hören, ſo gern ich Ihnen auch Freude mache, ſondern weil ich es wirklich ſo fühle. Ungeachtet des ſonderbaren Winters iſt mein eigentliches Befinden, wenn ich es von den hindernden Beſchwerden trenne, ſo, daß es mir zu keiner Klage Anlaß giebt.

Der Ideenumtauſch, von dem Sie in Ihrem Briefe reden, iſt wohl ſehr hübſch, aber mir iſt der Sinn dafür vergangen. Die perſönliche Nähe Andrer iſt mir immer eine Störung meiner Einſamkeit, das heißt jetzt im engſten Sinne meiner ſelbſt. Sie wird mir leicht beunruhigend und kann mir peinigend werden. Ich vermeide daher, ſo

viel ich kann, die Beſuche meiner älteſten Freunde und Bekannten, ſollte ich auch dadurch lieblos oder unhöflich erſcheinen. Es giebt Opfer, die man Unrecht hätte zu bringen. Die Meiſten aber ſind diskret und gütig, und gönnen mir die Luſt des Alleinſeins.

Was Sie mir von Paul Gerhard ſchreiben, hat mich ſehr intereſſirt, und ich werde die Lieder, die Sie mir bezeichnen, nochmals nachleſen. Seine Schickſale waren mir im Allgemeinen bekannt, aber nicht in ſo genauer Beziehung auf die Lieder, die doch hier gerade das Wichtigſte iſt. Ich ſchließe jetzt meinen Brief mit meinen herzlichen Glückwünſchen für das neue Jahr. Möge daſſelbe Sie frei von ſtörenden Ereigniſſen, in Geſundheit und der ſtillen heitern Stimmung erhalten, die das Erfreuliche, wo es nicht zu ändern iſt, ſtill hinüberträgt. Mit der innigſten Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiundfunfzigſter Brief.

Tegel, den 12. Januar 1834.

Sie kommen in Ihrem letzten Briefe noch einmal auf Paul Gerhard's Lieder zurück, die Ihnen, wie Sie ſagen, immer vorzugsweiſe lieb waren, ſo daß Sie wohl alle auswendig wiſſen, ſie unſterblich nennen, und bis dieſe Stunde oft Troſt daraus nahmen. Das iſt mir nun zwar nicht neu in Ihnen, hat mich aber aufs neue erfreut, und ich ſtimme Ihnen ganz bei, daß die alten Lieder, um ſie in alter Sprache zu preiſen, viel kräftiger ſind als die neuern. Auch darin mögen Sie recht haben, daß ſich wenige Geſandte in Rom mit der Herausgabe eines neuen Geſangbuchs beſchäftigen mögen. Es macht Bunſen viel Ehre. Der Stelle von Herder beſinne ich mich nicht, wo er ſagt: daß wenn man auch gar kein anderes Buch haben dürfte, man mit Bibel und Geſangbuch leben könnte. (Bemerken Sie mir doch die Stelle und den Band.) Für das Volk wäre es gewiß genug und ausreichend. Ueber die Bibel theile ich ganz Ihre Meinung. Das Geſangbuch würde ich doch nur als eine Zugabe anſehen. Was ſo alles andere erſetzen ſoll, muß nicht von einzelnen, bekannten, uns nahe ſtehenden Verfaſſern herrühren, es muß aus fernen Jahrhunderten als die Stimme der ganzen Menſchheit, in der ſich immer zugleich die Stimme Gottes offenbart, zu uns herüber ſchallen. Darum könnte, weſſen Gemüth kindlich und einfach genug

iſt, den Sinn früherer Jahrtauſende zu fühlen, auch mit dem Homer getroſt in die Einſamkeit gehen. Das iſt das, was der Menſch nie genug an der Vorſehung bewundern, und wofür er nie dankbar genug ſein kann, daß ſie die wahrhaft göttlichen Gedanken, die, auf denen unſer innerſtes Daſein ruht, bald im Geiſte ganzer Völker und Zeiten, bald in einzelnen Menſchen weckt und durchbrechen läßt. Ueber ſich ſelbſt bemerken Sie, was Sie mir ſchon früher geſagt haben, daß Sie im Ganzen zwar gute Bücher, aber in geringerer Anzahl geleſen haben, als man es von Ihnen denke; daß Sie der neuen, modernen Literatur ganz fremd ſeien, ja Sie klagen ſich faſt an, daß Sie nur wenig leſen können, und wenn dann und wann die Neigung ſie anwandle, Sie immer wieder die alten Bekannten aufſuchen. Von mir geſtehe ich Ihnen, daß ich ſehr leicht ohne alle Bücher leben könnte. Eine eigentliche Neigung zum Leſen habe ich gar nicht, auch habe ich für ein langes Leben und ſo vielfache wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen nur wenig geleſen. Eine Menge Bücher, die Andere ſehr früh geleſen, kenne ich nur dem Namen nach, und ich kann von Büchern umringt ſein, auch wiſſen, daß neue darunter ſind, ohne in eines hinein zu ſehen. Dieſe geringe Anziehungskraft aber haben die Bücher nicht erſt ſpät, gleichſam aus einer Art Ueberdruß, für mich bekommen, es iſt, auch wie ich ſehr jung war, nicht anders geweſen. Ich habe darum doch ſehr viel, Tage und Mächte, mit Büchern gelebt, allein immer mit dem Zweck, irgend etwas Beſtimmtes zu lernen, aufzuſuchen oder zu erforſchen. Dies aber iſt durchaus verſchieden von der, in einigen Menſchen ſich bis zur Leidenſchaft ſteigernden Luſt zu leſen. Dieſe Luſt liegt in einer innern Lebendigkeit, die ich nie ſo beſeſſen habe, an einem Bedürfniß nach Ideenſtoff, das aber freilich

zugleich an ein Verlangen geknüpft ist, diesen Stoff von außen in bunter Mannichfaltigkeit zu bekommen, anstatt ihn in größerer Einfömigkeit aus seinem Innern zu schaffen. Indeß ist diese Neigung darum nicht zu mißbilligen. Der Mangel an jener Strebsamkeit nach außen hin, das Hängen an einsamem Sinnen, das Versenken in sich selbst, ist auch nicht immer reines Metall ohne Schlacken. Es entspringt oft aus Apathie, aus Hang zum Müssiggange, und ist oft mehr ein weiches Träumen als ein fruchtbares Nachdenken. Es führt aber eine Süßigkeit mit sich, die ich sonst mit nichts vergleichen kann, man mag sich nun in Ideen verlieren, oder Erinnerungen zurückrufen. Das erste ist leichter und müheloser als im Gespräch und im Schreiben, da man nur für sich denkt, also Mittelsätze überspringen und näher zum Ziel gelangen kann, ja, von niemand gedrängt, es nicht so scharf zu erreichen braucht. Wo aber die Wahrheit auf Gefühlen ruht, da vertrauen sich diese lieber der Verschlossenheit des eigenen Busens an. Darum sind alle religiösen Menschen der Einsamkeit leicht zugethan. Erinnerungen aber kleiden sich in ein so sanftes Dämmerlicht, daß die Zeit, die man in ihnen zum zweiten Mal durchlebt, oft dadurch tiefer in die Seele eindringt, als ihr die Unruhe der Gegenwart es zu thun erlaubt, denn die Gegenwart ist immer mit der Zukunft gemischt, und die Empfindung in ihr ist von einer Seite noch dem Wechsel offen. Auch versetzt der Genuß wie der Schmerz in eine Spannung, die der ruhigen Betrachtung des Gegenstandes nicht günstig ist. Wenn nun dies Vergnügen am Nachhängen gewisser Gedanken, die einen gewohnten Reiz über das Gemüth ausüben, der unbestimmten Lust, den Blick in ein Buch zu werfen, gegenübertritt, so bleibt meine Wahl nicht lange unent-

schieden, und ich könnte sehr gut lange Zeit ohne alle Bücher zubringen.

Sie bemerkten, daß man sehr oft fragen hört: was ist Glück? Wenn man unter dem Worte das Glück meint, durch das man im Leben in der letzten tiefsten Empfindung glücklich oder unglücklich ist, nicht blos darunter einzelne Glücksfälle versteht, so ist es recht schwer, das Glück zu definiren. Denn man kann sehr vielen und großen Kummer haben und sich doch dabei nicht unglücklich fühlen, vielmehr in diesem Kummer eine so erhebende Nahrung des Geistes und des Gemüths finden, daß man diese Empfindung mit keiner andern vertauschen möchte. Dagegen kann man im Besitz recht vieler Ruhe und Genuß gewährender Dinge sein, gar keinen Kummer haben, und doch eine, mit den Begriffen des Glücks ganz unerträgliche Leere in sich empfinden. Nothwendig wird also zum Glück eine gehörige Beschäftigung des Geistes oder des Gefühls erfordert, allerdings verschieden nach jedes Einzelnen Geistes- oder Empfindungsmaß, aber doch so, daß eines jeden Bedürfniß dadurch erfüllt werde. Die Natur dieser Beschäftigung, oder vielmehr dieses innern Interesse richtet sich aber dann nach der individuellen Bestimmung, die Jeder seinem Leben giebt, oder vielmehr, die er schon in sich gelegt findet, und so liegt Glück oder Unglück in dem Gelingen oder Mißlingen des Erreichens dieser Bestimmung. Ich habe immer gefunden, daß weibliche Gemüther in dies Gefühl lieber und williger eingehen als Männer, und sich auf diese Weise ein stilles Glück in einer freudenlosen, ja oft kummervollen Lage bilden. Auch für das künftige Dasein ist diese Ansicht folgereich. Denn alles Erlangen eines andern Zustandes kann sich doch nur auf einen bereits erfüllten gründen. Man kann nur erlangen, wozu man

reif geworden iſt, und es kann in der geiſtigen und Charakter-Entwickelung keinen Sprung geben.

Den 4. Februar. Ich habe Ihren am 24. Januar geendeten Brief zur gewöhnlichen Zeit richtig bekommen, und danke Ihnen herzlich dafür; es hat mich ungemein erfreut, die ruhige und ſelbſt heitere Stimmung darin zu erkennen, in der Sie ihn geſchrieben haben, und noch mehr, daß Sie der meinige in dieſe Stimmung verſetzt hat. Ich ſchrieb Ihnen genau wie es wahr iſt. So lange ich Ihnen ohne Nachtheil meiner Augen ſchreiben kann, thue ich es ſelbſt, wäre es auch weniger. Dagegen rechne ich auf Ihre Ruhe und Faſſung, wenn ich es nicht mehr könnte. Es iſt des Menſchen würdig, was im Laufe der Natur liegt, auch natürlich zu nehmen. Mir iſt dies immer ein Ziel des Strebens geweſen, und ich kann ſagen, daß ich es mir in nicht geringem Grade zu eigen gemacht habe. Ich wünſche dann aber auch bei Andern daſſelbe, beſonders in Beziehung auf mich zu finden. Nichts ſpannt mich auf eine ſo unangenehme und wahrhaft fruchtloſe Weiſe, als wenn man mir zeigt, daß man für mich beſorgt iſt, oder ſonſt meinetwegen in Unruhe, die außer Faſſung bringt, geräth. Ruhe und Faſſung in jedem Geſchicke und ſonſt Heiterkeit oder Wehmuth, das macht das Leben ertragen und hebt die Seele über den Wechſel der Ereigniſſe. Leben Sie herzlich wohl! Mit dem innigſten Antheil der Ihrige. H.

Dreiundfunfzigſter Brief.

Tegel, Februar 1834.

Es geht mir mit dem Februar ſehr ſonderbar. Ich liebe ihn auf einer Seite mehr als irgend einen andern Monat im Jahr, auf der andern Seite iſt er mir der unangenehmſte Monat. Um meine Liebe zu ihm hat er kein Verdienſt, meine geringe Zuneigung aber hat ihren Grund in ihm ſelbſt und iſt in mir von meinen Kinderjahren her. Obgleich er nur um ſo wenige Tage kürzer iſt als die andern Monate, macht er doch, daß einem die Zeit noch flüchtiger erſcheint; auch iſt mir die Ungleichheit mit dem Schaltjahr zuwider. Sie werden, liebe Charlotte, das alles ſehr kindiſch finden und ſich wundern, daß ich dabei verweile. Das will ich nun aber auch nicht, die Ueberſchrift brachte mich nur darauf.

Da ich von der Zeit rede, ſo fällt mir ein, daß wir, glaube ich, noch niemals in unſerer Korreſpondenz den großen Halley'ſchen Kometen berührt haben, der im Herbſt des künftigen Jahres wiederkehren muß. Er iſt einer der mit Sicherheit berechneten. Erſcheinen wird er alſo gewiß; ob aber mit gleich großem Schweif? iſt eher eine Frage. Man will ſchon das letzte Mal ſeines Erſcheinens eine Verringerung der Länge des Schweifs gegen das vorletzte Mal bemerkt haben, und es ſcheint ſehr wohl möglich, daß dieſe wunderbaren Weltkörper während ihres Laufs Partikeln des lockerſten Theils ihrer Materie verlieren. Denn ihr

Körper ist von so loser Zusammenfügung, daß man mit stark vergrößernden Fernröhren nicht blos durch den Schweif, sondern auch durch den Kopf oder Kern, wie man es nennen soll, hindurch gerade dahinter stehende Fixsterne deutlich und bestimmt erkennen kann. So nahe auch dies himmlische Ereigniß zu sein scheint, so kann sich doch Jeder mit Recht fragen, ob er es erleben wird, und ob ich mich gleich nicht grämen würde, wenn es von mir ungesehen bliebe, so ist, wenn ich einmal lebe, meine Neugier doch sehr darauf gespannt. Die Himmelskörper, die uns nur in langen Zwischenräumen von Jahren, und dann auf kurze Zeit erscheinen, geben einen noch sinnlichern Begriff der wahren Unbegreiflichkeit der Größe des Weltganzen. Man fühlt noch anschaulicher, daß es Ursachen geben muß, von deren Natur wir nicht einmal eine Vorstellung haben, welche diese Körper zwingen, so ungeheuer sich entfernende Bahnen in solcher Schnelligkeit zu durchlaufen. Auf alle diese Fragen ist keine befriedigende Antwort zu geben, man kann sich aber die Ahnung nicht nehmen, daß der Zustand nach dem Tode Aufschluß darüber geben wird, und so knüpft sich das Interesse an die Lösung dieser Räthsel für uns an etwas Ueberirdisches an.

Den 15. Ich erinnere mich, daß wir vor nicht gar langer Zeit über die nun längst verstorbene Frau uns schrieben, die Goethe gern heirathen wollte, und der er in seinen Gedichten den Namen Lili giebt. Wir konnten uns damals nicht auf ihren Namen besinnen. Sie hieß Schönemann, ihr Mann war Hr. von Türkheim. Dieser liebte sie schon während ihrer Bekanntschaft mit Goethe, und zweifelte lange an der Erfüllung seiner Wünsche. Dies erzählte mir neulich ein Bekannter von beiden.

Berlin hat in diesen Tagen einen Verlust erlitten, den

man mit Wahrheit einen gleich großen für die Religion und Philosophie überhaupt nennen kann. Schleiermacher ist nach einem kurzen Krankenlager an einer Lungenentzündung gestorben. Er ist Ihnen gewiß nicht unbekannt als Herausgeber mehrerer religiöser und moralischer Schriften. Indeß war von Schleiermacher in ohne Vergleich höherm Grade wahr, was man von den meisten sehr vorzüglichen Menschen sagen kann, daß ihr Sprechen ihr Schreiben übertrifft. Wer also auch alle seine zahlreichen Schriften noch so fleißig gelesen, aber seinen mündlichen Vortrag nie gehört hätte, dem blieben dennoch das seltenste Talent und die merkwürdigsten Charakterseiten des Mannes unbekannt. Seine Stärke war seine tief zum Herzen dringende Rede im Predigen und bei allen geistlichen Verrichtungen. Man hätte Unrecht das Beredsamkeit zu nennen, da es völlig frei von aller Kunst war. Es war die überzeugende, eindringende und hinreißende Ergießung eines Gefühls, das nicht sowohl von dem seltensten Geiste erleuchtet wurde, als vielmehr ihm von selbst gleichgestimmt zur Seite ging. Schleiermacher hatte von Natur ein kindlich einfach gläubiges Gemüth, sein Glaube entsprang ganz eigentlich aus dem Herzen. Daneben hatte er doch aber auch einen entschiedenen Hang zur Spekulation, er bekleidete auch und mit ganz gleichem Beifall und Glück ein philosophisches Lehramt neben dem theologischen an der Universität in Berlin, und seine Sittenlehre, ein ganz philosophisches Werk, steht in der genauesten Verbindung mit seiner Dogmatik. Spekulation und Glaube werden oft als einander feindselig gegenüberstehend angesehen, aber diesem Mann war es gerade eigenthümlich, sie auf das innigste mit einander zu verknüpfen, ohne weder der Freiheit und Tiefe der einen, noch der Einfachheit des andern Eintrag zu thun. In einer

Aeußerung, die er am Tage vor seinem Hinscheiden gemacht, hat er gleichsam das letzte Zeugniß davon abgelegt. Er hat nämlich seiner Frau, die von sehr ausgezeichnetem Geist und Charakter ist, gesagt, daß seine Besinnungskraft für allen äußern Zusammenhang der Dinge sehr dunkel zu werden anfange, daß aber in seinem innern Ideenzusammenhange eine vollkommene Klarheit herrsche, und daß er sich besonders freue, auch jetzt seine tiefste Spekulation im reinsten Einklange mit seinem Glauben zu finden. In dieser schönen harmonischen Seelenstimmung ist er auch gestorben. Mit herzlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierundfunfzigſter Brief.

Tegel, den 14. März bis 4. April 1834.

Es freuet mich, daß die Stolberg'ſche italieniſche Reiſe Ihnen Befriedigung gewährt. Ich dachte mir gleich, daß ſein gründliches Eingehen in die Gegenſtände, woran Andere Anſtoß nehmen, Ihnen ſeine Darſtellung gerade intereſſant machen würde. Ich glaubte immer, daß Stolberg's Katholicismus eine Folge ſeines Aufenthalts im Münſterſchen geweſen wäre, wo es damals einige ſehr eifrige, aber geiſtvolle und gemüthreiche Katholiken, Männer und Frauen, in den vornehmſten Familien gab. Es iſt indeß ſehr möglich, daß auch die italieniſche Reiſe dazu weſentlich mit beigetragen hat. Die Schönheit und Pracht der Kirchen kann wohl ein ernſthaftes Gemüth nicht zu einem andern Glauben verführen, allein ſehr erfreulich und in gewiſſen Momenten erhebend iſt ſie unleugbar, auch ganz abgeſehen von aller Beziehung auf Glauben und Katholicismus, blos für einen regſamen, gegen innere Eindrücke leicht empfänglichen Sinn. Etwas anderes damit Verbundenes hat mir aber immer noch einflußreicher geſchienen, ich meine den in den meiſten katholiſchen Ländern herrſchenden Gebrauch, die Kirchen den ganzen Tag offen ſtehen zu laſſen. Der Geringſte im Volke erhält dadurch einen Ort, wo er unbemerkt einſam ſitzen und ſeinen Gefühlen und Gedanken ungeſtört nachhängen kann, und gleichſam neben ſeiner, von allen irdiſchen Mühſeligkeiten durchwimmelten Wohnung

eine von dieſen allen entblößte Freiſtatt findet, in der ihn alles auf wahrhaft hohe und würdige Betrachtungen führt. Das beſtändige ſorgfältige Verſchließen unſerer proteſtantiſchen Kirchen hat, wie ſchwerlich abgeleugnet werden kann, etwas Trübes, und macht, daß auch darin vorhandene Pracht und Kunſt nicht wahrhaft zum öffentlichen Genuß kommt. Man gelangt nur durch ausdrückliches Aufſchließen des Kirchners, den man herbeiholen laſſen muß, dazu. In jenen Ländern nimmt das ganze Volk einen freiern und freudigern Antheil daran, und man würde ſehr irren, wenn man glaubte, daß das Volk dagegen unempfindlich wäre.

Was Sie noch über Paul Gerhard's Lieder ſagen, hat mich ſehr intereſſirt. Ich begreife ganz, daß ein Gemüth, das meiſt unter ſehr ernſten und wiederholten ſchmerzlichen Ereigniſſen gelitten hat, Troſt und Beruhigung daraus nehmen kann, wie es beides gerade bedarf. Die Lieder, die Sie mir bemerken, will ich noch einmal leſen, und Ihrer Bitte gemäß mich nicht an ein und anderm, nicht mehr üblichen und vielleicht anſtößigen Ausdruck ärgern, ſondern wie Sie auf den Geiſt ſehen, der immer erhebend iſt. Vielleicht hat auch Bunſen das abgeändert. Poetiſch bleiben ſie darum immer; dies hängt nicht nothwendig mit der Bildung zuſammen, hängt wenigſtens nicht von ihr ab, es beruht auf Schwung und Tiefe, und der Sinn dafür findet ſich oft reiner beim Volke, als bei der Klaſſe der gebildeten, aber nicht ganz durchgebildeten Perſonen. Es ſcheint mir auch nicht, daß die Verfaſſer der alten Kirchenlieder ſolche Stellen aufnahmen, um ſich auf dieſe Art an die Vorſtellungsart und die Sprache des Landmanns anzuſchließen, ihm verſtändlicher zu werden und ſeine Empfindungen lebendiger anzuregen. Was wir geſchmacklos finden,

erſchien ihnen nicht ſo, das lag in ihrer Zeit, wo wahrhaft deutſche Bildung feinerer Art kaum vorhanden war, und die Gebildeten, in ſofern ihre Bildung nicht eine ausländiſche oder gelehrte war, in der That ſich weniger vom Volke unterſchieden als jetzt. Jene alten Kirchendichter, und namentlich Paul Gerhard, in welchem einzelne uns mißfällige Stellen nur unweſentliche Flecke ſind, verſtanden es weit beſſer, den Punkt zu finden, wo man dem Volke durchaus verſtändlich und ſeine Gefühle anregend iſt, ohne ſich in den Begriffen herabzuſtimmen und an ihrer Richtigkeit nachzulaſſen, oder eine unedle Sprache anzunehmen. Dieſe wahre Volksmäßigkeit iſt ein hauptſächliches Erforderniß guter und zweckmäßiger Kirchengeſänge. Denn die Kirche iſt für Alle, es ſoll ſich in ihr kein Kreis vornehmer oder höherer Bildung abſondern; der wahrhaft Gebildete ſoll aber auch durch nichts ihn Verletzendes zurückgeſtoßen werden. Beides kann erreicht werden, ohne daß eines dem andern Abbruch thäte. Denn alles rein und natürlich Menſchliche, frei von Künſtelei und Gelehrſamkeit in Sachen der Erkenntniß, und von Verzärtelung und Ueberſpannung in Sachen des Gefühls, iſt dem Volke, und beſonders dem Landmanne, dem ich hierin viel mehr zutraue als dem Städter, gewiß nicht blos vollkommen verſtändlich, ſondern auch ſeiner Empfindung zugänglich, und eben dies tief und ächt Menſchliche iſt auch die Grundlage aller wahren Bildung. In dieſen Ausgangspunkten des menſchlichen Denkens und Empfindens begegnen ſich, wenigſtens in Deutſchland, alle Klaſſen der Nation. Eben ſo vereinigen ſie ſich in dem Verſtändniß einer einfachen, klaren und würdigen Sprache, wie man an Luther's Bibelüberſetzung ſieht, die ſich nie zum Gemeinen herabläßt und — die Stellen ausgenommen, wo die Schwierigkeit in dem Sinne

und den Sachen liegt — zugleich allgemein verständlich ist. Sich recht nahe an die biblische Sprache zu halten, ist auch für Kirchengesänge der sicherste Weg, auch schwierigern Ideenreihen in dem Gemüth des Volks Eingang zu verschaffen. Wenn man, wie nicht selten geschieht, von einem Prediger mit Rühmen erwähnt, daß er für die gebildeten Klassen erhebend und belehrend predige, so halte ich das für ein sehr einseitiges Lob, und wenn er es nicht versteht, eben so erbaulich für das Volk und den gemeinen Mann zu predigen, für einen wahren Tadel. Die Kirche umschließt Alle, und die Religionswahrheiten werden ihrer Natur angemessener, allgemeiner und menschlicher aufgefaßt, wenn man sie auf allgemeine Verständlichkeit gründet. Die Scheidewand, die die gebildeten Stände vom Volke trennt, ist ohnehin schon zu groß, man muß daher mit doppelter Sorgfalt das hauptsächlichste Band erhalten, das sie noch zusammenknüpft. Leben Sie wohl, und rechnen auf meine unwandelbare Theilnahme an allem was Ihnen begegnet.
Der Ihrige. H.

Fünfundfunfzigster Brief.

Tegel, den 15. April bis 8. Mai 1834.

Sie haben, liebe Charlotte, bemerkt, daß meine Handschrift in meinen zwei letzten Briefen größer, bestimmter und deutlicher geworden ist, und ich sah voraus, daß Sie diese Veränderung überraschen und Ihnen auffallen würde*). Es ist ein Sieg, den mein Wille endlich durch festen Vorsatz über meine Hand davon getragen hat. In Hinsicht der Unbequemlichkeit, eigentlich nicht schreiben zu können, sondern alles diktiren zu müssen, bringt mich zwar diese Verbesserung nicht weiter, da die neue Methode eher langsamer, als schneller wie die bisherige ist. Es ist indeß doch ein wahrer Gewinn, daß es ordentlicher aussieht, und keine Schwierigkeit zu lesen macht, da die vorige Schrift auf ängstliche Weise in Unleserlichkeit überging. Man kommt so im Alter auf die Kinderschrift zurück. — Es ist ein großer, wichtiger und mißlicher Punkt im Alter, der wenigstens mich beständig begleitende Zweifel, ob die Jahre nicht allmählig eine Schwächung des Geistes oder Charakters, oder beider unvermerkt hervorbringen. Wer vernünftig ist und mehr mit sich umgeht, muß sich gestehen, daß

*) Die gänzliche Umwandlung der Handschrift, von ängstlicher Undeutlichkeit zu großer sehr deutlicher Schrift, hatte etwas tief Ergreifendes und höchst Rührendes.

es kaum anders sein kann. Alles nützt sich durch die Zeit ab, und die Abhängigkeit der Seele vom Körper kommt dazu. Bisweilen ertappt man sich auch wohl selbst auf einzelnen Beweisen. Es bleibt aber immer ein quälender Gedanke, ob diese Fälle nicht ungleich häufiger sind, als man sie bemerkt. Man mißtrauet mit Recht dem eigenen Urtheile, weil seine Schärfe auch durch dieselbe Abnahme gelitten haben muß, und man von Andern nie die Wahrheit über solchen Punkt erfährt. Am meisten, behauptet man gewöhnlich, leide das Gedächtniß. Das kann ich aber an mir nicht finden, auch würde mich das, wenn es nicht zu arg damit würde, am wenigsten kümmern. Schlimmer und schwerer zu bemerken ist der Mangel an Festigkeit im Urtheil, ja die Schwierigkeit, sich bestimmt genug aus dem Zweifel herauszuwickeln, um nur überhaupt ein entschiedenes zu fällen. Es ist dies Charakterunschlüssigkeit, welche vom Handeln auf das Denken übergeht, da alles Geistige im Innern des Menschen immer in unzertrennlichem Zusammenhange mit einander steht. Das Schlimmste von allem aber ist die Fruchtbarkeit an Ideen. Sie hängt natürlich von der Stärke, Regsamkeit und Lebendigkeit aller Geisteskräfte zusammengenommen ab. Es ist daher auch natürlich, daß die Zahl der zunehmenden Jahre darauf bedeutenden Einfluß ausübt. Schon die Abstumpfung der Sinne bringt um sehr viel. Alle Begriffe, die, auch früher gesammelt, auf sinnlichen Wahrnehmungen beruhen, verlieren an Bestimmtheit, Deutlichkeit und besonders an weiter anregender Anschaulichkeit. Was ich aber am meisten besorge, ist eine Art Einschlafen der Seele, daß sie sich immer in einem ihr längst bekannten Kreise herumdrehe und sich einbilde, dadurch in befriedigender Thätigkeit zu bleiben. Das Wachsein des Geistes, seine Fruchtbarkeit an Vor-

ſtellungen, die er bald aus der äußern Beobachtung der Dinge und Menſchen, bald aus ſeinem Innern ſchöpft, oder das feſte Fortrücken in längſt begonnenen, vielleicht durch einen Theil des Lebens hindurchgeſchlungenen Ideenreihen, iſt das wahre, dem menſchlichen Daſein erſt Werth verleihende Glück des Lebens, und zwar nicht blos für intellektueller organiſirte, höher gebildete, mehr dem Denken ergebene Menſchen, ſondern für Alle. Denn jeder hat einen innern Kreis von Ideen und Gefühlen, Wahrheiten und Vorurtheilen, Phantaſien und Träumen, in dem er wach und regſam bleiben und den er als innere Beſchäftigung weiter ausſpinnen will. Wie wenig geiſtig auch ein Menſch in ſeiner Natur ſein möge, ſo fürchtet er doch keinen Vorwurf ſo ſehr, als den der Geiſtesſchwäche. Vor großer iſt man vielleicht ohne beſondere bedeutende Krankheit ſicher, aber kleinere iſt auch betrübend genug, und man ängſtigt ſich mehr dafür, da ſie einem leicht lange unbemerkt bleiben könnte.

Ich habe Ihren letzten Brief ſpäter als gewöhnlich empfangen, und es hat mich geſchmerzt zu ſehen, daß Sie wieder ſehr trübe geſtimmt waren. Sie ſagen zwar ſelbſt, daß die Zeit dies auch wieder heilt, aber das Leben iſt doch zu kurz, um ſich ganze Wochen ſo rauben zu laſſen. Sie waren auch zu meiner großen Freude eine längere Zeit heiterer und zufriedener geſtimmt. Kehren Sie dahin zurück, ich bitte Sie recht dringend darum; man kann viel, wenn man ſich nur recht viel zutraut. Stimmungen entſtehen allerdings oft aus Urſachen, über welche der Menſch nur wenig Gewalt hat, aber ſie nehmen zu und werden der innern Gemüthsruhe immer verderblicher, wenn man ſich in ihnen gehen läßt. Am ſicherſten ſtellt man ihnen Gefühle entgegen, und Sie haben es gewiß oft ſelbſt an

sich erfahren, daß sich das Gefühl für erhabene und tief ergreifende Dinge so erwärmen kann, daß alle dunkeln und dumpfen Stimmungen dadurch verscheucht werden.

Mit der freundschaftlichsten Theilnahme der Ihrige.

H.

Sechsundfunfzigster Brief.

Tegel, den 16. Mai 1834.

Ich dächte, es müßte Ihnen beſſer werden, liebe Charlotte, in dieſem ſchönen Frühlingswetter. Das Laub, das anfangs ungewöhnlich zögerte und ſtockte, iſt durch die Wärme und den fruchtbaren Regen plötzlich hervorgekommen, und die milde und blüthenduftige Luft könnte einen verleiten, bis zum ſpäten Abend in ihr zu verweilen. Schreiben und Leſen läßt ſich draußen leicht, ich aber habe es für mich nie geliebt. Es war mir, ſo oft ich es verſuchte, immer als trüge mir die Luft auch die Gedanken mit davon, beim Arbeiten ſtört mich die Luft, und ich liebe ſelbſt kein offenes Fenſter in meinem Arbeitszimmer. Dagegen befördern Spaziergänge den innern Umſchwung der Gedanken, und erhöhen die Fruchtbarkeit in denſelben. Sie ſind die beſten Vorbereitungen zu nahen und entfernten Arbeiten, und gewähren, auch abgeſehen davon, am freieſten und ungeſtörteſten den Genuß, ſich ſeinen Gedanken, Erinnerungen und Empfindungen zu überlaſſen. Ich gehe daher am liebſten allein ſpazieren, und habe es nicht gern, wenn mich jemand begleitet, und mich hindert allein mit der Natur zu ſein.

Die Worte Paulus, die Sie in Ihrem Briefe anführen: „Lebten wir allein für dieſe Welt, ſo wären wir die

elendeſten Geſchöpfe", haben allerdings eine tiefe Wahrheit und einen innerlich ergreifenden Sinn. Sie ſprechen auf die kürzeſte und einfachſte Art die überirdiſche Beſtimmung des Menſchen aus. Denn in allen höhern, edlern, des Menſchen wahrhaft würdigen Gefühlen erblicken wir mit Recht einen Urſprung, der nicht der Erde angehören kann. Alle Veredlung unſers Weſens ſtammt nur aus dem Gefühl der Ausdehnung unſers Daſeins über die Grenzen dieſer Welt. Das giebt dem Menſchen ein ſo eigenthümliches, den Nachdenkenden unaufhörlich begleitendes Gefühl, daß ihm die Welt, die ihn umgiebt, in der er allein unmittelbar wirkt und genießt, nicht genügt, und daß ſeine Sehnſucht und ſeine Hoffnungen ihn zu einer andern unbekannten und nur geahneten hinziehen. In dem verſchiedenen Verhältniß, in das ſich Jeder zu der einen und der andern ſtellt, liegt hauptſächlich der Unterſchied der innern Individualität der Menſchen. Es giebt den Charakteren die urſprüngliche Richtung, aus der ſich alles Uebrige entwickelt. Wer nun da ganz im Irdiſchen befangen wäre, ohne für eine höhere Welt Sinn und Gefühl zu haben, der wäre in Wahrheit elend zu nennen. Er entbehrte der höchſten und beſten innern Genugthuung, und könnte in dieſer Geſinnung zu keiner Vervollkommnung und eigentlichen Veredlung ſeines ſittlichen Weſens gelangen. Es giebt aber auch eine gewiſſe Verſchmähung der Erde, und eine irrige Beſchäftigung mit einem überirdiſchen Daſein, die, wenn ſie auch nicht zu einer Vernachläſſigung der Pflichten des Lebens führt, doch das Herz nicht dazu kommen läßt, die irdiſchen Wohlthaten der Vorſehung recht zu genießen. Die wahrhaft ſchöne und edle Stimmung vermeidet dieſe doppelte Einſeitigkeit. Sie geht von den unendlichen Spuren des Göttlichen aus, von denen alles

Irdiſche und die ganze Schöpfung ſo ſichtbar in weiſer Anordnung und liebevoller Fürſorge durchdrungen iſt. Man knüpft in ihr die reinen, wirklich einer beſſern angehörenden Empfindungen des Herzens zunächſt an die menſchlichen Verhältniſſe an, denen dieſelben auf eine würdige und nicht entweihende Weiſe gewidmet werden können. Man ſucht ſo und pflanzt das Ueberirdiſche im Irdiſchen, und macht ſich dadurch fähig, ſich zu dem erſten in ſeiner Reinheit zu erheben. In dieſem Verſtande lebt man in dieſer Welt für eine andere; denn das Irdiſche wird blos zur Hülle des göttlichen Gedankens, er allein iſt ſein eigentlicher und nicht tief in ihr verborgen liegender, ſondern hell und ſichtbar aus ihm hervorſtrahlender Sinn. In dieſer Anſicht trennt ſich dann die Seele leicht ganz vom Irdiſchen und erhebt ſich über daſſelbe. Unmittelbar daran knüpft ſich der Glaube an Unſterblichkeit und an ein jenſeits des Grabes beginnendes Daſein an. Dieſen trägt ein Gemüth, das im richtigen Sinn nicht für dieſe Welt allein lebt, nicht blos als Hoffnung und Sehnſucht, ſondern als unmittelbar mit dem Selbſtbewußtſein verbundene Gewißheit in ſich. Wären wir nicht gleichſam ſchon ausgeſtattet mit dieſer Gewißheit auf die Erde geſetzt, ſo wären wir in der That in ein Elend hinabgeſchleudert. Es gäbe keinen Erſatz für irdiſches Unglück, und was noch mehr und noch beklagenswerther wäre, die wichtigſten Räthſel blieben ungelöſt und unſerm ganzen innern Daſein fehlte, was ihm eigentlich das Siegel ſeiner Vollendung aufdrückt.

Den 18. Juli.

Sie erwähnen in Ihrem letzten Briefe der Beſchwerden des Alters; ſie ſind allerdings, einzelne Fälle abgerechnet,

wo ſich die Kräfte ſpät in Rüſtigkeit erhalten, ſehr groß. Sie werden es beſonders dadurch, daß ſie in jedem Moment des Lebens wiederkehren und das Leben ganz eigentlich begleiten. Die gehemmte oder doch wenigſtens durch Langſamkeit ſehr erſchwerte Thätigkeit iſt, meiner Empfindung nach, das Drückendſte. Dann die Unbehülflichkeit, daß man viele Sachen gar nicht, oder nicht ohne große Beſchwerlichkeit ſich ſelbſt und allein machen kann. Wenn einem auch dann die Wahl bleibt, ſich helfen zu laſſen, oder die Sache langſam und mühevoll ſelbſt zu machen, ſo ziehe ich in der Regel das letzte vor, da mir das Gefühl der Abhängigkeit von fremder Hülfe ſehr unangenehm und widrig iſt. Indem ich aber ſo alle Unbequemlichkeiten, die zu wahren Leiden anwachſen können, zugebe, und zum großen Theil an mir ſelbſt empfinde, kann ich doch dem Alter nicht abhold ſein und keine Klage darüber führen. Es gehört zur Vollendung des menſchlichen Lebens, ein ſolches Heruntergehen der Kräfte zu empfinden, und das menſchliche Leben als ein Ganzes, ſich aus ſich ſelbſt Entwickelndes durchzumachen, hat in ſich etwas Beruhigendes, weil es den Menſchen im Einklange mit der Natur zeigt. Die innere Stimmung ändert ſich auch von ſelbſt ſo um, daß man die äußere Unbequemlichkeit leichter trägt. Man iſt geduldiger, fühlt, daß über den Lauf der Natur keine Klage ziemt, und hat viel lebhafter das Gefühl, daß man durch immer gleichmüthige und ſanfte Ruhe über alles Aeußere einen mildern Schimmer wirft. Es iſt ſichtbar ein Vorzug des Alters, den Dingen der Welt ihre materielle Schärfe und Schwere zu nehmen und ſie mehr in das innere Licht der Gedanken zu ſtellen, wo man ſie in größerer, immer beruhigender Allgemeinheit überſieht.

Den 28. Juli.

Ich habe vorgeſtern Ihren am 22. d. M. abgegangenen Brief erhalten, und danke Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich für den Antheil, den Sie ſo warm und lebhaft an meiner Geſundheit nehmen. Sie werden finden, daß ich Ihnen noch in meinem letzten Briefe recht ausführliche Nachricht darüber gegeben, da Sie darauf gütigen Werth legen.

Leben Sie recht wohl! Mit der innigſten Theilnahme der Ihrige. H.

Siebenundfunfzigſter Brief.

Tegel, Auguſt und September 1834.

Daß Sie unter der großen Hitze, die Ihnen, liebe Charlotte, immer Beängſtigungen erregt, leiden würden, habe ich leider gedacht. Sie war und iſt in der That außerordentlich, und zeichnet ſich noch immer durch eine eigene, gewitterartige Schwüle aus. Wenn es einmal ein heißes Jahr geben ſollte, ſo iſt es ordentlich gut, daß es dies und nicht das künftige iſt. Im künftigen würde man nicht unterlaſſen, die außerordentliche Witterung dem Einfluſſe des dann zu erwartenden Kometen zuzuſchreiben, ſo daß dadurch die irrigen Meinungen über dieſe Weltkörper vermehrt worden wären. Die Hitze allein würde ich für mich wohl ertragen, man kann ſich doch ſehr durch Kühlhalten der Zimmer und leichtern Anzug die drückende Empfindung erleichtern. Aber die ununterbrochene Dürre, welche die Hitze dieſes Jahr begleitet, das Verſchmachten der Pflanzen, das Zuſammenſchrumpfen der Blätter iſt immer ein betrübender Anblick. Man kann mit Grund vorausſetzen, daß alles in der Welt gerade ſo am beſten eingerichtet iſt, wie es wirklich beſteht, und dies ſchließt von ſelbſt jeden kurzſichtigen Tadel aus, den ſich kein Vernünftiger erlauben wird. Sonſt iſt eine Erſcheinung in der Weltanordnung auffallend, daß die lebendigen und empfindenden Geſchöpfe, von den Pflanzen an bis zu den Menſchen, den wilden und rohen Elementen untergeordnet und von ihnen abhängig gemacht

erſcheinen. Es iſt als wenn die Natur meinte, jenen großen körperlichen und elementariſchen Verhältniſſen müſſe erſt ihr Recht werden, ehe an das Gedeihen und das Glück der empfindenden Weſen zu denken ſei. Es iſt ohngefähr wie im menſchlichen häuslichen Leben, wo auch nicht blos die höhere geiſtige Beſchäftigung oft dem gewöhnlichen körperlichen Tagewerke nachſtehen muß, ſondern wo alle Thätigkeit in Geſchäften, die doch auch immer nur eine äußere iſt, in der Meinung der Menſchen höher geſtellt wird als eine innere Hinneigung zu Nachdenken und Wiſſenſchaft. In beiden liegt ſichtbar der Sinn, daß durch die körperlichen, äußern Verhältniſſe erſt der Boden bereitet und geſichert werden muß, ehe das Geiſtige, Innere, ruhig darauf Wohnplatz finden und ohne Gefahr ſeine Blüthen erſchließen kann. In von Menſchen eingerichteten und alſo immer unvollkommenen Dingen iſt das ſehr begreiflich. Menſchliche Vernunft und Kraft reichten nicht zu, den Hauptzweck ohne einige Aufopferung des Beſſern zu erreichen. Bei der von der höchſten Weisheit und Macht herkommenden Welteinrichtung iſt eine ſolche Erklärungsart nicht zuläſſig. Was man ſonſt über eine ſolche Zurückſetzung des Geiſtigen gegen das Körperliche, wenn man ſie ſo nennen kann, ſagt, iſt auch wenig genügend. Es muß darin noch etwas von uns Unverſtandenes geben, das vielleicht in einem uns ganz unbekannten Verhältniß des Geiſtigen zum Körperlichen liegt. Denn wenn wir auch vom Geiſt oder der Seele nicht viel mit Gewißheit erkennen, ſo iſt uns das eigentliche Weſen des Körpers (der Materie) völlig unbekannt und unbegreiflich.

Ich hoffe, daß Sie ſich, bei der abgekühlten Temperatur, nunmehr beſſer befinden werden. Mit unverändertem Antheil an allem was Ihnen begegnet, Ihr H.

Den 26. Nachſchrift. Ich habe Ihren Brief vom 18. September erſt heute erhalten, und ſetze nur das noch dem meinigen hinzu. Es betrübt und beunruhigt mich zugleich, liebe Charlotte, zu erkennen, daß Sie nicht nur ſehr gebeugt und traurig, ſondern auch, wie ich befürchte, leidend oder wohl gar krank ſind, und es mir verbergen. Sprechen Sie ſich aus und verſchmähen meine innige Theilnahme nicht, die Ihnen ja ſchon mehrmal wohlthuend war. Ich bitte Sie ſehr darum.

Heute muß ich ſchließen; ich komme aber darauf zurück. Leben Sie herzlich wohl, und verſcheuchen Sie die trüben Gedanken.

Achtundfunfzigster Brief.

Tegel, September und October 1834.

Die kühlere Temperatur, die eingetreten iſt, freuet mich beſonders Ihretwegen, liebe Charlotte. So hoffe ich jetzt beruhigenden Nachrichten über Ihre Geſundheit und Ihr Befinden entgegenſehen zu dürfen. Die kalten Uebergießungen, die ich Morgens brauche, ſcheinen Ihnen ganz unbekannt und Sie erſchreckt zu haben; aber es iſt damit ſo ſchlimm nicht. Der Schreck, den die Kälte des Waſſers augenblicklich auf die Nerven macht, iſt leicht zu überwinden. Mit ihm iſt aber zugleich eine ſehr wohlthätige Belebung verbunden, und unmittelbar darauf folgt eine angenehme, allgemeine innere Wärme.

Das Schickſal, das die Ihnen befreundete St—ſche Familie betroffen, iſt ſehr hart. Sie hatten mir nicht geſagt, daß die Tochter ſchon von ihrer italieniſchen Reiſe zurückgekommen war. Sie hat dieſelbe wohl der Mutter wegen abgekürzt, um ſie ſelbſt pflegen zu können.

Mir fällt dabei ein, daß es in den erſten Tagen dieſes Monats jährig geworden, daß ich von Nordernei zurückgekommen bin. So ſonderbar es Ihnen ſcheinen wird, ſo iſt es doch buchſtäblich wahr, daß es das erſte Mal in meinem Leben iſt, daß ich ununterbrochen ein ganzes Jahr, blos mit Ausnahme weniger einzelner Tage und Nächte, hier in Tegel geblieben bin. Schon als ich noch Kind war, zogen meine Eltern immer den Winter in die Stadt.

Nachher that ich daſſelbe. In den letzten Jahren kamen die Badereiſen. So war ich in jedem Jahr einige Monate abweſend, und in den letzten gerade die ſchönſten, Julius und Auguſt, wo die Blätterfülle und die Kraft des Sommers in den Gewächſen den höchſten Punkt erreicht. Diesmal habe ich das ganz genoſſen.

Den 17. October.

Es thut mir ſehr leid, daß Sie ſich durch eine falſche Zeitungsnachricht ganz unbegründete Beſorgniſſe haben einflößen laſſen. Nehmen Sie doch, ich bitte Sie, die Zeitungen nicht ſo geradehin für eine Quelle hiſtoriſcher Wahrheit.

Den 29. October.

Ihr Brief vom 18. dieſes Monats hat mir große Freude gemacht. Ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Es iſt ſehr erfreulich und ſchön, daß eine ſo plötzliche Umwandlung mit Ihnen vorgegangen iſt, und daß die körperliche und geiſtige Niedergeſchlagenheit, woran Sie ſeit längerer Zeit litten, Sie mit einem Mal verlaſſen hat. Es freuet mich noch insbeſondere ungemein, daß ſich dieſer beſſere Zuſtand unmittelbar an etwas anknüpft, das ſich auf mich bezieht *). Erhalten Sie ſich doch nun ja in dieſer heitern Stimmung. Sie ſehen aus dieſem Vorfalle, wie viel die Empfindungen der Seele über den körperlichen

---

*) Die beunruhigenden Nachrichten hatten auf einmal hoffnungerregenden Platz gemacht.

Zuſtand vermögen, und über die Seele haben wir durch Vorſatz und Sammlung des Gemüths eine große Gewalt. Denken Sie daran, welche Freude Sie mir dadurch machen, und das thun Sie ja ſo gern! Denken Sie meiner! Leben Sie wohl, und ſeien und bleiben Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Theilnahme gewiß. H.

Neunundfunfzigſter Brief.

Tegel, November bis 3. December 1834.

Ich ſchreibe Ihnen heute mit doppelter Freude, weil ich nach Ihrem letzten Briefe vorausſetzen kann, daß Sie geſund und heiter geſtimmt ſind. Sie können mir, liebe Charlotte, keine größere Freude machen und mir Ihre Geſinnungen nicht angenehmer beweiſen, als wenn Sie mir dies durch den Inhalt und den Ton Ihrer Briefe zeigen. Die Möglichkeit hängt zwar größtentheils von äußern Umſtänden ab; Sache der Seele aber iſt es, die innere Heiterkeit ſo lange und immer in dem Grade zu erhalten, als es möglich iſt. Wer ſich heiter zu erhalten ſucht, der ſorgt nicht blos für ſein Glück, ſondern er übt wirklich eine Tugend. Denn die Heiterkeit, ſelbſt die wehmüthige, macht zu allem Guten aufgelegter, und giebt dem Gemüthe Kraft, ſich ſelbſt mehr aufzuerlegen und mehr für Andere zu leiſten. Die Erhaltung der Heiterkeit, ſelbſt unter weniger günſtigen Umſtänden, zeigt auch von einem genügſamen, anſpruchloſen Gemüth, das nicht ſelbſtſüchtig immer ſich vor Augen hat, und was ihm begegnet, für größer und merkwürdiger hält, und was Andern zuſtößt. Es iſt überhaupt ein ſchöner, erfreulicher Sinn, der die Einigkeit mit ſeinem Geſchicke ſo weit als es möglich iſt erhält, die Freuden heraushebt, die Jedem bleiben, und ſie zu ſammeln und zu genießen verſteht. Es bewährt ſich auch hier, daß das moraliſch Schönſte und Edelſte auch das am meiſten

Glückbringende iſt, und am ſicherſten das Gemüth in ruhiger und beſonnener Thätigkeit erhält.

Sie fragen mich nach Frau von Varnhagen, deren Briefe unter dem Namen Rahel von ihrem Manne herausgegeben ſind. Ich habe ſie allerdings viel gekannt, von der Zeit an, wo ſie noch ein ſehr junges Mädchen war, ein paar Jahr, ehe ich auf die Univerſität nach Göttingen ging. So oft ich ſeitdem in Berlin war, habe ich ſie viel und regelmäßig geſehen. Auch als ich mich mit meiner Familie in Paris aufhielt, war ſie mehrere Monate dort, und es fiel nicht leicht ein Tag aus, wo wir uns nicht geſehen hätten. Man ſuchte ſie gern auf, nicht blos, weil ſie von ſehr liebenswürdigem Charakter war, ſondern weil man faſt mit Gewißheit darauf rechnen konnte, nie von ihr zu gehen, ohne nicht etwas von ihr gehört zu haben und mit hinwegzunehmen, das Stoff zu weiterm ernſten, oft tiefen Nachdenken gab, oder das Gefühl lebendig anregte. Sie war durchaus nicht was man eine gelehrte Frau nennt, obgleich ſie recht viel wußte. Sie verdankte ihre geiſtige Ausbildung ganz ſich ſelbſt. Man kann nicht einmal ſagen, daß der Umgang mit geiſtvollen Männern irgend weſentlich dazu beitrug. Denn theils ward ihr dieſer nicht früh, ſondern erſt als ſie ſich ſchon ſelbſt die hauptſächlichſten, ſie durch das Leben leitenden Anſichten aus ihrem Innern herausgebildet hatte, theils hatten alle ihre Gedanken und ſelbſt die Form ihrer Empfindungen ein ſo unverkennbares Gepräge der Originalität an ſich, daß es unmöglich war, dabei an irgend bedeutenden fremden Einfluß zu denken. Sie ging auch viel mit unintereſſanten Menſchen um. Dies entſtand aus Zufälligkeiten ihrer

äußern Lage. Da ſie aber eine große Lebendigkeit beſaß und gern mit Menſchen lebte, ſo vermied ſie es auch weniger ſorgfältig, als es ſonſt geiſtreiche Perſonen wohl zu thun pflegen. Es war ihr ein eigentliches Talent gleichſam angeboren, auch dem unbedeutend Scheinenden eine beſſere und anziehende Seite abzugewinnen. Jede Individualität flößte ihr ſchon als ſolche ein gewiſſes Intereſſe ein, da ſie ſie zum Gegenſtande ihrer Betrachtung machte, und ſich auch wirklich in jeder eine beſſere und anziehende Eigenſchaft herausfinden läßt. Die Varnhagen ging von jedem Punkt des täglichen Lebens gern zu innerm, tieferm Nachdenken über, ſie ſchöpfte ſelbſt vorzugsweiſe gern ihren Stoff zu dieſem aus der Mannichfaltigkeit der Wirklichkeit. Ueberhaupt war Wahrheit ein auszeichnender Zug in ihrem intellektuellen und ſittlichen Weſen. Sie kannte darin keine weichliche Selbſtſchonung, weder um ſich etwanige Schuld zu verbergen, oder ſie zu verkleinern, noch um in Wunden, die ihr das Schickſal ſchlug, mit tiefer Selbſtprüfung einzugehen. Sie überließ ſich aber auch keinen Selbſttäuſchungen, keinen trügeriſchen Hoffnungen, ſondern ſuchte überall nur die reine und nackte Wahrheit auf, wenn ſie auch noch ſo unerfreulich oder ſelbſt bitter ſein mochte.

Ich breche hier ab, da ich eben Ihren lieben Brief bekomme. Warum aber, liebe Charlotte, fahren Sie in aller Welt fort, den Zeitungen zu glauben und ſich und, verzeihen Sie, auch mich zu ängſtigen. Ich glaubte Sie eben beruhigt und ſehe Sie leider ſchon wieder ſo ſehr beunruhigt. Mein körperlicher Zuſtand iſt, im Ganzen genommen, in dieſem Augenblicke ſichtbar beſſer, und ich weiß von keiner beſorglichen Kränklichkeit, ſo daß ich nicht glaube, daß ich je wieder Norderney, noch irgend ein anderes Bad beſuchen werde. Sie ſehen wie falſch die Zei-

tungsnachrichten ſind. Ich bin ſo glücklich nichts von dem zu kennen, was man von mir ſchreibt. Sie erzeigen mir einen großen Gefallen, wenn Sie ſich nicht wieder dadurch beunruhigen laſſen. Ich bitte Sie recht herzlich darum! Mit inniger Theilnahme der Ihrige. H.

Sechzigster Brief.

Tegel, December 1834 bis 2. Januar 1835.

Wir ſind alſo ſchon wieder am Ende des Jahres, liebe Charlotte, ich kann es, wie ſchnell es auch verſtrichen iſt, für mich ein glückliches nennen, da es mir die Freude gewährt hat, ununterbrochen hier ſein zu können und die Hoffnung zu haben, auch künftig von allen läſtigen Badereiſen frei zu bleiben. Das Zittern hat wunderbar abgenommen, ob ich darum aber im Ganzen ſtärker ſein ſollte, möchte ich nicht behaupten, auch iſt es bei weitem nicht ganz gehoben und nicht alle Tage gleich. Wie es aber jetzt iſt, bleibt es immer eine große Erleichterung des ſchwächlichen Zuſtandes. Ueberhaupt hätte ich Unrecht, über körperliche Leiden Klage zu führen. Was ich in dieſer Art habe, iſt wirklich ſehr erträglich und erfordert nur einen ſehr gewöhnlichen Grad von Geduld und Ergebung. Ich würde einen viel größern haben, und es liegt in den Händen des Schickſals, ob ich ihn nicht vielleicht brauchen werde. Ich bin nie bange vor der Zukunft. Der Menſch iſt in der Welt, um ſich an ſeinem Schickſal zu verſuchen und es zu ſeinem innern Heil zu benutzen. Glück und Schmerzloſigkeit müſſen wir dankbar annehmen und genießen, aber nie fordern. Sie ſehen hieraus, daß ich jetzt weder leide, noch in einem bedenklichen Zuſtande bin, und daß, wenn mir Leiden bevorſtehen ſollten, wozu jetzt nicht der geringſte Anſchein iſt, ich Kraft beſitzen würde ſie zu er-

tragen. Ich bitte Sie alſo noch einmal recht herzlich und dringend, ſich nicht einer Ihnen ſchädlichen und mir wahrhaft peinlichen Aufregung hinzugeben. Es iſt nicht blos Sache der Neigung, noch weniger der Laune in mir. Ich hege aber die Ueberzeugung, daß eine ruhige Faſſung des Menſchen ein würdiges, und mehr als das, ein wirklich pflichtmäßiges Aufnehmen der Beſchlüſſe der Vorſehung iſt. Ich begreife, daß man einer Stimmung dieſer Art nicht immer Herr ſein kann, aber man kann danach ſtreben, und das recht ernſtliche Streben iſt das halbe Erreichen. Sie bitten mich, Sie mit jemand in Berührung zu bringen, an den Sie ſich wenden könnten, wenn ein Gerücht Sie aufs neue beunruhigen ſollte. Es iſt mir ſehr ſchmerzlich, Ihnen etwas abſchlagen zu müſſen; Sie verzeihen mir daher gewiß, wenn ich dieſe Ihre Bitte ſchlechterdings und in keiner Art je erfüllen kann. Kaum irgend etwas im Leben könnte mir ſo ſehr und ſo wahrhaft zuwider ſein, als ein mit meinem Wiſſen, oder ohne daſſelbe, über meine Geſundheit mit einem Andern als mir ſelbſt geführter Briefwechſel. Wenn ich nur irgend bedeutend krank wäre, könnte der bloße Gedanke daran mein Uebel vermehren. Ich bitte Sie, wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen, den gehegten Wunſch nicht weiter zu erwähnen. Sie ſollen darum nie ohne Nachricht von mir ſein. Wirklich wäre die von Ihnen vorgeſchlagene Einrichtung ganz überflüſſig. Sie wiſſen ja, daß Sie mir jeden Tag und Stunde, ſo oft Sie wollen, frei ſchreiben können. Käme Ihnen nun wieder ein beunruhigendes Gerücht zu, ſo fragen Sie mich ſelbſt. Ich antworte jedesmal augenblicklich, wenn auch, um den Brief nicht aufzuhalten, kurz. Könnte ich nicht ſelbſt ſchreiben, ſo würde ich diktiren, und ein Brief von mir, wenn er auch diktirt

wäre, würde Ihnen doch mehr Freude machen, als einer eines Fremden.

Ich mußte neulich über Frau v. Varnhagen abbrechen, ehe ich alles geſagt hatte. Der Mann der Verſtorbenen gab zuerſt einen Band von Briefen, blos als Geſchenk für Bekannte und Freunde heraus. Dieſe Ausgabe beſitzen nur diejenigen, die ſie zum Geſchenk erhalten. Später aber hat Varnhagen eine zweite vermehrte Ausgabe in drei Theilen veranſtaltet, die allgemein verkauft wird. Ich zweifle nicht, daß Sie dieſe nicht ſollten bald erhalten können. Ich glaube aber kaum, daß Sie die Geduld haben werden, die drei Theile zu durchleſen. Sehr Vieles wird Ihnen gefallen, Sie anziehen, feſſeln. Allein mit der ganzen Individualität dürften Sie, wie ich Sie kenne, ſchwerlich übereinſtimmen. In einem Punkte gehen Sie Beide ſchon ganz auseinander. Die Varnhagen vergöttert wahrhaft Goethe, und es iſt nichts, was ſie nicht groß und ſchön an ihm fände. Sie lieben und bewundern ihn zwar auch, doch ohne alle Exaltation, ja Sie hegen einige Vorurtheile gegen ihn, die meiner Ueberzeugung nach auch zu weit gehen. Indeß macht das einen Unterſchied, daß ſie Goethe perſönlich kannte, wodurch ſich leicht eine nicht immer unparteiiſche Vorliebe findet. Ob Sie mit der Art der Religioſität, die ſich in den Briefen ausſpricht, zufrieden ſein werden, iſt ſehr die Frage. Ich glaube es nicht.

Fortſetzung und Beſchluß.

Die Varnhagen redet ſehr viel von ſich, und hat allerdings auch ein ſcharfes und abſprechendes Urtheil über Andere. Das kann man vielleicht am meiſten und gerechteſten an ihr tadeln, obgleich diejenigen, die es lieben, daß ſich fremde Individualität unverhohlen vor ihnen ausſpricht,

das Buch gerade darum gern haben. Sie erzählt aber mehr, setzt Gedanken auseinander, drückt Empfindungen aus, fällt aber seltener Urtheile über Andere, deren Handlungen und Charaktereigenschaften. Wo sie es thut, kann ich aber weniger als in andern ihrer Urtheile mit ihr übereinstimmen. Sie war allerdings eine Jüdin, und ging spät, wohl erst kurz vor ihrer Verheirathung, zum Christenthum über. Ihr Mann, viel jünger als sie, war, noch verheirathet mit ihr, Gesandter unsers Hofes in Karlsruhe und lebte nachher in Berlin, wo er noch jetzt ist. Er beschäftigt sich fast ausschließlich mit Literatur, und wird mit Recht zu den bedeutendsten Schriftstellern der Zeit gerechnet. Er ist aber sehr kränklich, und so sehe ich ihn jetzt fast gar nicht, so gern ich sonst viel mit ihm umgehen würde. Sie sagen, daß man bisweilen Ihnen die Ehre anthue, wie Sie sich ausdrücken, Sie mit der Rahel zu vergleichen, daß Sie aber auf diese Ehre keinen Anspruch haben, weder machen noch machen können, und nicht die geringste Aehnlichkeit finden können. Ich bin derselben Meinung, und bin überzeugt, daß das blos ungegründete Einbildung ist. Zwei Personen können wohl allgemeine Eigenschaften, wie Treue, Wahrhaftigkeit, Freude am Nachdenken u. s. w. mit einander gemein haben, jede dieser Eigenschaften stellt sich aber in jeder von beiden anders und wird dadurch in der That zu etwas Verschiedenem. Dies war in doppeltem Grade bei der Varnhagen der Fall. Denn man mag sie nun noch so sehr bewundern, oder im Gegentheil sie noch so tadelnswerth finden, so muß man ihr immer zugestehen, daß sie durchaus und in allem originell war. Sie glich wirklich nur sich selbst, und ich glaube nicht, daß man jemand nennen kann, der ihr ähnlich gewesen wäre. Es ist das nicht gerade ein

Lobſpruch, mit dem man ſie belegt, es iſt nur der Ausdruck der einfachen Wahrheit; Sie werden es gewiß eben ſo empfinden, wenn Sie mehr in den Briefen leſen. Es werden darin eine große Menge von Perſonen erwähnt, theils mit ganz ausgeſchriebenen Namen, theils mit den Anfangsbuchſtaben. Das Intereſſe wird nun natürlich durch die Kenntniſſe dieſer Perſonen noch ſehr erhöht, es hängt aber eigentlich niemals davon ab, da immer ſchon Allgemeines, Raiſonnement oder Empfindung, an die Perſönlichkeit geknüpft iſt. Ein Vorwurf aber, den man der Verfaſſerin mit Recht machen kann, iſt einigen Perſonen mehr Lobſprüche zu ertheilen, als auf die ſie ſelbſt billigerweiſe hätten Anſpruch machen dürfen. Man kann das aber nicht Schmeichelei nennen, da es Leute waren, von denen ſie in keiner Art etwas hatte, noch je etwas hoffen konnte. So irrig in ſolchen Fällen gewiß auch ihre Meinungen und Anſichten waren, ſo iſt doch der noch ſo auffallende Irrthum ſichtbare Wahrheit in ihr. Dieſe Menſchen erſchienen ihr wirklich ſo. Sie konnte ſogar an ſehr unintereſſanten Menſchen, wenigſtens ſolchen, die es allen übrigen ſchienen, Gefallen finden. Es gelang ihrem Geiſt, ihnen irgend eine einzelne anziehende Seite abzugewinnen, und das Gefallen daran trug ſich leicht auf die ganze Perſönlichkeit über.

Den 29. December.

Ich kann Ihnen heute, da ich meinen Brief nicht aufhalten will, nur für den Ihrigen danken. Die Beantwortung muß ich mir vorbehalten. Sie wiſſen, daß ich die betrachtenden Briefe liebe, und dieſer iſt von dieſer Art. Ihre Freundin Thereſe hat ja eine wahrhaft ungeheure

Reiſe gemacht. Wenn ſie nun das Glück hat, ihre Mutter gerettet zu ſehen, ſo wird ſie in froher Gegenwart und ſchönen Erinnerungen leben.

Sie erwähnen des Sturmes in der vorjährigen Sylveſternacht, woraus Sie üble Vorbedeutung zogen. Ich glaube nun zwar nicht an ſolche Zeichen, wünſche aber zu allgemeiner Beruhigung diesmal eine beſſere, ſtille und milde Sylveſternacht. Sie haben in dem ablaufenden Jahr viel Schmerzliches, Widerwärtiges und viel Ungemach gehabt. Möge die gütige Vorſehung Sie im nächſten Jahr recht reichlich, durch Geſundheit, Ruhe und Heiterkeit entſchädigen. Auf die Fortdauer meiner Geſinnungen rechnen Sie mit Gewißheit. Ihr H.

Was Sie, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Briefe über Selbſtkenntniß und Selbſttäuſchung ſagen, hat mich ſehr intereſſirt. Ich geſtehe aber, daß ich Ihre Meinung nicht ganz theilen kann. Ich halte die Selbſtkenntniß für ſchwierig und ſelten, die Selbſttäuſchung dagegen für ſehr leicht und gewöhnlich. Es mögen Einzelne dahin gelangt ſein, das Ziel zu erreichen, und ſo mache ich Ihnen nicht ſtreitig, daß Sie mit Recht ſich richtig und genau zu kennen glauben. Ich möchte aber nicht daſſelbe mit gleicher Zuverſicht behaupten. Auf den erſten Blick ſcheint es allerdings leichter, ſich ſelbſt als Andere zu kennen, da man ſich unmittelbar fühlt, von Andern aber nur Aeußerungen wahrnimmt, von denen man erſt auf den innern Grund ſchließen muß, ſo daß man bei dieſem zwiefachen Verfahren auch einem zwiefachen Irrthume ausgeſetzt iſt. Aber der Beurtheilende iſt und bleibt doch von dem Beurtheilten getrennt, und kann unter allen Umſtänden ſeine kalte Un-

partheilichkeit und ruhige Beſonnenheit behalten. Er wird nicht nothwendig von dem Gegenſtande ſeiner Beurtheilung beſtochen oder hingeriſſen, oder auch gegen ihn eingenommen oder mißtrauiſch gemacht. Bei der Selbſtprüfung iſt man allen dieſen Gefahren ausgeſetzt. Die beurtheilende Kraft wird ewig von ihrem Gegenſtande affizirt. Beide tragen einerlei Farbe und Stimmung an ſich. Man iſt bisweilen eben ſo geneigt, ſich Fehler anzudichten, oder die wirklichen zu vergrößern, als das gerade Gegentheil zu thun. Man beurtheilt ſich auch ungleich in verſchiedenen Momenten. Der oft eintretende Irrthum rührt auch gar nicht immer von Mangel an Wahrheitsliebe oder aus Eigendünkel her, ſondern entſteht auch bei den reinſten Abſichten und dem redlichſten Willen, denn der Irrthum ſchleicht ſich in die Anſicht und in das Gefühl ſelbſt ein. Der Fall ſcheint mir alſo gar nicht ſo einfach, daß, wie Sie ſagen, die Verfälſchung nur durch Eitelkeit zu befürchten wäre. Die Eitelkeit ſelbſt aber iſt von ſo vielfacher Art, daß vielleicht niemand iſt, der es wagen möchte, ſich ganz frei davon zu nennen. Man iſt es von dieſer oder jener, aber recht ſchwer von aller. Einzelne Handlungen und ihre Beweggründe laſſen ſich noch eher ſelbſt beurtheilen. Je mehr es aber auf eine Reihe von Handlungen und den ganzen Charakter ankommt, deſto unſicherer wird das eigene Urtheil. Darum ſind Selbſtbiographien nur dann wahrhaft lehrreich, wenn ſie eine große Anzahl von Thatſachen enthalten. Die Selbſtbetrachtungen können leicht irre führen.

Ihrem am 24. Januar abgegangenen lieben Brief habe ich die Freude zu danken, einmal wieder etwas von Ihnen in recht heiterer Stimmung Geſchriebenes geleſen zu haben. Sie wiſſen, daß mich das ſchon aus herzlichem Antheil an Ihnen beſonders freut, daß ich es aber auch außerdem

gern habe und die Stimmung ſchöner finde, die das Fröhliche recht heiter und das Widrige beſonnen und gefaßt aufnimmt. Wenigſtens iſt es auf jeden Fall eine mehr beglückende. Mögen dann die dem Januar folgenden Monate alle harmlos und friedlich an Ihnen vorüber gehen, und keine ſchmerzliche Erſcheinungen Ihre ſchöne Stimmung ſtören. Erhalten Sie Ihre Heiterkeit! Leben Sie wohl! Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Abgegangen den 2. Februar 1835.

Einundſechzigſter Brief.

Tegel, Februar 1835.

Ich endete meinen Brief mit Wohlgefallen an Ihrer heitern Stimmung, und fange wieder damit an, und komme darauf zurück. Da das Jahr ſo gut angefangen hat, wird es auch erwünſcht enden. Es iſt ſchon viel mit der guten Vorbedeutung gewonnen, und der Aberglaube ſelbſt iſt nützlich, wenn er im Vertrauen beſtärkt. Denn Hauptereigniſſe und wahre Unglücksfälle abgerechnet, nehmen die Dinge meiſtentheils die Farbe der Seele an. Ein Gemüth, das ſich meiſt in Heiterkeit erhält, iſt ſchon darum ſo ſchön, weil es immer auch ein genügſames und anſpruchloſes iſt. Ich rede natürlich nicht von der durch Leichtſinn entſtehenden Sorgloſigkeit. Der Leichtſinn ſchließt ſchon den Ausdruck der Heiterkeit aus. Denn dies ſchöne Wort wird in unſerer Sprache immer nur im edelſten Sinn genommen. Was heiter macht, iſt entweder die ruhig beſonnene Klarheit des Geiſtes und der Gedanken, oder das Bewußtſein einer frohen, aber des Menſchen würdigen Empfindung. Man kann nicht Heiterkeit moraliſch gebieten, aber nichtsdeſtoweniger iſt ſie die Krone ſchöner Sittlichkeit. Denn die Pflichtmäßigkeit iſt nicht der Endpunkt der Moralität, vielmehr nur ihre unerläßliche Grundlage. Das Höchſte iſt der ſittlich-ſchöne Charakter, der durch die Ehrfurcht vor dem Heiligen, den edeln Widerwillen gegen alles Unreine, Unzarte und Unfeine, und durch die tief empfundene Liebe zum rein Guten und Wahren gebildet wird. In einem ſolchen Charakter herrſcht die

Heiterkeit von ſelbſt, wird nur durch wahren Kummer auf Zeiten verdrängt, doch bleibt ſie auch da noch, nur in veränderter Geſtalt und ſich mit der Wehmuth vermählend, zurück. So iſt ſie beglückend und veredelnd zugleich. Daß zur Aufheiterung des Gemüths eine auch heitere Geſtaltung der den Menſchen zunächſt und täglich umgebenden Dinge beiträgt, erkennt niemand ſo ſehr an als ich. Ich bin daher ganz einverſtänden mit dem Plan, der Sie zu dem Ende beſchäftigt, und wünſche von Herzen, daß er gut von Statten gehen möge, und bitte Sie, mich von der Ausführung in einigem Detail zu benachrichtigen.

Es ſcheint als könne man den eigentlichen Winter als beendigt anſehen. Solche gelinde Winter wie der diesjährige ſind zwar weniger ſchön für das Auge, und gewähren nicht die Wintervergnügungen, aber ſie ſind, was wichtiger iſt, menſchlicher. Die ſtarren-machende Kälte hat ſchon für die Einbildungskraft, geſchweige für das Gefühl etwas Beengendes und wahrhaft Fürchterliches, der Noth nicht zu gedenken, in welche ein ſtrenger Winter die ärmern Volksklaſſen verſetzt, und der auch durch reiche Almoſen nie ganz abzuhelfen möglich iſt, da ſelbſt wohlhabenden Haushaltungen der Unterſchied eines ſtrengen und gelinden Winters immer fühlbar bleibt.

Den 27. Februar.

Ich bin im Beſitz Ihres Briefes vom 18. d. Monats und danke Ihnen ſehr dafür. Ich freue mich, daß Sie fortfahren, wohl und heiter zu ſein. Leben Sie heute recht wohl! Wenn mein nächſter Brief abgeht, fangen ſchon die erſten Blätter an hervorzubrechen.

Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiundſechzigſter Brief.

Tegel, im März 1835.

Ich erfahre immer nur durch Sie, liebe Charlotte, was man in den Zeitungen von mir ſagt. Diesmal enthält es blos Wahrheit, inſofern es von meiner Geſundheit handelt. Bis jetzt hat mir der ſonderbare Winter keinerlei Unbequemlichkeit zugefügt, doch hält man ihn für ungeſund.

Wie aber die Leute dazu kommen, ſo oft und ohne alle äußere Veranlaſſung in den Zeitungen von mir zu reden! Es beweiſt recht, wie das Privatgeklatſche zur öffentlichen Sache geworden iſt, da man nicht die Naivität haben muß zu glauben, daß es aus wahrem Antheil geſchehe. Es iſt die Sucht, Neuigkeiten mitzutheilen, welcher Art ſie auch ſein mögen. Ich erinnere mich oft bei ſolchen öffentlichen Erwähnungen, wie auffallend mir der erſte Gedanke daran war. Als ich noch in Göttingen ſtudirte, ſchrieb mir eine Frau, mit der ich im Briefwechſel ſtand: jetzt ſchreibe ich ihr oft, es werde aber eine Zeit kommen, wo ſie nur in Zeitungen von mir leſen würde. Es kam mir damals ganz fabelhaft und abentheuerlich vor, daß mein Name in den Zeitungen ſollte genannt werden. Man miſchte damals noch nicht ſo häufig wie jetzt Privatverhältniſſe den allgemein die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehenden Ereigniſſen bei.

Wenn Sie von Goethe's nachgelaſſenen Werken nur vier Bände geleſen haben, ſo fehlen Ihnen noch elf. Es ſind

funfzehn neue Bände seit seinem Tode der damals schon vollendeten Ausgabe der 40 Bände hinzugekommen. Die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte rathe ich Ihnen aber sehr zu lesen, sie ist an sich hübsch und anziehend, und umfaßt gerade die Zeit, wo Ewald mit Goethe oft in Offenbach zusammentraf, so daß Sie an dieser Epoche ein doppeltes Interesse finden werden, da Sie Ewald oft von dieser Zeit sprechen hörten, und Ihre Erinnerungen jener Gespräche mit den Goethe'schen Erzählungen vergleichen können. Da er seine Lebenserzählungen selbst Wahrheit und Dichtung nennt, so mag er sich große Freiheit dabei erlaubt haben. Ich glaube nicht, daß diese nachgelassenen Schriften sonst viel enthalten, das Ihnen nützlich oder angenehm zu lesen sein könnte. Zu den optischen und naturhistorischen kann ich Ihnen nicht rathen, Sie werden von dieser Lektüre weder augenblickliche Befriedigung, noch irgend ernsthaften Gewinn ziehen.

Sie werden vielleicht in den Zeitungen ein Buch angekündigt gefunden haben, das den Titel führt: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Wenn Ihnen dies in die Hände fällt, so rathe ich Ihnen, es nicht ungelesen zu lassen. Sie werden darin große Unterhaltung finden, und es wird Ihnen nicht entgehen, daß die Verfasserin sehr ausgezeichnet ist durch Geist und Talent. Sie ist Wittwe des als Dichter berühmten Achim v. Arnim und Enkelin der als Schriftstellerin so bekannten Frau v. Laroche; ihre Mutter war die Brentano, deren auch in Goethe's Leben so oft erwähnt ist, und die mehrere Kinder hinterlassen hat. Frau von Arnim lebt in Berlin, da ihr Mann in der Nähe Güter besaß. In ihrer ersten Jugend ging sie in Frankfurt am Main viel mit Goethe's Mutter um, die sie sehr lieb gewonnen zu haben scheint. Dadurch entstand

die Bekanntſchaft mit Goethe ſelbſt, anfangs nur durch Briefe, nachher perſönlich. Sie hat nun zwei Bände Briefwechſel, theils mit Goethe, theils mit ſeiner Mutter, und einen Band Tagebuch drucken laſſen. Das Hauptthema iſt ihre leidenſchaftliche Liebe zu Goethe. Nebenher kommen aber andere Erzählungen eigener und fremder Lebensereigniſſe, Betrachtungen und Raiſonnements darin vor. Von Goethe geben uns dieſe Bände nur etwa dreißig Briefe, von welchen dazu einige nur wenig Zeilen enthalten. Große Anerkennung von Bettina's auch wirklich ſeltenem Geiſte und ihrer wunderbaren Originalität geht allerdings aus dieſen Briefen hervor. Der Briefwechſel fällt in das Jahr 1807 und in die zunächſt darauf folgenden, wo die Verfaſſerin zwar gar kein Kind, ſondern ganz herangewachſen, aber allerdings ſehr jung war. Im Ganzen macht das Buch viel Aufſehen und findet viel Beifall, obgleich auch das wirklich Schöne und Geniale immer wieder mit Stellen vermiſcht iſt, die durch die ſonderbare Lebendigkeit des Ausdrucks mißfallen können. Ueberhaupt iſt zu bedauern, daß ſich mit der wahren und ſchönen Originalität ſo manche Züge wunderlicher Launen vermiſchen. Ueber Goethe's Mutter enthält das Buch viele und überaus hübſche Details. Dieſe war, wie es ſcheint, nicht gerade ſehr bedeutend von Geiſt und Charakter; aber ihre Lebendigkeit, ihre Luſt an Menſchen und ſelbſt an Vergnügungen, beſonders eine gewiſſe originelle Stimmung mögen doch auf den Sohn eingewirkt haben. Das Arnim'ſche Buch liefert recht lebensfriſche Briefe von ihr. Eine durch Tiefe des Gefühls höchſt intereſſante Erzählung in den Briefen der Frau von Arnim iſt die Erzählung des Todes eines Fräuleins von Günderrode, von der Sie gewiß ſchon gehört haben. Sie brachte ſich ſelbſt ums Leben.

Eine unglückliche Liebe führte ſie zu dieſem gewaltſamen Entſchluß.

Den 28. März.

(Elf Tage vor dem Tode Wilhelm v. Humboldt's.)

Ich beſitze ſeit dem 23. Ihren Brief vom 18., liebe Charlotte, habe ihn aber noch nicht ganz geleſen, da ich meinen Augen wenig zutrauen darf, und mir andere Beſchäftigungen dazwiſchen kamen. Mit unveränderlicher, inniger Theilnahme der Ihrige. H.

(Empfangen den 4. April 1835.)

So kam der 8. April heran und brachte mir von unbekannter Hand vom 4. April die Nachricht „einer gewiß vorübergehenden Erkrankung", ſo ſchonend als möglich. Es war der Todestag von Wilhelm v. Humboldt, als ich die Nachricht von unbekannter Hand erhielt. A. d. H.

Anmerkungen und Zusätze.

Zum dritten Brief.

(Erster Theil.)

In die Jahre von 1814 — 20 fielen die großen weltgeschichtlichen Begebenheiten und Wilhelm von Humboldt's Staats-Leben und -Wirken. Lange Briefe konnte ich in dieser Zeit nicht bekommen, aber fortwährend empfing ich Zeichen und Beweise des Andenkens und Nachrichten über meine Vermögensangelegenheiten, ja ich fand die rührendsten Beweise der theilnehmenden Sorge in den öffentlichen Blättern.

Ich durfte mich nicht abhalten lassen, auch wenn ich nur selten und kurze Briefe erhielt, selbst lange Briefe zu schreiben. Doch schrieb ich anfangs nur selten, denn wo sollte ich den Muth hernehmen, einen mit den wichtigsten Geschäften belasteten Staatsmann, von der höchsten Bedeutung und Stellung, mit meinem Geschreibe zu beschweren! So mochte ich über Jahr und Tag geschwiegen haben.

Der Austritt von W. v. Humboldt aus dem Ministerium 1819 war eine öffentliche, viel besprochene, auch mir bekannte Sache. Schweigend und still vertrauend, wartete ich, was sich für mich daraus gestalten werde.

Endlich erschienen, gleich nach einander, zwei kurze Briefe, der dritte und vierte dieser Sammlung. Sie brachten Freude und Leben in meine Tage. Der Briefwechsel wurde nun bestimmt, festgestellt

und geregelt, weder Störung noch Unterbrechung trat wieder ein, und eine unverſiegbare Quelle höherer Freude und jeder geiſtigen Erhebung war mir geöffnet.

Zum ſiebenten Brief.

(Erſter Theil.)

Die Forderung, welche der ſiebente Brief ausſpricht, erſchreckte mich von mehr als einer Seite, obſchon ich ihr zu entſprechen wünſchte. Ich antwortete darauf Folgendes (nach einer Abſchrift, die ich behalten): „Der Wunſch, den Sie, hochverehrteſter Freund, mir in Ihrem letzten Brief ausſprechen, iſt ein neuer Beweis Ihrer höchſt gütigen Theilnahme, den ich ſehr dankbar empfinde und erkenne, und zugleich tief die Verpflichtung fühle, Ihren Forderungen zu entſprechen. Zugleich aber geſtehe ich, daß ich auch erſchreckt bin, indem Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten mir entgegen treten. Zuerſt erlauben Sie mir die Einwendung: Wo ſoll ich den Muth finden, Ihnen, der Sie Welt, Leben, Begebenheiten und Menſchen in den größten Erſcheinungen ſahen, mein Leben in ſeinen Verhängniſſen vorzuführen, die, wenn ſie gleich für mich von großer Wichtigkeit waren, Ihrem Blick ſehr unbedeutend erſcheinen müſſen. Dann iſt auch Vieles durch die Zeit verblichen, Anderes mehr noch weit in die Vergangenheit zurückgetreten, wodurch ein ſolches Unternehmen ſehr erſchwert wird. Die freundlich-ſchmeichelnden Belobungen meines Schreibens erkenne ich dankbar, ſehe aber zugleich, daß ſie mich ermuthigen ſollen. Ich antworte auf der Stelle, wie Sie das wollen, um ganz ehrlich den erſten Eindruck auszuſprechen. Gewähren Sie mir, theuerſter, gütigſter Freund! daß ich die Sache erſt von allen Seiten ruhig erwäge. Ob ich die mir angeborene Schüchternheit, die mich beſchämt zurückweiſt, beherrſchen werde? Ich wünſche es und will es hoffen, da mein Leben, auch in den verwickeltſten Lagen und Verhält-

niſſen, wie in dem Innern von Ihnen gekannt, erkannt und verſtanden ſein möchte, und nur ſo, wie es bisher geſchehen, in der einfachſten Wahrheit. — Daß ich noch einmal, und nur noch einmal auf Ihre viel zu gütige Belobung meines Schreibens zurückkomme, verzeihen Sie mir gewiß. Es iſt große, unendliche Güte, das weiß ich, und kein Spott, ob es vielleicht den Schein des Spottes haben könnte; denn weſſen Feder hat einen ähnlichen Zauber wie die Ihrige! Ich habe nie Anſpruch an Schönſchreiben gemacht; ich habe mich ſogar vor dem Beſtreben danach gehütet: denn ich meine, es führt dem Charakter manche Gefahren herbei. Früher als die meiſten Frauen habe ich viel geſchrieben, theils weil es ſo ſein mußte, theils aus Neigung. Zuerſt achtete ich ſtreng darauf, daß ich mich ſchriftlich wie mündlich ausdrückte; dies iſt Forderung meines Charakters, der das Unwahre und Falſche wegweiſt; dann hütete ich mich vor Uebertreibungen, die mir immer zuwider waren. So blieb wohl der Ausdruck meiner Empfindungen einfach und natürlich, um ſo mehr, da mir alles Geſuchte und Schwülſtige ſehr mißfällt. Da ich zugleich früher, als es meiſt der Fall iſt, Geſchäftsſachen beſorgen mußte, machte dies Klarheit der Darſtellung durchaus nöthig. Auf dieſe Art gewann ich vielleicht mehr Uebung und Gewandtheit im Schreiben, als ich ohne dieſe Nothwendigkeit erlangt hätte; ich gewann zugleich dieſe Art der Beſchäftigung zu meiner eigenen Ausbildung lieb, und ſchrieb viel für mich ſelbſt. Wie hätte ich ahnen können, daß dieſe Uebung mir einſt ſpäter den Weg bahnen würde, mich dem theuern Gegenſtande vieljähriger liebevoller Verehrung wieder zu nahen! In dem, was ich hier ſage, erkennen Sie ſchon meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu gehorchen, und ich darf die Bitte wiederholen: Gewähren Sie mir einige Tage der Ueberlegung. Nachher will ich Ihnen offen und gerade die Reſultate derſelben mittheilen.

„Eines aber erlauben Sie mir gleich einzuwenden: in dritter Perſon zu Ihnen zu reden; was ich allein für Sie ſchreibe, würde mir einen hindernden Zwang auflegen. Meine Verhäng-

niſſe wie meine Bildung, beides ging aus meinem Innern hervor und wirkte dahin zurück. Tauſend Frauen würden, hätten ſie erlebt, was ich erlebte, ganz andere Schickſale daraus geſtaltet haben. Dieſe über uns gebietende Individualität verſchmilzt mit dem ewig waltenden Geſchicke, wie es ſcheint. Wir können nur handeln, wie wir handeln; Vieles, was Andere thun, auch wenn wir es nicht tadlen, weiſt, als unvereinbar mit uns ſelbſt, unſer Inneres weg. Ueber ſolche Begebenheiten läßt ſich nur im innigſten Vertrauen und in der einfachſten, ich möchte faſt ſagen einfältigſten Wahrheit reden. Dem ſchwergeprüften, gereiften Gemüth iſt der Schein ganz gleichgültig; es bewahrt das thränenſchwer Erlebte gleich einem Heiligthum, verſchloſſen im Buſen. Allein dem Allwiſſenden und der ewigen Liebe ſchließt es ſich gläubig auf. Auch dem ſo innig und unendlich geliebten Jugendfreund kann und will es eben ſo offen da liegen, und nur ihm allein! Wozu dann eine fremde, eine geſuchte, einengende Form? Ich darf dies einwenden, weil es natürlich iſt, und ich nur für Sie ſchreibe. Ich bin oft aufgefordert, meine Lebensbegebenheiten ſelbſt zu ſchreiben, oder jemand zu autoriſiren und dazu das Material zu geben, aber ich habe es immer verſchmähet. Man gelangt nach ungewöhnlichen Schickſalen dahin, ſie nur in ihren heilbringenden Folgen zu betrachten, ſie mit Ehrfurcht als höhere Fügungen anzuſehen, ja ſelbſt dankbar darauf hinzublicken. Wie wenig iſt am Ende der Bahn daran gelegen, was wir erlebten, wie wichtig, wie unendlich viel, was daraus hervorging! Sollte ich Ihrer Theilnahme gewürdigt, Ihres ſegenreichen Einfluſſes theilhaftig werden, ſo durfte auch nichts anders ſein als es war. Demohnerachtet iſt es natürlich, daß mich das Zurückrufen einer leidenvollen Vergangenheit ſehr ergreift, und deshalb kann ich nicht gleich eine beſtimmte Antwort geben. Sie wiſſen ſchon aus meinen frühern Briefen, daß ich ungewöhnlich und ungemein viel erlebte. Manche Bilder erbleichen und ſchwanken, ich möchte ſie nicht wieder heraufholen, ja, ich darf das nicht; es würde mich zerſtören, wollte ich zu lange verweilen in düſtern, grauenvollen Gegenden. Sie ſcheinen ſich ſelbſt dieſe Einwen-

dungen gemacht zu haben, und wiſſen beſſer, als ich es ſagen kann, daß, wer viel erlebt hat und großen Schmerz kennt, ihn ſchweigend ehrt, nicht davon redet, noch reden kann, indeß der, der den Schmerz weder kennt, noch verſteht, unendlich davon erzählt. Ich erwarte mit Zuverſicht die Antwort und darf ſie erwarten, denn Sie zürnen gewiß nicht über meine zaghaften Einwendungen, und haben Nachſicht mit meiner Schwäche, indem Sie zugleich erkennen, daß es mein Wunſch und Wille iſt, Ihnen zu gehorchen. Vielleicht überſende ich Ihnen ſchon früher, als Sie es erwarten, einige Bogen als Probe."

Zum neunten Brief.

(Erſter Theil.)

Auf die wiederholten Fragen meines Freundes über die Bücher und Schriften, mit denen ich mich vorzugsweiſe und ſelbſt von Kindheit auf beſchäftigt habe, konnte ich nicht gleich ſo ausführlich, wie ich ſollte, aus Mangel an Zeit antworten. So erlaubte ich mir einige Bogen zur Durchſicht vorerſt zu überſenden, die an eine Freundin gerichtet, aber noch nicht ganz beendigt, denſelben Gegenſtand berührten. Es war in dieſen Blättern auch die Rede von Goethe und von mehrern ſeiner Werke. Es waren vertrauliche, freundſchaftliche Urtheile, die ich unbefangen ausſprach und nicht ausgeſprochen haben würde, hätte ich gewußt oder nur geahnet, in welcher engen Verbindung die beiden Männer ſtanden. So verweilte ich unter Andern bei der edeln Friederike in Seſenheim, mit deren Herzen Goethe ein ſo grauſames Spiel trieb, ſich auf Koſten ihres ganzen Lebensglückes ergötzte, und — ihrer nicht wieder gedachte! Wie er uns das auch in „Wahrheit und Dichtung" noch ſo hübſch erzählt, ſo wird es doch gewiß nicht ohne wehmüthige Theilnahme von Frauen geleſen, um ſo mehr, da es ſpäter leider erwieſen iſt, daß es nicht Dichtung, ſondern Wahrheit war, da

ja die unglücklichen Folgen dieſer Bekanntſchaft ſo ſchonungslos veröffentlicht worden ſind. Ich ſtellte in dieſem kleinen Aufſatz meinen theuern, zartfühlenden Freund, ohne ihn zu nennen, als einen gleich großen Mann neben Goethe; ich ſtellte ſeine hochherzigen Geſinnungen neben Goethe's ruheſtörenden Muthwillen. Darauf antwortet der neunte Brief dieſer Sammlung.

Zum zehnten, elften, zwölften und mehrern Briefen.

(Erſter Theil.)

Es iſt bekannt, wie heilig Wilhelm von Humboldt Jugenderinnerungen und den Genius der Jugend hielt. Das ſpricht ſich in vielen der Sonette und auch in dieſen Briefen aus. Der Bruder nennt in dem Vorworte zu den „Geſammelten Werken" des Hingeſchiedenen jene tief empfundenen Poeſien das Tagebuch, in dem ein edles, ſtillbewegtes Leben ſich abſpiegelt. Schöner, würdiger können die Sonette nicht wohl bezeichnet werden.

Die große Güte, ja die Freude, womit jedes Heft meiner Lebenserzählung aufgenommen wurde, war reicher Lohn für die darauf verwendete Mühe und Zeit. Wäre es nicht eine ſo ſeltene Erſcheinung, und zugleich ſo charakteriſtiſch zu erkennen, wie ein Mann, der von allen Seiten und in den mannichfaltigſten Richtungen ein ſo vielbewegtes, gehaltvolles Leben führte, mit ſo lebhaftem Intereſſe der Entwickelung eines Kindercharakters folgte, in dem einfach-ſtill-ländlichen Leben des gebildeten Mittelſtandes, ſo dürfte, könnte und würde ich nichts der Art mittheilen, wie es die Seiten 81, 95, 135 und mehrere ausſprechen. Anfangs war ich geneigt zu glauben, ein Mann, der ſich immer durch Geburt und Geiſt, in den erſten Verhältniſſen, in gelehrten, künſtleriſchen und äſthetiſchen Verbindungen und Beſchäftigungen bewegte, wolle einmal auch, in einfach wahrer, natürlicher Erzählung, das innere Familienleben eines ganz von

dem seinigen verschiedenen Kreises kennen lernen. Wie dankbar durchdrungen ich von dem gütigen Antheil an mir auch überzeugt war, konnte ich doch nicht denken, daß es nur aus Antheil hervorginge, indem ich mich bescheide, daß nicht leicht jemand bei einer solchen Erzählung Lust habe zu verweilen. So schrieb ich in Wahrheit nur aus Gehorsam und wurde reichlich dafür belohnt, zuerst durch den gütigen Empfang und die hohe Würdigung, noch mehr aber durch die unbezweifelte Erkenntniß, daß es zugleich reine Freude am Einfachen, am reinen menschlichen Dasein und Leben war. Diese Freude nun wurde unendlich erhöht durch die beglückende Theilnahme an mir selbst, die ich ihm durch ein langes Leben seit früher Jugend in unwandelbaren Gesinnungen treu ergeben war. Aus solchem Gesichtspunkte wollen die Leser, welche bei diesen Briefen und auch bei den Zusätzen verweilen, die Mittheilung mancher Stellen betrachten, die beim Empfange beglückten und das reiche Gemüth des Verfassers mehr noch verklärten.

Zum siebzehnten Brief.

(Erster Theil.)

Es möchte eine Erklärung nöthig sein über die dunkeln Andeutungen, welche dieser Brief enthält. Zwar bin ich nicht im Stande die Räthsel zu lösen, nur erzählen kann ich das Geheimnißvolle, was Wilhelm von Humboldt so sehr interessirte.

Es schien nämlich ganz unzweifelhaft, daß etwas Geheimnißvolles, ja in ein unsichtbares Bereich Gehörendes, nie Aufgehelltes (so sorgfältig auch danach geforscht wurde) in meinem Vater lag. Auch war er sich dessen wohl bewußt. Ohne erfreut oder niedergeschlagen darüber zu sein, sprach er wol darüber, erzählte mehrere Erfahrungen aus verschiedenen Epochen seines Lebens, ernst, würdig, ohne festen Glauben, ohne Furcht, aber auch ohne spöttisches, starkgeisterisches Verwerfen. Er pflegte

wol zu sagen: den Zusammenhang zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt hat noch niemand durchschauet und erkannt.

Es waren weniger Erscheinungen, als Wahrnehmungen durch's Gehör; laute, ja lärmende Bewegungen in den von ihm bewohnten oder benutzten Zimmern, oft alsbald wenn er sie verließ, nie während seiner Gegenwart. Diese Geräusche waren dem Beschäftigungsgeräusche gleich, das er in einem eigentlich gelehrten Leben durch die damit verbundenen Bewegungen erregte: Kramen zwischen Büchern, Schriften und Papieren, Zusammenrücken der Tische, Herbeiziehen der Stühle, bald langsames, bald schnelles Hin- und Hergehen — alles ebenso, nur lauter als es mein Vater betrieb, so daß Mutter und Kinder im untern Stock oft glaubten, der Vater sei zu Hause. Dieser pflegte, wenn es das Wetter erlaubte, Mittags vor Tisch eine Stunde spazieren zu gehen oder zu reiten. Er hatte die Gewohnheit, dann seine Arbeitsstube zu verschließen und den Schlüssel einzustecken. In diesen Mittagsstunden war das Lärmen am lautesten. Sehr oft, wenn er zu Tisch kam, war er ernst, etwas düster und schweigend, aß wenig oder auch gar nichts. Ein andermal erzählte er, ruhig immer, doch oft mit umwölkter Stirn: wenn er den Schlüssel einstecke und aufschließen wolle, scheine es, als ob der unsichtbare Theilnehmer des Zimmers, gleichsam als werde er überrascht, schnell aufspringe und mit Poltern, Umwerfen der Stühle in das Nebenzimmer eile, das aber immer von beiden Seiten verriegelt war. Sehr oft sei es so, daß er glauben müsse, es habe sich jemand auf sein Arbeitszimmer und zu seinen Papieren geschlichen. Trete er aber ein, finde er alles ungeändert, so wie er es verlassen, Bücher, Papiere, Federn u. s. w., alles am gewohnten Platz, den Stuhl wie den Tisch, an dem er zu schreiben pflegte, unverrückt. Die Mutter, die manche häusliche Geschäfte in einem benachbarten Zimmer, auf demselben Gange, in demselben Stock, vorzunehmen pflegte, sagte wol zu ihren heranwachsenden Kindern: Gott verzeih' mir — ich glaube, Euer Vater ist doppelt! — Was das Grauenhafte ungemein verminderte, war, daß die Nächte und auch die

Nachmittage ſtill waren. Vormittags, beſonders aber in den Mittagsſtunden, waren länger als ein Jahr polternde Geräuſche, was auch Beſuchende wahrnahmen. Wirklich niederſchlagend war es, daß alle Wahrnehmungen nicht blos an ſich unerfreulich waren, ſondern daß auch kein tieferer Gehalt darin erkannt werden konnte. Sie waren weder anzeichend, noch warnend, noch weniger erhebend oder tröſtend, alles ſah wie ein Spiel böswilliger Geiſter aus, die nur Schrecken und Grauen erregen wollten. Indeß übte auch hier Gewohnheit ihr Recht. Wir hatten uns faſt an die unheimlichen Unſichtbaren gewöhnt, und da ſie uns nicht weiter ſchädlich berührten, ließen wir ſie meiſt unbeachtet. Wie viele Nachforſchungen und Unterſuchungen man auch vornahm, keine derſelben brachte erklärende Reſultate. Mit dem Tode der Mutter, der früh erfolgte, verſtummte alles Unheimliche, als ob es Anzeichen dieſes Trauerfalles habe ſein ſollen.

Zum zwanzigſten Brief.

(Erſter Theil.)

Die Bemerkung von mir, worauf ſich die Beantwortung bezieht: „Sie bemerken, daß ich in einer ſehr glücklichen Lage bin" u. ſ. w., habe ich gewiß nicht anders als mit Freude und Dank erwähnt, ob ich gleich erſt ſpäter mit allen nähern Verhältniſſen bekannt werden konnte. Wo findet ſich ein ſolches Zuſammentreffen der Elemente wahren Glückes? Zuerſt die reichen, mannichfaltigen Geiſtesgaben, die allgemeine Anerkennung derſelben, ihr Einfluß und Wirken, dann die ſo ganz außerordentlichen Familienverhältniſſe: Eine beglückende Nähe zweier Brüder, welche viele Jahre getrennt geweſen waren, die von allen Seiten ebenbürtige, ihn ganz beglückende Gattin und Lebensgefährtin, die alle ſeine Neigungen theilte, allen hohen Ideen folgen und darein eingehen konnte .... damit in Harmonie waren alle äußern Verhältniſſe .... die innigſte Verbindung mit

Schiller! die bis dahin, und noch lange, ungestörte kräftige Gesundheit .... endlich auch alle andern Begünstigungen des Glücks, worunter vor allen gehört, den letzten und nicht kleinen Theil des Lebens, frei nach seinen Neigungen, in dem schönen Tegel, seinen Lieblingsstudien zu leben .... gewiß eine seltene, erfreuliche Erscheinung!

Zum zweiundzwanzigsten Brief.

(Erster Theil.)

Die Hindeutung auf gewissermaßen natürlich-magnetische Träume, deren hier gedacht wird, möchte noch einige, wenn auch nicht erklärende, doch deutlicher machende Worte erfordern, über eine seltsame und gewiß seltene physiologische Stimmung, wie solche mir durch oft wiederholte, immer gleiche Erzählung bekannt worden ist, ohne Aufschluß erhalten zu haben, oder geben zu können.

Mein Vater erkrankte schwer und langwierig in meiner frühesten Kindheit. Gegen alle Erwartung der Aerzte wurde er erhalten und gerettet durch eine schwere Operation, die ein sehr geschickter Wundarzt, der hinzugezogen wurde, verrichtete. Derselbe wurde nach erfolgter gänzlicher Genesung des Vaters von der Familie wie ein theurer Wohlthäter geliebt und verehrt, und beide Häuser kamen in innige Verhältnisse, um so mehr, da Groß und Klein von gleichem Alter waren. Im nächsten Frühjahr wurde der erste Besuch in die benachbarte Stadt, zum Doktor und Regimentsarzt M., gemacht. Dieser kleine, fröhliche Ausflug war für uns Alle ein wahres Fest. Schon beim Stillhalten des Wagens, bei dem Aussteigen, bei dem Eintritt in den Hausflur wurde mein Vater still und bestürzt, mehr noch beim Eintritt in die Wohnstube. Das M—sche Haus war alt und winkelig, man fand sich nicht gleich darin zurecht, und ein versteckter Gang führte in einen kleinen Garten, von den Kin-

dern der Irrgarten genannt. Nach dem ersten Empfange sollten nun erst den Gästen ihre Zimmer angewiesen werden. Jetzt nahm der Gast den Hausherrn an den Arm, mit den Worten: „Nun will ich Sie führen.“ Schweigend brachte er ihn erst in die Gastzimmer, dann durch alle Räumlichkeiten durch, vor dem Eintritt in jede Stube und Kammer die Bestimmung derselben bemerkend, und zuletzt auch kännte er den versteckten Gartenweg. Fast genauer als im eigenen Hause, kennt er hier jedes Meuble, und giebt der erstaunten Gesellschaft folgenden Aufschluß: während seiner dreimonatlichen schweren Krankheit habe ihn jeder matte Krankenschlummer in dies Haus gebracht; er habe in allen diesen Räumen so oft und so lange verweilt, daß er alles auf's genaueste kenne. Da er aber den Schauplatz seiner Träume nie gesehen habe, es also keine Erinnerungen sein konnten, welche in der kranken Einbildung wieder aufstiegen, so habe er es ganz natürlich für phantastische, kranke Traumbilder gehalten, ohne weiter darauf zu achten. Man möge nun sein Erstaunen nachempfinden, wie er schon beim Stillhalten des Wagens, schon beim äußern Anblick des Hauses, und immer mehr und mehr, seine Traumbilder verwirklicht sehe!

Er mochte gern bei dieser sonderbaren Erscheinung seines innern Sehvermögens verweilen, und erzählte diese Erfahrung gern, und immer getreu dasselbe, so daß ich es ebenfalls getreu wiedergeben kann. Nie ist uns über die sonderbare Sache, die für Wilhelm von Humboldt lebhaftes Interesse hatte, und die er natürlichen Magnetismus nannte, ein näherer Aufschluß geworden. Wer möchte sich ein ähnliches inneres Vermögen wünschen! — Zschokke gedenkt in seiner Selbstschau eines ähnlichen innern Sehvermögens, doch auch sehr verschieden, da es fremde Begebenheiten, und selbst Heimlichkeiten Anderer, vorüberführt.

Eine Antwort auf den Schluß des letzten Briefs findet sich unter meinen Papieren nicht mehr, doch einige Fragmente, die nur dahin gehören können, und denen, da sie charakteristisch sind, eine besondere Stelle hier eingeräumt werden mag.

„Wo fände ich Worte für den Gesammteindruck, den der Schluß Ihres unendlich gütigen Briefes auf mich gemacht hat. Erstaunen, Verwunderung, Beschämung und Freude, und selbst eine Art Erschrecken — vor allem aber tief gerührte Dankbarkeit für Ihre sich immer gleich bethätigende Sorge und Theilnahme, und — für Ihre, mich tief rührende, alles aufwiegende Würdigung meines so unbedeutenden Werths. Welche reiche Entschädigung für manches bittere Weh!“

„Ist Licht in meiner Seele, so ist es ja nur durch Sie mehr entzündet mein Eigenthum geworden. Sollte ich nun herausgeben, was mich bereichert, belebt, beseelt und beseligt, wie arm, wie todt, wie entseelt würde ich werden!“

„Sollen, dürfen wir Frauen die Schätze unsers Innern, den größern oder geringern Reichthum unsers Gemüths, herausgeben? Soll er nicht vielmehr nur uns beleben und erwärmen?“

„Ihnen, ja Ihnen, mein hochverehrter, angebeteter Freund! möchte sich mein ganzes Innere zeigen, und nur Ihnen, um von Ihnen verstanden, getröstet, belehrt, berichtigt, zurecht gewiesen zu werden. Dies unbegrenzte Vertrauen, womit ich immer zu Ihnen, ohne alle Scheu, reden kann und rede, wundert mich oft selbst, und scheint mir oft wunderbar, bei der Ehrfurcht, die mich natürlich erfüllt. Wie haben Sie es nur angefangen, es mir einzuflößen!“

„Niemals könnte ich mich entschließen, so hervorzutreten. Es gehört dazu eine Kühnheit, die mir ganz versagt ist. Wie dankbar ich fühle, wie ehrend es für mich wäre, unter Ihrem Schutz öffentlich zu stehen (o! ich habe das lange gewußt, und schwieg dennoch), aber gewiß ist mir diese demüthige Schüchternheit angeboren, meine Verhängnisse haben sich nur vermehrt. Es mag indeß sein, daß, was vor den Sonnenstrahlen des Glückes sich entfaltet, die kühnen Blicke erträgt, indeß das, was

im dunkeln Schatten verboegen sich erschließt, gleichsam erschrickt und welket."

„Doch will es mir auch im Allgemeinen vorkommen, als ob Frauen des schützenden Schattens der Verborgenheit bedürfen. So, wie wir ihn verlassen, sind unzählige geschärfte Pfeile auf uns gerichtet, die ihr Ziel nicht verfehlen. Nein, nie fände ich den Muth, der dazu gehört, wie durchdrungen von Dank für Ihre Güte ich auch bin. Zwischen Therese Huber und mir kann kein Vergleich Statt finden. Sie war eine Tochter von Heyne, Forster's und Huber's Gattin, in ihr hatten sich ungewöhnliche Kräfte entwickelt, bei der reichsten Phantasie. Was aber habe ich!"

„Da wir aber einmal auf diesen Punkt gekommen sind, so gestehe ich Ihnen gern ein — obschon im Ganzen gegen Sie darüber zu schweigen ein eben so heiliges als zartes Gefühl gebietet —, daß ich es für eine wahre Himmelswohlthat erkennen würde, wenn ich in spätern Jahren — sollte dies schwere Loos meiner warten — wieder frei von Arbeitsdruck werden könnte. Doch müßte es auf eine Art sein, die sich mit meiner ganzen Individualität vereinbaren ließe, da, wie Sie sehr gütig bemerken, dieser nicht alles angemessen sein dürfte, was für Andre vielleicht willkommen wäre. Immer werde ich auch in diesem Betreff zu beklagen haben, daß der für mich so wohlwollend gesinnte Herzog von Braunschweig so früh bei Waterloo gefallen; hätte er länger gelebt, so würden meine Verluste mir durch seine Gerechtigkeit ersetzt und dadurch mir sorgenloses Alter gesichert worden sein!"

„Aber ich will und darf mit den Fügungen nicht rechten! Alles mußte so kommen, und nichts durfte fehlen, wenn ich das erreichen sollte, was das Schicksal — oder lassen Sie mich nach meiner Weise sagen, die Vorsehung — mir bereiten wollte: Ihnen, mein geliebter, angebeteter Freund! näher zu kommen, Ihrer Freundschaft theilhaftig zu werden, wie Ihres Einflusses auf meinen Charakter und dessen Entwickelung."

„Auch bleiben mir in Wahrheit schöne und reiche Genüsse, deren selbst manche reiche Frau entbehrt, Genüsse, welche der aus früherm Wohlstand Verarmte in seine Verarmung mit hinüber nimmt, und die dem in Armuth Aufgewachsenen ganz fremd sind, weil dieser im Reichthum allein die sichere und unerschöpfliche Quelle des Glückes zu sehen pflegt. Ich habe zwar ein mühevolles Geschäft gewählt, aber es ist kunst- und naturverwandt. Ich gewinne durch Mühe und Fleiß eine Unabhängigkeit in freier Natur und unbemerkter Einsamkeit, wie sie meinen tiefsten Neigungen gemäß ist und entspricht. Ich habe mir ein ganz freies Erholungszimmer gerettet und bewahrt, und dahin flüchte ich, wenn meine täglich wiederkehrende Last mich zu schwer bedrückt. Das Ganze meiner Thätigkeit nimmt wol meine Gedanken, Sorgen und Anordnungen vielfach in Anspruch, aber der, zwar kleinere, doch glücklicherweise nicht fehlende mechanische Theil meiner Beschäftigung läßt den Geist völlig frei, und dann mir selbst überlassen, spinne ich die Ideen Ihres letzten Briefes in tiefster Seele fort, und erkenne mit heißem Dank, wie sie, neben den köstlichen Gaben der Theilnahme und des Trostes, vor allem bezwecken, mich über Leben und Verhängnisse zu erheben, und mich auf die Höhe zu geleiten, aus der Sie selbst beides betrachten.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.